Fritz Mauthner

Ausgewählte Schriften

Sechster Band

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Fritz Mauthners Ausgewählte Schriften

6. Band

Erzählungen

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

4596

Erzählungen

Von

Fritz Mauthner

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

210415
18. 3. 27

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1919
by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Germany

Vom armen Franischko

Kleine Abenteuer eines Kesselflickers

Dem Andenken meiner lieben Mutter gewidmet

Wie der Franischko die Historie studierte

Der erste Herbststurm jagte die Blätter der Buchenwälder über einen der Berge der Karpathen, von dessen westlichem Abhang die letzten Hütten eines armseligen Slowakendorfes niederblickten.

Vor einer kleinen, wie in die Erde versunkenen, strohbedeckten Lehmbude stand der alte Franio und streichelte den Kopf seines Buben, während er ihm mit dem Finger der anderen Hand den Lauf des glitzernden Flusses deutete.

„Und schon morgen werden wir auf die Reise gehen, Tatko (Vater)?" fragte der Knabe, indem er die stillen träumerischen Augen freudestrahlend zum Vater aufschlug.

„Ja, Franischko. Aber du mußt fleißig laufen und nicht müde werden; dafür werde ich dir alle Städte der Welt zeigen, wo die Leute in seidenen Kleidern schlafen gehen und in ihren Betten spazieren fahren."

Der Knabe suchte mit seinen Blicken die Ferne zu durchdringen, ob sich ihm nirgends eines der Wunder offenbarte, aber er sah nichts als einen breiten grauen Strich, in welchem der abendliche Himmel und die Erde ineinander übergingen.

Jetzt nahte ein langsamer Schritt. Die Mutter kam von der Feldarbeit nach Hause. Noch einige hundert Fuß über der Hütte, hinter dem Wäldchen, besaß Franio einen Kartoffelacker, dessen Bestellung der Hausfrau oblag. Sie kam jetzt von schwerer Tagesarbeit nach Hause, den frühgealterten Körper gebeugt unter einem Sack voll Kartoffeln. Als Franischko die Mamka (Mutter)

erblickte, eilte er jubelnd auf sie zu und teilte ihr mit geflügelten Rufen mit, daß der Tatko morgen wieder auf die Wanderschaft gehe und ihn, den Franischko, endlich mitnehmen wolle.

Tränen stürzten über das verkümmerte Gesicht der Frau, aber ohne sich aufzuhalten, ohne den Knaben anzusehen, wankte sie weiter; ohne den Gatten zu begrüßen, schritt sie, noch tiefer als bisher sich bückend, in ihre Wohnung. Hier lud sie den schweren Sack ab und ging ungesäumt daran, die Kartoffeln zum Abendmahl zu kochen. Wohl währte es diesmal etwas länger als gewöhnlich — das feuchte Holz hatte wohl lange nicht Feuer fangen wollen —, endlich aber konnte sie die beiden hineinrufen.

Trotz ihrem Kummer hatte die Mutter außer Kartoffeln und Salz auch ein mächtiges Stück Speck auf den rohen Tisch bereitgelegt, und der alte Franio griff auch schnell danach, als ob er großen Hunger hätte. Aber es mußte ihn plötzlich ein heftiger Zahnschmerz ergriffen haben, denn er legte den Speck wieder hin, stemmte das Gesicht tief aufseufzend in die Hände und verließ nach einer Weile die Stube, ohne einen Bissen gegessen zu haben. Die Mamka folgte bald. Der kleine Franischko, der beim reichbesetzten Tisch allein zurückblieb, sah in den ungemessenen Genüssen der heutigen Abendmahlzeit einen köstlichen Vorgeschmack all der guten Dinge, die ihn von morgen ab in der großen Welt erwarteten.

Draußen standen die Gatten schon eine ganze Weile wortlos nebeneinander.

„Muß es sein?“ fragte endlich die Frau.

„Frage dich selbst,“ antwortete Franio, der unaufhörlich in die Ferne hinausstierte. „Der Bub ist zwölf Jahre alt. Seine Brüder waren alle nicht älter, als sie anfingen zu verdienen. Ich war seinerzeit auch nicht älter und bin doch noch lebendig.“

„Aber nach Weihnachten ließe sich ja mit Holzfällen etwas gewinnen. Da solltest du doch zu Hause sein. Ich

könnte zwar auch das Beil führen. Aber sie haben mich ausgelacht im vorigen Winter, wie ich um Arbeit im Walde bat. Man nimmt nur euch Männer."

„Ich bin zu Neujahr zu Hause. Franischko ist klug und folgsam. Bis dahin habe ich ihn längst abgerichtet."

„Aber der Franischko ist gar so klein!"

„Unser Acker ist auch klein," rief rauh der Gatte. „Die Erdäpfel sind dieses Jahr schlecht geraten. Im Frühling und im Sommer gibt's für uns alle etwas zu tun. Aber der Winter duldet kein unnützes Maul im Trenschiner Komitat."

„Franischko wird satt werden, ich weiß zu hungern," sagte die Mamka, indem sie bittend die Hand des Mannes erfaßte.

„Und wer soll Haus und Feld bestellen, wenn du verhungert bist, Bora," antwortete Franio wild. „Schweig, es muß sein. Mir ist das Herz schwer genug, und wenn du mir's noch schwerer machst, so werd' ich bös. Du weißt!"

Eine Pause folgte, während welcher die Frau leise vor sich hin weinte und der Mann gewaltsam das Gefühl bekämpfte, das ihn schütteln wollte. Dann faßte die Frau sich noch einmal ein Herz und sagte: „Ich werde den Franischko doch noch einmal zur Baba (Großmutter) bringen dürfen, sie hat ihn so lieb. Vielleicht schenkt sie ihm etwas."

Franio antwortete nicht, doch die Frau war gewöhnt, das Schweigen als Zustimmung zu betrachten. Franischko durfte noch einmal die bunte Pelzmütze, den Schirak, aufsetzen und den breiten formlosen, schmutziggelben Tuchmantel, die Halena, umwerfen. Dann eilte die Mutter mit dem Knaben fort. Sie kam verstört bis zu der allerletzten Hütte am Saume des Waldes, wo ihre Großmutter, eine Greisin von mehr als hundert Jahren, seit unvordenklichen Zeiten wohnte.

Lange Zeit hörte die Baba kopfschüttelnd und kopfnickend zu, wie ihre Enkelin über ihr hartes Los jammerte

und wie der kleine Urenkel von den Herrlichkeiten der Welt phantasierte. Als endlich beide müde geworden waren und erwartungsvoll in die klugen Augen der Alten schauten, da begann die Baba endlich zu reden.

„Als ich geboren wurde, reichte der Wald bis ins Tal hinunter, und mein Vater wohnte auf eigenem Grunde über dem Herrenwald. Heute besitze ich kaum noch soviel Acker, um mich auf eigenem Lande sterben legen zu können. Aber euer Dorf zieht sich jetzt ins Tal hinunter, und über mir wächst der junge Herrenwald empor. Ja, ja, Kinder, wenn man so eine Weile zuschaut, erfährt man es: bergauf, bergab, alles tanzt im Kreise herum.

„Ja, alles tanzt im Kreise herum. Das Wasser von Wolke und Fluß ist bald da, bald dort, die reichen Ernten sind bald beim Nachbar, bald bei uns, und die Herrschaft der Welt gehört heute uns und morgen unseren Herrn. Sogar die Schwarzröcke kommen und gehen.

„Was ich dir jetzt berichte, Franischko, das habe ich freilich nicht selbst gesehen, aber ehrliche Leute haben es mir erzählt. Weißt du, in welchem Lande wir leben? Weißt du, von welchem Volke du bist? Weißt du, wie unser Kaiser heißt?"

Der Knabe schüttelte zu all diesen Fragen verwundert den Kopf. Die Baba schaute mißbilligend auf des Kindes Mutter. „Das ist nicht recht, Bora," sagte sie. „Du brauchst den Knaben nicht in die Schule gehen zu lassen, aber von seinen Vorfahren solltest du ihm einmal erzählen und von den Schicksalen unseres Reichs. Auch deine Kinder sollen nie vergessen, daß unsere Familie mit den alten Königen verwandt ist."

Bora küßte demütig den Ärmel der Großmutter. „Die Erdäpfel sind so schlecht geraten," sagte sie wimmernd, „da vergißt man mancherlei."

„Die Sommer sind gut und schlecht, Bora, das tanzt alles im Kreise herum. Aber unsere Familie — ach, Jammer und Elend! Unsere Familie besteht aus Bettlern und einem alten Weibe!

„Aber du, Franischko, mein Seelenbübchen, du sollst nicht ganz vergessen die einstige Größe deiner Vorfahren. Du mußt nämlich wissen, Franischko, daß vor vielen, vielen hundert Jahren die Könige dieser Berge die Herren der Welt waren. Drüben in Trenschin saß unser König auf einem goldenen Thron, und von allen Gegenden kamen die Fürsten und drückten vor ihm die Stirn in den Staub. Und der König hatte alle Eisendrähte des Landes angekauft und lange Glockenzüge hergestellt von den fernsten Türmen der Erde bis in seinen Thronsaal. Und wenn irgendwo im Norden oder im Süden Empörung ausbrach, so zog der Türmer an der Glocke und der große König ritt fort mit seinen kleinen Pferden und kam nicht wieder, bevor nicht die Köpfe der Schuldigen über die Erde kollerten.

„Aber unsere Könige glaubten, daß es etwas Unveränderliches gäbe unter dem Monde, und so sündigten sie lustig drauf los, bis es endlich zuviel wurde. Und es schien, als ob die Gnade des Himmels ihrem Treiben zulächelte. Es war aber nur ein trügerisches Geschenk der Hölle, als eines Tages hier und dort, in Teplice, in Pöschtian und in Warlawa heiße Quellen aus dem Boden brachen, so gut und heilkräftig, daß alle Kranken Genesung finden konnten. Es war aber nur ein Netz, welches der schwarze Gott den Mächtigen des Landes gestellt hatte. Und sie ließen sich umgarnen! Der König hatte in fremden Ländern fremde Ritter und fremde Frauen lieben gelernt, er verachtete selbst das arme Slowakenvolk, das ihn so hoch gehoben hatte. Und es kam ein Gesetz, daß in der heißen Quelle zuerst nur der König und dessen Verwandte baden sollten, dann durfte die hohe Geistlichkeit die Gebreste zurücklassen, die sie sich durch ihr gutes Leben geholt hatte. Dann kamen die fremden Ritter, die Ungarn und die Deutschen, an die Reihe, dann die vielen Tausend Kaufleute und Handwerker, die aus allen Städten herbeifuhren, um sich für ihr gutes Geld Gesundheit zu kaufen. Und jetzt erst,

zuallerletzt, wurde auch das arme Slowakenvolk zugelassen, ein jeder, den die Krankheit bedrückte. Als der Slowake endlich herankam, war aber das Wasser arm geworden und hatte seine Heilkraft an den vielen Fremden eingebüßt.

„Da kam die Strafe des Himmels über unsere Könige. Hungersnot brach herein, daß die Leute ihre Suppen aus Baumrinde kochten und hinstarben wie die Schmetterlinge im Herbst. Und als der König selbst am Ende war mit seinen Schätzen und den letzten Hafer seines Marstalls aufgegessen hatte, da ging er hin und verkaufte sein Volk und verkaufte alle seine Kronen an den großen römischen Kaiser und durfte dafür bis an sein Lebensende Fogosch essen und Schomlauer trinken, soviel er wollte. Aber die Hungersnot blieb bei uns im Lande. Unsere Wälder und unsere Felder gehörten nicht mehr uns, und wo der Weizen reifte, wo die Traube blühte, wo der Hirsch wechselte, da waren die fremden Herren bereit, die Hände danach auszustrecken, und der Slowake kam immer zu spät, immer zu spät.

„Und dennoch, alles tanzt im Kreise herum. Wie ich noch ein junges Mädchen war, da hörte ich's erzählen, es ist die reine Wahrheit. Es kam das Reich auf den guten Kaiser Josef. Der ging zeitlebens in einer alten Halena einher und verschenkte seine goldenen Kleider an die Armen. Und er fand den Draht, der von seinem Turm bis nach Trenschin führte, und er fragte nach seiner Bedeutung, aber niemand wollte ihm Antwort geben. Da legte er selbst sein Ohr an den Draht und lauschte, und da hörte er alle Klagen Trenschins und hörte die Rufe des hungernden Slowakenvolks. Da geriet er in großen Zorn und ließ allen die Köpfe abschlagen, die ihm keine Antwort hatten geben wollen.

„Dann aber ließ er sich nicht länger halten und befahl seinem Kutscher, sechs schnelle Pferde an den Wagen zu spannen und ihn so rasch wie möglich nach Trenschin zu bringen. Und hundert große Leiterwagen sollten in

scharfem Trabe folgen, ein jeder beladen mit hundert Säcken Weizenmehl. Und viele Herden von Schafen, Schweinen und Ziegen sollten nachgetrieben werden. Wo er erschien, sollte die Hungersnot ein Ende haben, wie die Nacht beim Aufgang der Sonne.

„Aber unseres Volkes Blutsauger waren auch nicht müßig. Sie hielten den guten Kaiser Josef auf mit Bittschriften und Klagen, bis es Abend wurde. Und als der Kaiser am nächsten Morgen aufbrechen wollte, da waren die beiden besten Rappen seines Wagens vergiftet. Der gute Kaiser Josef ließ sich davon nicht aufhalten. Er fuhr mit vier Pferden davon und schaute sich oft um, ob das Mehl und die Tiere nicht zurückblieben. Aber schon nach einer Stunde stürzte ein Pferd mit durchschnittener Sehne nieder. Der Kaiser fluchte und befahl weiterzufahren. Gegen Mittag stürzte das zweite Pferd, wenige Stunden später das dritte, als die Sonne unterging, das letzte. Niemand konnte sagen, wer der Missetäter gewesen.

„Da weinte der Kaiser vor Schmerz, daß er die Slowaken so lange warten lassen mußte, und rief: „Ich kann nicht stehen und rasten. Ich will zu Fuß laufen, bis ich den Slowaken Brot gebracht habe. Wer mich lieb hat, der tue wie ich."

„Und der gute Kaiser nahm zwei große Säcke auf seine Schultern und lief des Weges weiter. Niemand folgte ihm. Als er aber zur Brücke kam, da war sie von unbekannter Hand in der Mitte entzweigesägt, und drüben standen die Blutsauger und lachten. Der Kaiser aber kam mit schnellen Schritten bis in die Mitte des Steges, dann brach alles zusammen und der Kaiser verschwand in den Wellen. Aber ertrunken ist er nicht und gestorben nicht bis heute.

„Seitdem müssen alle Slowakenknaben weit, weit in der Welt herumziehen und den guten Kaiser Josef suchen. Wo einer von euch ein weißes Weizenbrot geschenkt bekommt, da ist eine Spur vom guten Kaiser

gefunden, und wo einer von euch einen freundlichen Gruß bekommt, da ist der Kaiser Josef nicht mehr weit. Und wer ihn endlich selber sieht, der soll ihn herbringen nach Trenschin, auf daß die Hungersnot ein Ende nehme und des Slowakenreiches Herrschaft wieder währe, so weit die Sonne scheint. Kommen wird's, kommen wird's, denn die ganze Welt tanzt im Kreise herum. — —"

Der Morgen graute noch kaum, als Franischko geweckt wurde. Er hatte so süß von Weizenbrot und seidenen Kleidern geträumt und von dem Haus des Kaisers, wo in allen Ecken Mausefallen aus Golddraht blinkten. Jetzt stand der Vater vor ihm und befahl ihm, sich fertig zu machen.

Eine große Ladung der Blech- und Drahtwaren, mit denen Franischko von nun an hausieren gehen sollte, lag vor der Tür. Der Vater lud den größten Teil auf seine eigenen Schultern, doch hatte der Knabe immer noch schwer genug zu tragen. Weinend trat die Mamka hinzu, prüfte aufjammernd das Gewicht der kleineren Last und schob heimlich einen weichen Tuchlappen zwischen den Tragriemen und die Schulter. Dann ging sie in die Hütte zurück, um sich dort in den Armen der Baba auszuschluchzen.

Ohne Abschied schritten die beiden Slowaken den Berg hinab und waren bald im Frühnebel verschwunden.

Wie der Franischko das Stehlen lernte

Ein zerlumpter Slowakenbube saß am Wegrand, kaum hundert Schritte vom letzten Häuschen des wohlhabenden Dorfes entfernt. Als er den Herrn Pfarrer vom nahen Walde daherkommen sah, trocknete er versuchsweise mit dem Handrücken sein Gesicht und hörte auf zu schluchzen; aber der fliegende Atem seiner Brust, die roten Augen und der verstörte Ausdruck bewiesen, daß er lange und bitterlich geweint haben mußte.

„Wie heißest du, mein Sohn?“ fragte der Pfarrer und streckte dem ängstlichen Knaben die Hand zum Kusse entgegen.

„Franischko, Eure Gnaden!“

„Wie heißest du ferner?“ fragte der Pfarrer wieder.

„Ich weiß ich nix.“

„Wo sind deine Eltern?“

„Mamka ist zu Hause, weit, viel weit, daß mir Füße sehr weh tun, und Tatko ...“ Der Knabe konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen.

„Ist dein Vater gestorben?“ unterbrach der Pfarrer ungeduldig die Pause.

„Tatko ist nicht gestorben. Hat kleines Franischko mit sich genummen von Haus und wullt Mamka Geld für Steuer mitbringen. Gestern is kummen Pulizeit und hat weggenommen alles. Oje, oje! Und Tatko hat Pulizeit mitgenummen und hat einsperrt und hat Franischko allein lassen!“

Dem Pfarrer wurde der Jammer des Knaben peinlich. Er wandte sich zu gehen, doch noch einmal redete er den Buben an.

„Du sollst nicht stehlen!“ sagte er, indem er seinen Finger milde drohend emporhob. Hierauf ließ er den Knaben allein und hörte nicht mehr, wie das Kind mechanisch: „Sollst nix töten! Sollst nix stehlen! Sollst nix ehebrechen!“ vor sich hin murmelte. Töten? Stehlen? Ehebrechen? Franischko verstand die Bedeutung dieser Silben nicht, aber bei den Worten des Pfarrers hatte er sich an die einzigen deutschen Sätze erinnert, welche die Mamka sprechen konnte und die sie ihrem Söhnchen als Schutz gegen böse Geister ins Gedächtnis eingeprägt hatte. Franischko freute sich, daß auch der Herr Pfarrer die Sprüche der Mamka kannte.

Doch was beginnen? Sein Vater war sein Herr, sein Beschützer, sein Ernährer. Sein Vater weckte ihn des Morgens, führte ihn umher und wies ihm seine Arbeit an, gab ihm das Brot, das er essen, den Schluck

Wasser, den er trinken durfte; sein Vater schlug ihn, wenn er ungehorsam, und trug ihn auf den Schultern, wenn er müde war. Franischko kannte nichts auf der Welt als seinen Vater. Wer wird ihm jetzt zu essen geben? Und Franischko hat Hunger.

Wohl hat ihm einst der Tatko gesagt: er könne sich sein Brot selbst verdienen, wenn er es genau so mache, wie der Vater. Ja, das war aber schwer! Freilich, schadhafte Töpfe ausbessern, neue Drähte in alte Fallen einziehen, darauf verstand sich Franischko schon recht gut; auch wußte er zu fordern und mit den Feilschenden handelseins zu werden. Für die Mausefalle so viel „Krajzari", für die große Blechstürze so viel; und wenn die Bauersfrau schalt, so ließ er's um die Hälfte. Ja, aber bisher war er nur in Begleitung des Vaters an den großen Kettenhunden vorbei in die Bauernhöfe gedrungen; allein hätte er es nicht gewagt.

Franischko hatte fünf ältere Brüder, die alle das Handwerk schon fleißig übten; zwei in Böhmen — die jüngsten, zwei in Wien, einer am Rhein — der älteste. Franischko selbst war erst vor einigen Wochen zum ersten Male mit dem Vater in die Welt gezogen; noch hatte er nicht ausgelernt und schon war er allein, plötzlich allein, und hatte Hunger.

Er mußte es machen, wie es der Vater machte — das war klar. Er raffte sich also auf, warf seine Waren über die rechte Schulter und schritt dem Dorfe zu. Schon war es Feierabend, es dunkelte. Franischko blieb ängstlich vor dem Tore des nächsten Hofes stehen und ließ erst leise, dann laut und gellend sein: „Drahtowat!" *) erschallen, wie er es vom Vater gelernt hatte. Da vernahm er Hundegebell und Scheltworte; aufschreiend floh

*) „Drahtowat" ist ein aus Stämmen zweier Sprachen zusammengesetztes Wort. Das deutsche „Draht" erhielt die slawische Verbalendung „owat" und bekam dadurch die Bedeutung „mit Draht binden", es ist der Ruf, mit welchem die Slowakenjungen bei ihren Wanderungen durch die Straßen auf sich aufmerksam machen.

das Kind. Vor dem zweiten Bauernhause ertönte abermals, noch lauter und dringlicher, sein: „Drahtowat!“ Doch schon waren die Hunde des ganzen Dorfes aufrührerisch geworden. Von vorn und von hinten, von rechts und von links scheuchte ihn das wütende Gebell. Wie ein gehetztes Tier jagte der Knabe die Dorfstraße hinab. Er hörte nicht die Schimpfreden, die einzelne Bauern ihm nachriefen, welche nach dem Grunde des Lärmens schauten. Wenn ihn die Hunde packten?! Jetzt öffnete sich ein stilleres Seitengäßchen. Hier lief Franischko hinein; rechts trennte ihn ein niederer Zaun von einem Obstgarten. Darin bellte kein Hund. Mit einem Satze war er über die Bretter hinweggesprungen und da stand er, schwer atmend, unter dichten, von reifen Früchten niedergebogenen Zweigen eines Pflaumenbaumes.

Er hörte das Bellen nur noch aus der Ferne. Der Gefahr war er entronnen, Müdigkeit und Hunger stellten sich wieder ein. Sollte er zu dem Krümchen Brot, das er in der Tiefe seines schmutzigen Sackes noch vorfand, einige Pflaumen pflücken? Das ging nicht an, denn er durfte nur das essen, was ihm der Vater gab. Seufzend legte er sich unter dem Baume nieder, sehnsüchtig blickte er zu den Früchten empor. Wenn Mamka da wäre, sie würde ihn gewiß nicht hungern lassen! Mit diesem Gedanken schlief er ein. — — —

Ein derber Fußtritt weckte ihn auf. Es war heller Morgen, der Bauer stand vor ihm.

„Verfluchter Krowat! Willst du wohl machen, daß du von hier fortkommst! Wer heißt dich, meine Zwetschgenbäume bestehlen? Gleich läufst du oder ich will dir mit meinem Stecken Beine machen!“

Schon war Franischko wieder auf der Straße. Indessen war die Bäuerin hinzugetreten und hielt ihren drohenden Mann zurück.

„Siehst du nicht, wie blaß der Junge ist? Wenn du so zuschlägst, wird er hin.“

„Ach was, es wäre just kein Unglück, wenn einer von diesen Halunken weniger im Lande wäre. Gestern haben sie den Alten eingesperrt, weil er dem Schmiedelfranz zwei Hühner gestohlen hat, und heut strolcht der Bub in meinem Garten herum. Da soll man wohl noch schön tun und dem Kerl selber die Pflaumen vom Baume holen? Laß mich in Ruh!"

Franischko stand jetzt auf dem Dorfplatz. Ihn kümmerte es wenig, daß die Dorfjungen ihn verhöhnten, daß sie boshaft oder lustig den Ruf „Drahtowat!" in langhingezogenen Tönen nachahmten, daß sie ihn „Mausiratzenfaller", „Krowat" und „Slowak" schimpften, daß sie Erdklöße und sogar ganze Steine nach ihm warfen. Er dachte darüber nach, wie es der Vater machte, um zu einem Stücke Brot zu gelangen. Jetzt schien ja die liebe Sonne, jetzt brauchte er sich vor den Hunden nicht so zu fürchten, jetzt waren die Menschen nicht so mißtrauisch.

Von Haus zu Haus zog er, überall bot er seine Dienste an, überall umsonst. Erst gestern hatten die Bauern den Alten gefesselt durchs Dorf führen sehen, für die nächsten Tage wollten sie mit keinem Slowaken etwas zu tun haben. Hätte ihm das dreijährige Kind der ledigen Schulzenhofmagd nicht seinen Sonntagskuchen und die schöne Kellnerin vom „Roten Löwen" nicht ein Glas Milch geschenkt, er wäre vor Schwäche umgesunken.

Die Hitze des Tages nahm noch immer zu, obgleich es schon auf den Abend ging. Auf dem Platze stand ein Muttergottesbild. Franischko erinnerte sich an seine Mamka und setzte sich nachsinnend auf die Stufen der Säule. Wenn er stürbe, so käme er in den Himmel, hatte man ihn gelehrt. Er wollte aber nicht in den Himmel kommen, wenn es oben so heiß war.

Da kamen zwei Männer des Weges, der Pfarrer und neben ihm der Herr Adjunkt, ein junger Mann, der erst vor kurzem die Universität verlassen hatte.

„Ein störisches Volk, diese Slowaken," sagte eben der Pfarrer. „Selbst mein Zureden konnte den Mann nicht zum Geständnisse seiner Schuld bewegen. Leider, leider!"

„Da liegt sein Bub, Herr Pfarrer," rief der Adjunkt. „Er ist ja kaum zwölf Jahre alt; er wird zu einer Aussage zu bringen sein. Kommen Sie, Herr Pfarrer; Sie werden vielleicht einem interessanten Verhör beiwohnen."

Sie rüttelten den Knaben aus seinen Träumen auf. „Liebes Kind," nahm der Adjunkt das Wort, „weißt du auch, weshalb sie deinen Vater eingesperrt haben?"

„Ich weiß ich nix."

„So hast du denn gar nichts in der Schule gelernt? Nicht einmal die zehn Gebote? Weißt du denn nicht: Du sollst nicht stehlen?"

„Sollst nix töten! Sollst nix stehlen! Sollst nix ehebrechen!" murmelte der Knabe und schaute dabei dem Adjunkt so kummervoll, so unschuldig ins Gesicht, daß dem jungen Mann eine Ahnung aufging, das Kind müßte doch am Ende nicht an den Streichen seines Vaters beteiligt sein. Doch besann er sich und fuhr fort:

„Hast du auch schon mit deinem Vater gestohlen?"

„Ich weiß ich nix."

„Lassen Sie das Kind," unterbrach der Pfarrer das seltsame Verhör.

Doch der Jurist ließ nicht mehr ab. „Wie, du wüßtest nicht, was stehlen heißt? Hast du noch niemals Erdäpfel aus dem Felde gezogen und sie beim Feuer des Erdäpfelkrautes gebraten?"

„Hab ich nix zogen, hab ich nix braten."

„Dein Vater aber tat es alle Tage. Nicht wahr?"

Franischko horchte hoch auf. Das also war es, was der Tatko machte, um zu essen zu haben? Ja, da mußte er es auch so machen. Was Tatko machte, das war gut. Vorsichtshalber fragte er aber doch: „Hat Tatko stohlen?"

„Freilich! Und du wirst ihm wohl dabei geholfen haben! Erinnere dich nur recht! Wo ein Haus leer stand, da ging dein Tatko hinein — he? — und was an Eßwaren dalag, das nahm er mit, he? Eine Wurst, einen Schinken, einen Brotlaib — he?"

Dem armen Franischko lief das Wasser im Munde zusammen; jetzt war ihm geholfen, er wußte, wie es der Vater machte.

„Hab nit wußt!" sagte er, dankbar zu dem jungen Juristen aufblickend.

„Arme Seele," rief der Pfarrer. Der Adjunkt lachte ärgerlich, und die Männer gingen ihres Weges weiter. —

Am Abende dieses Tages wurde der alte Franio aus seiner Haft entlassen, denn der wahre Hühnerdieb hatte sich gefunden. Der Slowak bekam sogar noch ein Stück Kommißbrot auf den Weg und den Rat, sich in diesem Bezirk nicht wieder blicken zu lassen; er war's zufrieden, doch machte ihm das Schicksal seines Buben schwere Sorge. Was war aus dem Kinde geworden? Niemand wollte es seit einigen Stunden gesehen haben, und die Nacht brach schon herein. Und überdies drohte ein schweres Gewitter.

Der Alte durchforschte die ganze Umgebung des Dorfes, lange umsonst; da, als er um eine Waldecke bog, an dessen Saume ein Kartoffelfeld lag, sah er seinen Buben. Er saß neben einem kleinen Feuer, in welchem Kartoffeln brieten; neben ihm, auf dem Rasen, glänzte ein Stückchen Speck und ein Würstlein. Als Franischko den Vater erblickte, sprang er auf und eilte ihm stürmisch entgegen. Der Vater war erschrocken.

„Wo hast du das her, Franischko?" fragte er in seiner Muttersprache.

„Oh, Tatko, du wirst mich loben," rief das Kind. „Ich habe alles gemacht wie du. Und ich war sehr geschickt, du mußt mich jetzt alles lehren, was du kannst!"

„Wo hast du das her?" wiederholte der Vater.

Franischko schaute seinen Vater schelmisch an. Er

zögerte mit der Antwort, um dessen Neugier aufs höchste zu spannen. Wie wird sich der Tatko freuen, wenn er hört, was sein braver Franischko in seiner Abwesenheit gelernt hat! Franischko war auf Speck und Wurst beinahe ebenso stolz wie damals, als er den Vater mit der ersten, eigenhändig ausgeführten Mausefalle überrascht hatte. Auch damals war sein Lerneifer gelobt worden.

Endlich hielt er sich nicht länger. Er wollte sein Lob einheimsen. Er rief vergnügt:

„Schau, was ich Neues kann! Gestohlen hab' ich's! Ja, Tatko, ich hab' das Stehlen gelernt! Ganz allein hab' ich's gelernt." — —

„Du Bankert!" schrie der Alte und warf wütend das Kind zu Boden. Doch schon besann er sich, setzte sich neben seinen Knaben auf die Erde, beruhigte ihn und fragte ihm allmählich ab, wie er denn das Stehlen gelernt hätte. Schwere Tränen rannen über das zermarterte Antlitz des Slowaken, als er den Bericht vernahm. „Pamboschko na nebi" (Gott im Himmel), rief er, „was wird die Mutter dazu sagen." — —

Das Feuer war erloschen. Franischko wartete seit einer Stunde darauf, daß sein Vater ihm zu essen gäbe. Jetzt zog der alte Franio das Stück Kommißbrot aus dem Sack, schnitt es in zwei Hälften; die eine gab er dem Knaben. Wurst und Speck hatte er in der ersten Erregung beiseite geworfen. Franischko ließ sich das harte Brot gut schmecken. Der Alte aber schielte fortwährend nach dem gestohlenen Gute hinüber. Wer's so gut haben könnte! Plötzlich schluckte er mit einem groben Fluche einen großen Bissen Brotes, an dem er schon lange herumgekaut hatte, herunter, holte das Weggeworfene scheu herbei und teilte es mit dem Kinde. Bald war das bißchen Nahrung verzehrt.

Wieder verging eine halbe Stunde. Das Gewitter brach los, und Franios Antlitz wurde immer härter.

„Franischko," sprach er, „wo hast du das gefunden? — War noch mehr da? — Zeig mir den Weg!"

Wie der Franischko Geographie studierte

Vor dem Laden eines Buchhändlers standen zwei Knaben im Alter von ungefähr zwölf und zehn Jahren. Es waren junge Brüder, welche eben das Schulhaus verlassen hatten und den kurzen Weg bis zu der elterlichen Wohnung nun auf alle mögliche Weise zu verlängern wußten. So machten sie es alle Tage. Das eine Mal betrachteten sie aufmerksam und wißbegierig den lebendigen Hummer im Schaufenster des Kaufmanns, ein anderes Mal zählten sie die Pflastersteine oder liefen in ziemlich spitzen Winkeln über den Damm hinüber und herüber, oder sie lernten alle Firmen und Anzeigen der Straße auswendig.

Heute hielten sie — wie gesagt — vor einer Buchhandlung, weil eine große Landkarte in ihnen eine Erinnerung an die letzte Geographiestunde geweckt hatte. Unbekümmert um das Treiben, wie es sich um diese Vormittagsstunde in allen Teilen der Hauptstadt entfaltete, standen sie da und fragten einander aus. Ihre hellen Augen suchten auf der ausgehängten Karte von Mitteleuropa umher, bis sie einen bekannten Ortsnamen gefunden hatten. Hier lag Berlin, der Sitz der Regierung, da Wien, wo die Donau blau ist, da Nürnberg, wo die Häuser fünfhundert Jahre alt sind und davon schiefe Fenster und spitze Dächer bekommen haben, da Straßburg, die wunderschöne Stadt, da im äußersten Winkel Thorn, wo der Pfefferkuchen herkommt, und ganz unten Genf, wohin die Eltern der beiden Kinder in den Ferien reisen wollten.

Der Jüngere wurde nicht müde, zu fragen und selbst zu antworten, obgleich der Ältere ihn schon zweimal mit den Worten: „Du, Otto, wir bekommen kein Frühstück!“ zur Eile gemahnt hatte.

„Du willst nur gehen, weil du dich schämst! Du weißt aber auch gar nichts, Ernst. Hier ist Hamburg, wo man nach Amerika fährt.“

Und der kleine energische Otto stellte sich auf die Fußspitzen, um mit dem Zeigefinger den Punkt auf der Karte deuten zu können. Der stillere und langsamere Ernst nahm die Mitteilung ohne jede Empfindlichkeit hin, aber sein Wetteifer war doch geweckt. Er hatte eben einen kleinen Slowakenjungen erblickt, der neugierig neben ihnen stehen geblieben war. Er hatte es sich gemerkt, wo die Slowaken herkamen, und mit einem stolzen Aufleuchten seiner großen blauen Augen fragte er: „Ich weiß auch etwas, was du nicht weißt. Wo ist Trenschin?"

„Trenschin? Da kommen die Mausiratzenfaller her!" antwortete Otto lebhaft, um wenigstens seine kulturhistorischen Kenntnisse zu zeigen, da er die geographische Lage nicht sofort feststellen konnte.

„Ja," sagte Ernst. „Aber zeig es mir auch! Du bist ja immer der Klügere! Wenn du es aber nicht gleich findest, so ergib dich!"

„Nein, nein," rief Otto, während seine Augen unruhig die Karte auf und ab liefen.

Der Slowakenjunge, den die bunten Farben im Schaufenster angezogen hatten und der jetzt bei den letzten Worten des Knaben in eine ungeheure Aufregung geriet, war der kleine Franischko, der auch heute mit seinen vielen Mausefallen, Deckeln, Töpfen, Quirlen, Trichtern, Lämpchen, Bechern und ähnlichen Blechwaren beladen, von Haus zu Haus ziehend, hierher geraten war. Es war Franischko, der die wohlerzogenen, sauber gehaltenen Knaben nicht beneidete, bloß bewunderte.

Was wußten die vornehm gekleideten jungen Herren von Trenschin?

Trenschin war weit, weit weg. Viele Monate mußte man wandern, wandern am Fluß vorbei und durch blühende Felder, über Berg und Tal, durch Wald und Sand, wandern bei Nacht und Wind und bei sengender Sonnenglut, wandern mit lahmen Füßen, unter drückenden Warenlasten, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt,

bevor man hierher gelangte zu den fremden deutschen Menschen. Oder hatte ihn der Tatko in der Runde herumgeführt? War er hier am Ende wieder in der Nähe der Heimat? Der Tatko hatte ihn allein hier zurückgelassen und ihm verboten, an die Heimat zu denken. Und der arge Majster schlug ihn, wenn er nach Trenschin fragte.

Sollten diese beiden Knaben ihm Auskunft geben können?

Noch immer suchte Otto den bezeichneten Ort. Seine Lippen bewegten sich, weil er innerlich die Namen aller bekannten Städte las, an denen sein Auge unbewußt vorüberglitt. Da plötzlich rötete sich sein Gesicht, und jubelnd rief er: „Da ist Trenschin!“

Der kleine Slowakenjunge zitterte. Die beiden Knaben sahen so freundlich aus — sie würden ihn nicht schlagen! Besonders der ältere mit seinem ruhigen milden Gesicht flößte Vertrauen ein. Da faßte sich Franischko ein Herz und trat an die Knaben heran, als sie sich eben zum Gehen wandten.

„Bitt' ich, gnädiges junges Herr, bitt' ich untertänigst, wu ... wo ise Trenschin?“

Die erste Bewegung der beiden Knaben sah beinahe aus wie ein Fluchtversuch. Aber schon blieb Otto stehen und betrachtete den kleinen Frager mit überlegener Miene.

„Schäm dich, Mausiratzenfaller,“ sagte er. „Du, Ernst, der ist dumm. Er ist selbst aus Trenschin und weiß nicht, wo es liegt.“

„Bitt' ich, gnädigstes junges Herr, wo is Trenschin? Bitt' ich, hab' ich Mutterle meiniges da unten. Wo ise Trenschin?“

Otto reckte sich wieder empor und zeigte mit dem Finger auf den Punkt der Landkarte. „Da ist dein Trenschin,“ sagte er.

„Bitt' ich, seh ich nix Trenschin. Trenschin is großmächtige Stadt, Massa Häuser, is hier Glas und Papier, is nix Trenschin.“

Und der kleine Franischko sah enttäuscht auf den Altersgenossen, welcher ihm noch vor kurzem wie ein höheres Wesen erschienen war. Otto schaute erst noch auf seinen Bruder, ob dieser auch ein aufmerksamer Zeuge seines Triumphes sei, dann begann er zu Franischko:

„Du bist ein ganz großer Esel. Du mußt doch Geographie gelernt haben und weißt nicht einmal, was eine Landkarte ist? Das hier ist eine Landkarte, und da stehen alle Städte und Dörfer und Marktflecken und Flüsse und Nebenflüsse darauf. Eine Landkarte ist nämlich, wenn man, weißt du, das ist so, wie wenn einer ein Bild aufzeichnet. Das ist auch viel kleiner, aber man kann doch alles darauf sehen. Auf dieser Karte steht beinahe die halbe Erde, aber die ist tausendmal größer."

„Vielleicht zweitausendmal. Meinst du nicht, Otto?" sagte Ernst.

Franischko hörte mit offenem Munde den unverstandenen Reden zu. Wenn er doch auch so klug wäre wie diese Knaben, welche das Bild der Erde zu deuten wußten! Aber hier war keine Zeit zu Wünschen und Betrachtungen. Inständig begann er wieder:

„Armes Franischko nix lernt! Wo ise Trenschin?"

Die beiden Knaben schauten einander betroffen an. Auf der Landkarte wußten sie wohl Bescheid, aber dieser Slowakenjunge verlangte offenbar zu wissen, wo der Ort wirklich auf der weiten Erde läge. Das war ihnen noch nie eingefallen, daß die Wissenschaft auch einen Nutzen gewähren könnte. Ernst faßte sich zuerst.

„Komm mit," sagte er zu dem Kinde. „Papa wird es dir sagen. Papa weiß alles."

„Dazu brauchen wir noch lange nicht den Papa," rief Otto erregt. „Ich weiß es ganz gut, Mausiratzenfaller. Schau, wir sind hier" — und er wies mit dem Finger auf einen Punkt auf der Landkarte — „und Trenschin liegt rechts. Rechts ist Osten. Trenschin liegt also im Osten." Und herausfordernd blickte er auf seinen Bruder.

„Ja, Trenschin liegt im Osten," wiederholte Ernst, indem er bewundernd den jüngeren Bruder betrachtete.

„Wo ise Ost, wo ise Trenschin? Liebes gnädiges junges Herr, wo ise Trenschin?"

Ohne eine Silbe zu antworten, lief Otto, gefolgt von seinem Bruder und dem Slowakenjungen, über den Damm auf die andere Seite der Straße. Hier schien die Mittagssonne hell auf das saubere Pflaster. Otto stellte sich stramm hin, das Gesicht seinem eigenen Schatten zugewendet. Dann streckte er die linke Hand in gerader Richtung von sich, deutete mit dem Finger und rief: „Dort ist Osten."

„Das habe ich ja gesagt," rief Otto mit rotem Gesicht.

Und die beiden Brüder begannen so lebhaft zu streiten, daß sie bald des landfremden Kindes vergessen hätten, wenn Franischko sie nicht mit seinem kläglichen und immer dringenderen: „Wo ise Trenschin?" an sich erinnert hätte.

Die Streitenden einigten sich. Beide stellten sich nebeneinander auf, ihren Rücken der Sonne zugewendet, beide streckten die rechten Arme aus und riefen: „Dort ist Osten, dort ist Trenschin."

Lange starrte Franischko in die bezeichnete Himmelsrichtung, als wollte er sie seinem Gedächtnisse für immer einprägen. Schon hatten seine beiden Freunde ihn verlassen, da rief er ihnen nach, ohne sich von der Stelle zu rühren, ohne seinem Blick eine andere Richtung zu geben. Die Knaben kehrten zurück.

„Ise sich viel weit nach Trenschin?"

Ernst stieß seinen Bruder an. „Das wollen wir doch lieber den Papa fragen. Das haben wir noch nicht gelernt."

Otto lachte, faßte seinen Bruder bei der Hand und schleppte ihn wieder zur Landkarte. Hier verglich er aufmerksam die Entfernungen, rieb sich die Stirne, kratzte unter der Mütze den Kopf und sagte endlich mit Entschiedenheit: „Vierundzwanzig Stunden."

„Aber Otto, wie kannst du das wissen?"

„Das kann ich ganz gut wissen," schrie Otto unter lebhaften Gestikulationen. „Papa sagt gestern beim Kaffee, daß die Reise nach Genf zwei Tage dauern wird. Von hier nach Genf ist doppelt so weit wie nach Trenschin. Siehst du? Gerade doppelt so weit." — Und er maß die Entfernungen mit dem Bleistift. — „Drei Bleistifte nach Genf, einundeinhalb nach Trenschin. Also kommt man nach Trenschin in einem Tage. Und ein Tag hat vierundzwanzig Stunden. Das wirst du doch wenigstens wissen, Ernst!"

„Das ist wahr," erwiderte Ernst, und sie kehrten zu Franischko zurück und teilten ihm mit, daß er vierundzwanzig Stunden nach Trenschin brauchte. Die Augen des Knaben erglänzten in Tränen.

„Liebes Gott in Himmel soll segnen viel tausend Male gnädigstes junges Herr." Und Franischko griff nach den Ärmeln der Knaben, um sie zu küssen. Sie liefen aber davon und kehrten ohne weiteren Aufenthalt nach Hause zurück, wo sie mit Schelten empfangen wurden. Nachdem sie jedoch ihr Abenteuer berichtet hatten, war der Zorn der Mutter bald beschwichtigt, sie gab den Knaben das verwirkte Frühstück und versprach, dem Vater über das Herumtreiben auf der Straße heute nicht zu klagen.

Des Abends wurden aber die Streiche der Kinder doch gewissenhaft berichtet, und die Eltern priesen um die Wette die Schlauheit ihres Jüngsten.

Franischko stand noch lange da und starrte nach Osten, nach Trenschin. Die Wagen rasselten an ihm vorbei, das Gewirr von tausend Menschenstimmen schlug an sein Ohr, die Hunde bellten, von allen Türmen schlug in seltsamem Gemisch die zwölfte Stunde. Und aus dem Gerassel und Gewirr, aus dem Glockenklingen und dem Hundebellen vernahm Franischko, deutlich wie im Traum, die Melodie des trauten Liedes, das die Mädchen beim Tanze sangen:

„Wo ist mein Land? Wo steht mein Haus?
Trenschin, du dornenreiche!
Rose, du düftereiche!
Dort ist mein Land! Dort zog ich aus!"

Näher und näher hörte er die schwermütige Weise, schon konnte er die einzelnen Stimmen unterscheiden. Die laute helle Stimme, welche alle anderen übertönte, war das nicht die schwarze Katscha, und der tiefe Baß, der sich immer zu ihr hielt, war das nicht der lange Ondrej? Und jener leise, leise Ton, der immer zu weinen schien, wenn er zu dem Verse „Trenschin, du dornenreiche!" kam, war das nicht die Mamka, die liebe alte müde Mamka, die sich immer so innig freute, wenn der Franischko nach Hause kam? Ja, die Mamka wird ihn gewiß freudig willkommen heißen! Und konnte ihm selbst der strenge Tatko böse sein, wenn er zwei Arbeitstage versäumte, um einmal zu Hause zu sein? Der Tatko war nicht böse, nein, auch wird die Mamka für den Franischko bitten.

Ob er es wagt? Wieder tönt um sein Ohr ein Lied, der wilde Sang von der „Uherska krajina", und er glaubt offenen Auges den Imrich und die Bora zu sehen, wie sie tanzen, und die Zigeuner zu hören, die dazu aufspielen — und juchhei! auf springt er und in rhythmischen Sprüngen, wie zum Tanze, eilt er davon — dem Osten entgegen. In vierundzwanzig Stunden wird er bei der Mamka sein! Die Waren auf seiner Schulter klirren den Takt und die Hunde umspringen ihn kläffend und die Leute auf der Straße blicken ihm lachend nach. — —

Wie flog er dahin! Schon lagen die Häuser der Stadt hinter ihm, und zwischen Gärten und Landhäusern hin führte sein Weg. Er hatte ihn gut gemerkt: rechts stand die Sonne! Und wenn sie sank und unterging? Bah, dorthin — dorthin mußte er! Er kannte sein Ziel. — Dort liegt Trenschin!

Jetzt war er auf freiem Felde. Über Hecken hinweg, durch wogende Kornfelder eilte der Knabe. Wohl rief ihn hier ein Feldhüter an, wohl setzten ihm da die Dorfbuben nach, aber Franischko war schneller als sie alle. Ja, sucht ihn nur einzuholen! Wenn ihr nicht Flügel habt und nicht auch zur Mutter eilt — ihr erjagt ihn nicht. Einmal hörte er gar drohend hinter sich rufen und endlich einen Schuß. Aber der Schuß galt gewiß den Spatzen auf den Pflaumenbäumen, die dort die Wiese umsäumen, nicht ihm. Wer könnte so schlecht sein und auf den Franischko schießen, der zu seiner Mamka läuft?

Und jetzt den Berg hinauf. Anfangs ging es mit derselben Hast, wie seit drei Stunden. Plötzlich aber wurde dem Franischko schwarz vor den Augen, seine Brust keuchte und ein kalter Schweiß lief ihm über die Stirn. Franischko erschrak. Die kluge Mamka hatte ihm einst nicht umsonst eingeschärft, man müßte den Berg hinauf fein langsam gehen. Er durfte ja heute nicht krank werden. Auch war es töricht, so in die Welt hinein zu rennen. Der gelehrte Knabe hatte ja nur von vierundzwanzig Stunden gesprochen und dabei gewiß nicht an ein Laufen von vierundzwanzig Stunden gedacht.

So fing denn Franischko an, bedächtiger vor sich hinzuschreiten. Nicht so langsam, daß er hätte verschnaufen können, aber auch nicht so schnell, daß der Schwindel wiedergekommen wäre, der ihn auf dem Berge beinahe umgeworfen hätte.

Und die Sonne sank immer tiefer und Franischko wurde immer müder. Und als die Sonne untergegangen war und Dämmerung immer dichter den Knaben umgab, da verband er seine Richtung mit den Sternen und schritt weiter. Kein Laut war zu vernehmen, als das Klirren des Warenhaufens auf seiner Schulter, der bei jedem seiner Schritte hart niederfiel und ihn zu Boden ziehen zu wollen schien. Wie, wenn er die Waren hier irgendwo zurückließ, um sie auf dem Rückwege wieder abzuholen?

Er mußte noch eine halbe Stunde gehen, bevor er zu einem Hause kam. Es war eine einsame Schenke, etwa tausend Schritt von den ersten Häusern eines kleinen Dorfes entfernt; aus ihren Fenstern blinkte ihm helles Licht entgegen. Franischko pochte an der Tür und bat um die Erlaubnis, die Waren bis zum übernächsten Tage hier zurücklassen zu dürfen. Der Wirt und seine junge Frau waren allein im Hause. Lachend nahm der Mann die Sachen in Empfang. Während die Frau sich entfernte, um das anvertraute Gut zu verwahren, sank Franischko an der Schwelle zusammen und lehnte, sofort vom Schlafe übermannt, an dem Türpfosten.

Jetzt rief der Mann ihn an. Franischko fuhr empor und murmelte in seiner Muttersprache einige Worte des Dankes. Die Frau kehrte zurück und blickte mitleidig auf den Knaben. Ohne einen ärgerlichen Ruf ihres Mannes zu beachten, sagte sie: „Du bist müde. Willst du nicht lieber bei uns im Stalle übernachten, als in der Dunkelheit weiterlaufen?"

„Bitt' ich, will ich zu Mutterle," antwortete Franischko.

„Wie weit hast du denn noch zu deiner Mutter?"

„Bitt' ich, morgiges Tag, wann am heißesten is, Franischko bei Mutterle sein."

„Und den ganzen weiten Weg willst du machen, ohne dich einmal auszuruhen? Hast du denn etwas Geld, um dir Brot zu kaufen, wenn dich hungert?"

Franischko schüttelte traurig den Kopf. Wohl trug er beinahe einen Gulden, den Erlös des Tages, bei sich in der Ledertasche. Aber das Geld gehörte dem Majster, Franischko durfte es nicht anrühren.

„Ein Stück Brot werde ich ihm doch geben dürfen?" fragte die Frau, indem sie dem Wirt schmeichelnd nahe rückte.

„Meinetwegen denn," brummte der Mann. „Soviel wird sein Blech noch wert sein."

Franischko erhielt dankbar eine große Schnitte Brot. Er hielt sich aber nicht auf, sondern begann im

Weiterschreiten seine Mahlzeit. Wie neu belebt eilte er nach der kurzen Rast und kleinen Stärkung weiter. Jahr und Tag war es ihm nicht so gut geworden, ohne seine schwere Last einherzugehen. Nichts zu tragen!

Die vornehmen Herren konnten's nicht besser haben.

Franischko betete für die gute Frau, die ihm das Brot gereicht hatte. Ja, freilich mußte er in der Nähe der Heimat sein, denn das war kräftiges schwarzes Brot, wie es in Trenschin gebacken wurde, und nicht so ein saueres Zeug, wie er es in der Stadt zuweilen bekam. Franischko mußte laut lachen. Wenn die Sonne aufging, dann erkannte er gewiß die Gegend, denn dann war er nur noch wenige Stunden von der Heimat entfernt, und da kannte er viele Meilen ringsum jedes Maulwurfsloch. Vielleicht schritt er schon jetzt zwischen wohlbekannten Bergen dahin. Der Bach, dessen Lauf er schon seit einer Stunde folgen durfte, war vielleicht die Kyssucza. Franischko hielt ein Weilchen inne, lief zum Bache hinab und tauchte seine Fingerspitzen beinahe zärtlich in das Wasser; dann schöpfte er mit der hohlen Hand und trank. Er konnte es aber nicht mit Sicherheit sagen, ob es die Kyssucza war. Er eilte weiter.

Der Mond ging auf und stärkte mit seinem stillen Licht den Mut des Knaben. Er begann zu singen, um sich die Zeit zu vertreiben.

Ich geh' nicht nach Hause,
Ich geh' nicht nach Hause,
Zu Hause setzt es Hau'.
Die Baba wird mich hudeln,
Ich aß ihr alle Nudeln.
Ich geh' nicht nach Hause,
Ich geh' nicht nach Hause,
Zu Hause setzt es Hau'.

Das dumme Lied! Nur die Melodie war schön, aber die Worte hatten gar keinen Sinn; denn zu Hause war es gut und niemand hudelte ihn. Auch lachte der

Franischko in sich hinein, als ihm bei der Wiederholung des Liedes einfiel, daß er noch niemals über den Sinn des Liedes nachgedacht hatte. Da hörte er damit auf und pfiff die Melodie stillvergnügt vor sich hin, bis neue Gedanken die Lieder ablösten. Er wird einen rechten Hunger haben, wenn er zu Hause ankommt. Der Vater wird zwar ein bißchen schelten, wird aber doch die Mamka gewähren lassen, die ihm sicherlich eine Suppe kochen wird. Oder gar einen richtigen Kaffee? Franischko wurde ganz verlegen bei dem Gedanken.

Das ist ein großer Wald, durch welchen Franischko jetzt wandert. Mitternacht ist es auch gewiß. Jetzt könnten Wunderdinge geschehen. Da ruft ja der Kuckuck um Mitternacht. Das ist ein glückliches Zeichen. Vielleicht tanzen die abgeschiedenen Seelen heimlich in diesem Walde und dann hat vielleicht die Geisterkönigin Mitleid mit ihm und anstatt ihm sein Blut auszusaugen, gibt sie ihm den Geisterring zu eigen mit dem goldenen Reif und dem bläulich schimmernden Stein. Dann sprengt der Franischko mit seiner Hilfe die Ketten der Erde und reißt aus ihrem Schoße den Berg von Gold und bringt ihn nach Trenschin, und wenn die Mamka seidene Kleider haben will, so schneidet sie fortan nur ein Stück von dem goldenen Berge ab und trägt es in die Stadt zum Juden. Das wird ein lustig Goldschneiden werden!

Oder wie? Will die Geisterkönigin den Ring nicht geben? Wer verscheucht die Geister, daß sie ängstlich auseinanderstieben und sich in Nebelfetzen verwandeln, die jetzt auf einmal um den Bergwald hängen? Das sind gewiß die nächtlichen Räuber, die auf schwarzen Rossen den Wald durchjagen, die Grafen töten und die lichten Jungfrauen aus ihren Ketten befreien. Dann wird der Räuberhauptmann auf ihn zugeritten kommen und wird ihm die Kehle abschneiden wollen. Franischko aber wird höflich den breiten Hut vom Kopfe ziehen und versichern, daß die sechsundachtzig Kreuzer in seiner Tasche nicht ihm gehören, sondern dem Majster, und daß er zu seiner

Mamka eile. Dann wird der Räuberhauptmann ihm den Hut mit goldenem Geschmeide füllen und ihm sagen, daß er die Mamka grüßen lasse.

Zwischen Wachen und Träumen wandelt Franischko durch die Stille der Nacht. Er merkt es nicht, wie die Sterne verblassen, nicht, wie ein leiser Wind durch die Blätter des Waldes rauscht und ihn nun mit Frost durchschauert, nicht, wie vor ihm der Himmel sich rötlich erhellt. Mit müden Füßen und müden Augen schreitet er fort, von beseligenden Bildern umgaukelt. Da wird es lichter und lichter um ihn und jetzt — er tritt aus dem Walde, und vor ihm zwischen Himmel und Erde flammt der erste Strahl der Sonne über das Land. —

Wie festgebannt blieb Franischko stehen. So weit das Auge reichte, auf vielen, vielen Meilen überall üppige Felder, stattliche Dörfer, blanke Kirchtürme und in der Ferne, wo der Himmel schon anfing, eine große Stadt. So sah es in der Umgegend von Trenschin nicht aus! Ein unendlicher Schmerz ergriff den kleinen Franischko, die Tränen schossen ihm in die Augen, aber er wußte nicht recht, was ihn so jählings packte. Es mußte doch ein wenig weiter bis Trenschin sein als er dachte. Aber dann tat Eile not! Vorwärts! Vorwärts!

Er sang nicht mehr, er träumte und sann nicht mehr. Vorwärts nach Osten eilte er, und vergaß alles andere. Er vergaß die Gesichte der Nacht, die Mamka und den drohenden Majster, er vergaß den Schmerz an seinen Füßen und den quälenden Hunger. Weiter! Weiter! Der Vormittag ist noch lang und Franischko kann noch gehen! Und die Leute sind so wohltätig. Schon hatte ihm das hübsche Mädchen einen Trunk süßer Milch gegönnt, es war ein tiefer, tiefer Trunk, wie Franischko ihn lange nicht getan. Im nächsten Dorfe hat ihm ein ganz kleines Kind einen Apfel geschenkt und dann, als die Sonne heißer herunter schien, hat ihm jemand — war's der Pfarrer oder war's seine gute Mamka? — Bier gereicht.

Ja, das Bier, das hatte ihn gestärkt! Oder hatte es ihn gar trunken gemacht? Es war ja nur ein Glas! Und doch — Franischko fühlte es, daß es nicht klar im Kopfe war. Oder war es eine schwere Krankheit, welche das Blut peitschte, daß es ihm die Schläfen zu sprengen drohte? Wohin wollte er denn nur so eilig durch die spitzigen Nadeln hindurch, die ihm die Füße zerstachen? Warum versteckte er sich nicht vor dem glühenden Eisen, welches von oben her seine Augen umflimmerte? Franischko ist doch so stark, daß er es mit dem Majster schon aufnehmen wird, wenn der Majster ihn schlagen will. Oh, er soll nur kommen!

Horch! Was war das? Hinter ihm, im letzten Dorfe, schlug die Turmuhr so viele Schläge.

Was ging das den Franischko an? Aber nein — er wollte ja diese vielen Schläge anderswo hören, ganz anderswo! Jetzt schallte der erste Glockenschlag aus dem andern Dorfe rechter Hand herüber. Eins — zwei. Franischko zählte. Pamboschko na nebi! Zwölf Uhr mittags! Heiliger Gott, um zwölf Uhr sollte er ja zu Hause sein und wenn er nicht zur rechten Zeit kommt, so stirbt vielleicht die Mamka! Pamboschko na nebi! Und Franischko steht müßig da in fremder, fremder Gegend und zählt die Schläge einer fremden Dorfuhr. Das soll seine Mamka nicht von ihm sagen, daß er sie im Tode vergessen habe.

Aber wo war Trenschin? Plötzlich hatte er die Richtung vergessen, von der er kam. Wo war Trenschin? Dort konnte es nicht sein, denn dort war ein großer Teich, in dem der Franischko ertrinken würde. Dort auch nicht, denn von dort her kam die Glut, welche ihm das Blut zum Sieden brachte. Aber dort! Das war keine hohe Pappel, wie der böse Majster, der jetzt mit drohend erhobener Faust dicht hinter ihm stand, ihm wohl einreden wollte, das war der Arm der Mamka, der ihm winkte.

„Mamko, mila Mamko!“ brachte Franischko mit heiserer Stimme noch hervor, dann jagte er fort, der

Mamka entgegen. Durch hohe Kornfelder hindurch, über Stoppeln und Steine, über Gräben und durch dichtes Untergehölz, das ihm die armseligen Kleider in Fetzen riß, ging die Jagd.

Auf einmal wurde es finster. Ob Nacht oder Blindheit, er taumelte weiter. Er stürzte und sprang wieder empor. Dann wurde es noch einmal Licht um ihn her, das glühende Eisen näherte sich den Augen, heiß und rot flammte es vor ihm auf und mit einem Schrei stürzte er zu Boden.

So fand ihn der Lehrer. Der Lehrer war ein trauriger Mann mit blassen Wangen und schwarzen Augen. Böse Kinder fürchteten sich vor ihm, aber er war gut gegen den armen Franischko. Er trug ihn mit Hilfe eines Knechtes nach seinem fernen Häuschen, kühlte ihm die brennende Stirn, wachte an seinem Lager und flößte ihm eine labende Arznei ein. Tag um Tag verging, bevor die Macht des Fiebers gebrochen war. Doch endlich, an einem hellen Sonntagsmorgen, erwachte Franischko wieder zum Bewußtsein und sah in ein Paar milder dunkler Augen und fühlte eine weiche Hand, welche lind über seine abgemagerten Wangen glitt. Das war beinahe so schön wie bei der Mamka.

Dann kamen herrliche Tage. Franischko war noch zu schwach, um sich vom Lager zu erheben, der Lehrer aber brachte ihm schmackhafte Suppen und Weißbrot, später gar Honig und allerhand Früchte, und plauderte mit ihm des Abends und erzählte ihm Märchen, so schön, so schön. Später durfte Franischko in das Gärtchen hinaustreten und sich unter den hohen Birnbaum ins Gras legen. Es war wie im Vaterhaus, und die beiden Knaben hatten doch wohl den richtigen Weg gewiesen.

Franischko mußte dem Lehrer erzählen, wie er in dieses Dorf gekommen und was ihm da zugestoßen sei. Der Lehrer blickte so mitleidig, wie das Christusbild in der Kirche, als Franischko die Geschichte seiner Reise erzählte. Nachdem Franischko alles berichtet hatte, was er

wußte, fragte er so zutraulich, wie er sich sonst keinem Menschen zu nähern wagte: „Bitt' ich, frag' ich, Pane Lehrer, haben wullt Knaben böse fuppen armes Franischko mit ganz ganz kleines Bilderle von großmächtigen Erden?"

Der Lehrer antwortete: „Nein, mein guter Franischko, wohl gibt es Bilder von der Erde, aber die Kinder wissen sie nicht zu deuten. Man muß groß geworden sein, um die Bilder ins Unendliche zu vergrößern, man muß alt geworden sein, um sich auszukennen auf der Erde. Freue dich, Franischko, daß du noch klein und jung bist. So siehst du noch die schönen farbigen Bilder, wir sehen nur noch die häßliche farblose Wirklichkeit. Du dankst es mir heute, daß ich dich aus der Ohnmacht geweckt habe. Möchtest du mir nicht fluchen, wenn auch du dereinst das Bild der Erde begreifst."

Franischko schwieg lange und schaute vergnügt in die Krone des Birnbaumes. Dann sagte er:

„Verstund ich gar nix, Pane Lehrer, ober bin ich lustiges Franischko, weil mich gnädigste Knabe nix wullt fuppen."

Eines Morgens erwachte Franischko so munter, daß er mit der Sonne aufstand und wild im Freien umherlief. Plötzlich hielt er inne und begann bitterlich zu schluchzen. Es fiel ihm ein, daß er nun gesund sei, und daß die Herrlichkeit beim guten Lehrer nun ein Ende haben müsse. Doch der Lehrer sollte nicht sehen, wie schwer dem Franischko der Abschied fiel. Franischko trocknete die Augen, trat in die Stube des Lehrers und sagte ihm, daß er gesund sei und nun wieder an die Arbeit gehen müsse. Trotz seinem mutigen Vorhaben brach er jedoch bei den letzten Worten wieder in Tränen aus und war nicht mehr imstande, die Dankesworte hervorzubringen, welche er noch auf dem Herzen hatte.

Auf Wunsch des Lehrers mußte Franischko diesen Tag noch bei ihm zubringen und vom Besten genießen, was des Lehrers Küche bot. Oh, der Lehrer, das mußte

ein gar reicher Mann sein! Als er hörte, wie gut der Franischko seine Waren geborgen hatte und wie ihn allein die Furcht vor seinem Majster noch quälte, da gab ihm der bleiche Mann, ohne mit der Wimper zu zucken, eine große, große Summe Geldes, ganze fünf Gulden, ebensoviel, vielleicht noch mehr, als die schwerste Warenlast Franischkos wert war.

Am nächsten Morgen mußte Franischko aufbrechen. Der Lehrer war in der Schule beschäftigt und konnte darum nicht Abschied nehmen.

Franischko war in jener tollen Nacht wohl recht sehr irre gegangen, denn die Hauptstadt war, wie der Lehrer ihm gesagt hatte, nur etwa zehn Stunden entfernt. Auch erkannte Franischko die Landschaft nicht wieder, durch welche er jetzt nach Anweisung seines Wohltäters schweren Herzens wanderte. Erst nachmittags, als die zahlreichen Gemüsefelder schon die Nähe der großen Stadt verrieten, erkannte der müde Knabe das Plateau wieder, auf welchem ihn der Wald aufgenommen hatte. Und nun fand er auch nach kurzer Zeit das einsame Haus, dessen gutherzigen Bewohnern er seine Ware übergeben hatte.

Als er auf das Gebäude zu schritt, sah eben — von Franischko nicht bemerkt — der Wirt zum Fenster hinaus. Kaum hatte er den Slowakenjungen erblickt, schloß er das Fenster, rief seine Frau und zog sich mit ihr in die Stube zurück.

Als Franischko bei der Haustür anlangte, empfing ihn ein fremder junger Mann mit höhnischlachendem Gesicht und fragte nach seinem Begehr. Franischko erzählte, daß er die Waren hier zurückgelassen habe und nun abholen wolle. Pamboschko na nebi, liebes Gott im Himmel werde den braven Vaterle und Mutterle lohnen!

„Dann hat er ihnen wohl schon alles gelohnt!“ antwortete der Mann. „Du meinst wohl den früheren Wirt und seine Frau. Die sind vor vierzehn Tagen beide gestorben.“

Franischko erschrak heftig und fragte eifrig nach seinen Waren.

„Ich weiß von nichts," lautete die rauhe Antwort. „Die Verwandten des früheren Wirtes sind gekommen und haben alles fortgenommen, wahrscheinlich auch dein Blechzeug. Sie sind seitdem mit allem Hab und Gut nach Amerika ausgewandert. Und jetzt schau, daß du fortkommst, Mausirattenfaller, sonst hetz' ich die Hunde."

Franischko schlich sich betrübt davon. Der Verlust seiner Waren war zu ertragen, denn seinem Majster war das Geld des Lehrers gewiß noch lieber. Doch der Tod der braven Menschen hatte ihn geschmerzt. Langsam ging Franischko ins Dorf zurück, trat in die Kirche und betete ein Vaterunser für die Verstorbenen, welche ihn in seiner Not unterstützt hatten. Dann nahm er beruhigt seinen Weg auf.

Als er bei dem Wirtshause wieder vorüberkam, glaubte er den Wirt und seine Frau, oder vielmehr ihre abgeschiedenen Seelen am Fenster lachen zu sehen. Sie freuten sich im Himmel gewiß über sein Gebet. Franischko schlug ein Kreuz und schritt eiliger der Stadt entgegen.

Wie der Franischko das Schreiben lernte

Frühmorgens, um fünf, um vier Uhr, wenn die Bewohner Berlins ihren tiefsten Schlaf schlafen, wandern alltäglich die schwerbeladenen Slowakenjungen durch öde Straßen der Hauptstadt zu. Draußen hinter Rixdorf, in den elenden Kellern baufälliger Häuser, haben sie für die Nacht eine Unterkunft gefunden. Ihr Majster gibt ihnen wohl des Abends ein Stück trockenen Brotes und des Morgens einen ziemlich braunen und warmen Abguß irgendwelchen Wurzelwerks, dann aber müssen sie hinein in die Stadt, müssen da von Haus zu Haus ziehen, ihre Blech- und Drahtwaren anbieten, alle

Treppen steigen, die drohenden Blicke der Polizeibeamten, die Scheltworte der Dienstmädchen, die Püffe der Straßenjungen ertragen, müssen in der fremden Sprache feilschen und betteln, müssen wandern Sommer und Winter von früh bis spät und müssen froh sein, wenn des Abends der Erlös nicht gar zu klein ist. Der strenge Majster könnte sonst wohl zornig werden.

Wir erkennen den kleinen Franischko. Er hat schon öfter auch an unserer Tür gestanden und er ist von seinen Kameraden leicht zu unterscheiden. Wohl kennzeichnen auch bei ihm die vollen Lippen, der breite Mund, die stumpfe Nase, das straffe Haar den Slowaken. Doch das kindliche Gesicht wird gefällig, ja in manchen Augenblicken schön durch die großen dunklen Augen, welche unaussprechlich traurig und sehnsuchtsvoll in die Welt hinausschauen.

Ja, wenn es schon Winter wäre! Dann ist es zwar bitter kalt in den schlechtgeflickten Lumpen, die ihn kleiden sollen, aber dann ist der Frühling nicht mehr weit, und im Frühling, zu Ostern, da ist alles Weh der Welt vergessen, da kehrt er heim zu seiner Mamka nach Trenschin; er bringt dem Tatko viel, sehr viel Geld, vielleicht achtzig Gulden mit, und zu Hause darf er dann wochenlang ausruhen, die warmen Suppen der Mamka essen und die mißhandelten Füße ausheilen lassen. Und wenn das Glück gut will, so nimmt auch im nächsten Frühjahr der Nachbar Mischo ihn mit zu den Pferden und der Franischko wird sich auf den Pferderücken schwingen und auf dem Füllen sich über die Weide tummeln, wie die schnellste Welle der Bistricza durch die Stromschnellen jagt.

Und der Winter kam. Ein grimmiger Winter, so daß im Keller beim Majster, wo doch dreizehn Slowaken im engsten Raume gar warm beieinander lagen, das Wasser im Eimer erfror. Mit starren Gliedern langte der arme Franischko mehr als einmal in der Stadt an und gelähmt, weinend vor Hunger und Frost, kehrte er abends zurück.

Er glaubte schon, er werde die künftigen Ostern nicht mehr erleben. Da fand er ganz unerwartete Hilfe.

So stellte sich Franischko fortan die Engel im Himmel vor, wie die junge Dame aussah, die ihm eines Tages einen Topf voll köstlicher heißer Suppe reichte und ihm erlaubte, täglich wieder zu kommen und sich in dem warmen Korridor zu beleben. Die Mutter dieser Dame war gewiß auch eine gute Frau, denn sie fragte oft, ob Franischko auch satt sei oder ob er noch etwas wolle, und ließ ihm bald gebratenes Fleisch, bald ein prächtiges, fettes Gemüse hinausschaffen. Aber wenn die Tochter nur an ihm vorüberstreifte und ihn mit ihren klaren Augen mitleidig ansah, dann war das noch viel mehr wert, als das schönste Rindfleisch. Und Rindfleisch war doch ein Leckerbissen, den der Franischko das letztemal vor nun drei Jahren zu kosten bekommen, als die Mamka im kleinen Lotto gewonnen hatte.

Jetzt begann ein neues Leben für Franischko. Vor dem Schlafengehen sprach er immer noch ein Vaterunser. Er wußte schon für wen. Des Morgens eilte er allen Kameraden voran, um bald in der Nähe des stattlichen Hauses zu sein, welches sein guter Engel bewohnte.

Franischko merkte zwar weder den Namen der Straße noch die Nummer des Hauses, denn er konnte nicht lesen, aber er wußte es dennoch genau zu finden. Wenn man von den äußeren Straßen über die schöne neue Brücke hinweg auf den großen Platz kam, so führte von dort aus die lange, fürchterlich lange Straße mit ihren dreihundert hohen Häusern durch die ganze Stadt. Aber in dieser Straße, in welcher mehr Menschen zu wohnen schienen, als im ganzen Trenschiner Komitat, gab es nur ein Fenster, hinter welchem ein rotgrüner Papagei „Marie“ schrie. Hinter diesem Fenster, in einem niedrigen, aber mächtig breiten Hause, wohnte sein guter Engel.

Das mußte wohl eines der ältesten Häuser der langen Straße sein, denn es war darin nicht so abscheulich eng

und unheimlich, wie in den turmhohen neuen Gebäuden. Es wohnten auch nicht so vielerlei Leute zusammen, von denen immer eine Partei den Franischko fortjagte, wenn die andere ihm was Gutes gönnen wollte. Schon die Treppen waren einladend breit. Und der Knabe durfte bis in das erste, lichte Vorzimmer eindringen. Sein Plätzchen war zwischen den hohen Schränken dicht beim Fenster, von wo aus man auf den Hof und bis in den Garten blicken konnte.

Dieses große Vorzimmer, in welchem Franischko jetzt täglich beinahe eine Stunde zubrachte, wurde für den armen Knaben eine neue Welt, von deren Herrlichkeiten er früher nur wenig geträumt hatte. Der schöne Engel selbst — Franischko erlauschte bald so viel, daß er Marie hieß — ließ sich häufig sehen und erwiderte freundlich den demütigen Segensruf des Knaben. So schön wie sie war keine der Heiligen in der Kirche von Trenschin. Und da der liebe Gott sie schöner gemacht hatte als alle Heiligen des heimischen Himmels, so war es gewiß kein Unrecht, daß der arme Franischko sich gewöhnte, sie mit einigen Worten seiner Muttersprache zu begrüßen, die nichts anderes bedeuteten als: „Heilige Marischa, bitt' für mich armen Sünder."

Während Franischko in seiner Ecke sich für die empfangene Wohltat dankbar erwies, indem er bald einen schadhaften Topf kittete, bald die Blechgeräte der Küche ausbesserte, achtete er aufmerksam auf alles, was um ihn her vorging. Es gingen sehr viele Leute aus und ein, und nicht alle gefielen dem Knaben. Er glaubte sogar zu bemerken, daß auch in den Augen der gütigen Marie nicht einer dem anderen gleich sei, ja er fühlte es in seinem unerfahrenen Herzen, daß Marischa nicht recht zufrieden sei mit jedem der Besucher. Da war vor allen ein langer, schwarzhaariger Offizier, den Marischa gewiß nicht gern hatte, denn sie log sogar manches Mal, wenn er kam, und ließ sagen, daß sie nicht zu Hause sei. Und lügen darf man doch nur in der

größten Lebensgefahr, hatte die Mamka den Knaben gelehrt.

Franischko gewann allmählich immer mehr die Überzeugung, daß der schwarze Offizier ein Feind der schönen Marischa wäre. Am Ende wollte er sie gar umbringen!

Im Hause seiner Beschützerin und ferne von ihr, auf den Straßen und zu Hause im dumpfen Keller dachte Franischko bald an nichts anderes, als wie er der schönen Marischa vergelten und sie vor dem drohenden Verderben retten könnte. Langsam reifte in seinem Kopfe ein Plan, der zwar sicherlich zum Ziele führen müßte, aber nicht ohne Schwierigkeit ins Werk zu setzen war.

Franischko wollte der schönen Marischa das geheimnisvolle C † M † B † auf ihre Stubentür malen, wie daheim der Herr Pfarrer es unter Gebeten auf Haustür und Stalltür schrieb zum Schutze gegen böse Mächte. Das Mittel war ebenso unfehlbar wie das Wort Gottes. Der Pfarrer hatte es der Mamka ausdrücklich gesagt. Nur Schade, daß Franischko nicht schreiben konnte.

Nicht als ob Franischko keine Schule besucht hätte. Oh, darauf hielt der Ortsvorsteher daheim sehr genau. Aber es war eigentümlich gegangen mit dem Unterricht, den Franischko empfing. Sein erster Lehrer war ein Deutscher, ein guter Mann, der nur selten prügelte, den aber der Knabe nicht verstand. Trotzdem lernte Franischko recht viel bei ihm. Er konnte nach einem Jahr drei deutsche Gebete auswendig hersagen und wußte das große A sehr zierlich zu zeichnen. Als er zum großen B übergehen sollte, saß plötzlich ein anderer Lehrer an Stelle des deutschen, ein slowakischer Landsmann Franischkos, der ein halbes Jahr im Amte blieb, gar nicht streng war, und bei welchem Franischko das große A mit einem andern Schnörkel übte und das Vaterunser auf slowakisch auswendig lernte. Eines Tages war aber auch dieser Lehrer verschwunden und ein Ungar bemächtigte sich der Schulstube. Als dieser anfing, das große A mit einem noch schöneren Schnörkel zu lehren,

das Vaterunser in ungarischer Sprache einzuüben, und die kleinen slowakischen Jungen mit seinem Haselstock systematisch bearbeitete, gaben die Knaben endlich ihre Lernversuche auf. Der Tatko erklärte, Franischko habe mit dem großen A allein schon sechs Schreibbogen verdorben, man verdiene nicht so viel Geld, um Papier für alle übrigen Buchstaben anschaffen zu können.

So war Franischko wieder aus der Schule gekommen. Nur unklar verfolgte ihn noch das große A wie die Ahnung höherer Freuden, und wenn der arme, in die Fremde hinausgestoßene Knabe einmal so recht die Sehnsucht nach Heimat, nach Liebe, nach Ruhe im Herzen nagen fühlte, so fand man ihn wohl draußen hinter der Kellerwohnung des Majsters im Winkel sitzen, von wo er die Figur des großen A in den wechselnden Gestalten der Wolken suchte.

Jetzt aber brauchte er weitere, praktischere Kenntnisse.

Unter den Slowaken der Kolonie befand sich auch ein älterer Mann, ein halber Zigeuner, der rote Schtschefan, der zu zaubern verstand und auch schreiben konnte. Diesen ging Franischko mit der Bitte an, ihn die Buchstaben C, M und B zu lehren. Die Kreuze dahinter verstand er ohne Lehrer zu malen.

Schtschefan willigte ein und bedang sich nur aus, daß er für seine Mühe von Franischko während der ganzen Dauer der Lehrzeit dessen Abendbrot erhalte. Freudig ging Franischko auf diesen Vorschlag ein, und schon am folgenden Tage begann der Unterricht. Bevor die anderen aufbrachen, schlich sich Franischko zu seinem Lehrer. Die Wand des Hauses ersetzte eine Tafel, ein Stückchen Kreide oder Kalk war bald erbeutet. Mit Hilfe solcher Schreibgeräte erfüllte Schtschefan nicht ohne Kopfschütteln den Wunsch des Knaben, und in den folgenden Tagen konnten die Marktfrauen, welche gleichzeitig mit den Slowakenjungen zur Stadt kamen, bemerken, wie einer der Knaben nachdenklich, langsamer als die anderen des Weges kam, zu öfteren Malen stehenblieb, sich bückte

und mit ausgestrecktem Zeigefinger oder mit einem Blechlöffel seltsame Zeichen in den feuchten Sand der Heide grub.

Inzwischen hörte Franischko nicht auf, von seinem Lauscherwinkelchen aus die Leute zu beobachten, welche der gütigen Marischa nahten. Die meisten gingen stolz an dem verachteten Knaben vorbei, als ob er nicht mehr als eine der Dielen des Bodens gewesen wäre. Sie hätten ihn vielleicht getreten, wenn er nicht abseits von ihrem Wege gesessen hätte.

Aber der Slowakenjunge vermochte von seinem Posten aus den Vorübergehenden tiefer ins Herz zu blicken als irgendeiner dachte. Er hatte freilich damit eine trübe Erfahrung gemacht. Während die Leute im Vorzimmer standen und den dichten, ach so warmen Winterrock ablegten, veränderten sich regelmäßig allmählich ihre Mienen, als ob sie nun Masken aufgesetzt hätten. Anfangs glaubte Franischko diese Veränderung dem Glücke zuschreiben zu müssen, das ein jeder empfand, der mit der gütigen Marischa in deren Sprache reden durfte. Dann sah er aber, daß diese Leute ihr Lächeln immer aufsetzten, wenn sie gesehen wurden, auch wenn nur die Mutter oder das Dienstmädchen ins Vorzimmer heraustrat. Da merkte der kleine Franischko, daß außer ihm kein Mensch das wahre Gesicht der Leute schaute und daß es doch auch sein Gutes hätte, übersehen zu werden.

Außer dem schwarzen Offizier war es noch ein Mann, der Franischkos Neugier besonders lebhaft reizte. Es war ein noch junger Herr mit dunkelblondem Haupthaar und Vollbart, der in einem schlichten schwarzen Rock täglich zu derselben Zeit erschien und im Zimmer Marischas verschwand. Dann führten die beiden stets eine heilige Musik auf, so schön, so schön, wie von hundert Glocken, daß selbst die wunderbare Musik, welche Franischko einmal in der Mitternachtsmesse zu Weihnachten in einem katholischen Dom gehört hatte, wie eitel Vorbereitung dafür anzuhören gewesen wäre. Während die

beiden musizierten, hätte der kleine Lauscher auch mit dem Papste nicht getauscht. Manches Mal schlugen die Töne zwar durcheinander auf ihn los, wie Hagelkörner im Donnerwetter. Dann aber wurde es plötzlich gar friedlich und es war als ob zwei Glocken miteinander sängen.

Franischko nahm an, daß die lieblichen hellen Töne von der gütigen Marischa, die tiefen Bässe von dem blonden Herrn gespielt wurden.

Auch dieser Blonde — den „Professor" hörte Franischko ihn nennen — veränderte sein Gesicht ein wenig, bevor er die Tür zu Marischas Zimmer öffnete. Aber die Veränderung war eine ganz andere, eine viel hübschere, als bei den übrigen. Da kam zum Beispiel mitunter ein alter Herr, er wurde Onkel genannt, der gähnte im Vorzimmer verdrießlich und trat dann freundlich lächelnd ein. Ein anderer zog gar den Taschenspiegel hervor und legte vor demselben sein Gesicht so zurecht, als wollte er vor Marischa eine geweihte Kerze anzünden. Ein dritter zwirbelte immer erst an seinem Schnurrbart und streckte seinen Rock zurecht. Kurz, Franischko bemerkte, wie ein jeder es sich angelegen sein ließ, in die Wohnung hübscher einzutreten, als er einen Augenblick früher im Vorzimmer erschienen war.

Nur der blonde Herr machte es umgekehrt. Wenn dieser das Vorzimmer betrat, so glänzte es aus seinen Augen wie stille Andacht, seine Wangen waren leise gerötet, sein Gang war rasch, beinahe lustig. Hier hielt er aber ein Weilchen inne, die Züge wurden ruhiger, die Augenlider senkten sich ein wenig, ernst und ruhig trat er in Marischas Zimmer ein und Franischko konnte noch hören, wie er sie ruhig mit eintöniger Stimme begrüßte. Wenn die beiden aber genug Engelsmusik gespielt hatten und der blonde Herr wieder fortging, dann leuchtete es aus seinen Augen wieder wie Sonnenschein. Da lachte Franischko bei sich und dachte: Das ist einer wie ich; der möchte vor Freude darüber, daß sie auf der Welt ist, für Marischa sterben, aber sagen tut er ihr's auch nicht.

Und darum haßte Franischko den schwarzen Offizier so sehr, weil dieser die schöne Herrin mehr belog, als alle anderen zusammen. Auch dieser kam nämlich häufig, brachte riesige Papierdüten mit Blumen mit und störte mitunter die Musik, daß ihn der Franischko vor Zorn darüber am liebsten mit seinem Drahte am Treppengeländer festgeschnürt hätte. Wenn dieser Mann ins Vorzimmer trat, war er anzuschauen wie der böse Teufel. Mit jedem Schritte aber schien er fröhlicher zu werden, und wenn er in Franischkos Heiligtum, das Zimmer Marischas, eintreten wollte, so machte er das lustigste Gesicht. Aber der Teufel saß noch immer mitten inne. Nach Franischko hatte der schwarze Offizier einmal mit der Reitpeitsche geschlagen, als er ihn auf der Treppe traf, und auch das Dienstmädchen, wenn es in seine Nähe kam, kniff der schlechte Mensch heimlich oft so sehr, daß sie gewiß kaum einen Aufschrei unterdrücken konnte.

Täglich sah Franischko deutlicher, daß dieser Offizier der Todfeind Marischas sei. Als er aber gar ein großes Geheimnis entdeckte, daß nämlich der Schwarze mit einer Hexe verkehrte und mit ihr Anschläge gegen Marischa schmiedete, da wuchs seine Angst um die gütige Herrin aufs höchste.

Immer emsiger bemühte er sich nun bei seinen Schreibübungen. Schon waren fast vier Wochen vergangen und Franischko konnte sich erst auf sein C und M mit Sicherheit verlassen. Das B war noch nicht bestimmt vom C zu unterscheiden. Auch der blonde Herr mochte ein Vorgefühl kommenden Unglücks empfinden. Er war seit einiger Zeit traurig geworden und auch die Musik, welcher Franischko nach wie vor mit seligem Entzücken lauschte, war einigemal recht traurig. Und das Lächeln des Offiziers wurde allgemach so frech, daß es dem Franischko weh tat.

Eines Tages erschien der Offizier inmitten eines schönen Liedes, welches die beiden Glocken sangen. Er war viel glänzender gekleidet als sonst; die Papierdüte

mit Blumen war auch übermäßig groß und sein Gesicht schien zu sagen: „Ihr sollt mir zum letztenmal zusammen gespielt haben.“ Marischa und der Professor unterbrachen sich sonst nicht gleich, wenn der Offizier eintrat. Heute aber schienen sie beide peinlich überrascht zu sein, denn die Glocken hörten plötzlich auf zu spielen, als hätten sie Risse bekommen. Nach einer kleinen Weile ging der Professor vor der Zeit hinweg; er sah bleich und zerstreut aus und überhörte zum ersten Male den Gruß des Knaben.

Der Offizier blieb nicht sehr lange. Als er ging und Franischko in seinem Gesichte lesen konnte — was stand da nicht alles!

„Auf morgen also!“ hatte die Mutter ihm nachgerufen und „Auf morgen!“ wiederholte jetzt der Offizier, indem er der Frau eine Kußhand zuwarf. Aber wie sah sein Gesicht einen Augenblick später aus! Siegeshoffnung war darauf zu lesen und doch zugleich Scham und Ärger. Wie ein böser Jäger sah der Offizier aus, der die Beute gesichert glaubt, und hämisch zusieht, während das Tier den letzten Kampf gegen die Meute wagt. Franischko begann zu zittern, als er allein war. Jetzt konnte er nicht länger warten, jetzt war Marischa in großer Gefahr und es war die höchste Zeit, daß der kluge Franischko sie durch seine Zauberzeichen schützte. Heute noch!

Alle Zaghaftigkeit war verschwunden. Eilig kehrte Franischko mit seinen Waren nach Hause zurück, ließ sich da von Schtschefan das große B noch ein letztes Mal vormachen, übte es einige Stunden lang und kehrte dann mit einem großen Stück Kreide nach dem Hause in der langen Straße zurück.

Hier achtete seiner niemand, als er in der frühen Dämmerung seinen gewohnten Platz im Vorzimmer einnahm. Damit er aber von allen unentdeckt bliebe, versteckte er sich hinter den großen Schrank, hinter welchem er schon oft, ungestört von den Leuten, die gingen und kamen, seine kleinen Mahlzeiten gehalten hatte.

Hier harrte er geduldig der Mitternachtsstunde, weil zu dieser Zeit der Zauber am kräftigsten war.

Es wurde allmählich stiller im Hause, die Lichter erloschen. Durch das hohe Fenster leuchtete der helle Schein von schneebedeckten Dächern herein und ließ deutlich die braune Tür erkennen, hinter welcher die gütige Marischa wohnte. Aber es schien, als ob Franischkos Geduld auf eine harte Probe gestellt werden sollte. Es wurde kühl, es wurde kalt in dem öden Raum, aber drinnen wollte das Gespräch zwischen Mutter und Tochter noch immer kein Ende nehmen.

Franischko schlich herzu, um die geweihte Stunde, welche die alte Uhr im Vorzimmer ihm angeben sollte, nicht zu versäumen. Nun hörte er die Gespräche zwischen den beiden Frauen, er verstand aber leider nicht so recht, was sie sagten.

„Sei vernünftig," hörte er die Stimme der Mutter. „Du siehst, daß der Professor sich gar nicht um dich bewirbt; er fühlt den Abstand zwischen einer Tochter unseres Hauses und ihm. Das ist rechtschaffen von ihm. Überhaupt würde ich gegen den Professor gar nichts haben, wenn er eben unseresgleichen wäre. Du darfst nicht vergessen, daß es der Wunsch deines Vaters war, die beiden Linien des Hauses durch eure Heirat zu vereinigen. Wenn eure beiderseitigen Vermögen zusammen kommen, so werdet ihr reich sein. Was hast du überhaupt gegen Julius? Er ist hübsch, elegant, ein Kavalier ..."

„Ich kann nicht, ich kann nicht, Mutter!" hörte Franischko die schöne Marischa bittend rufen, daß es ihm durch die Seele ging. „Ich kann nicht, Mutter! Wohl hat Hans noch nicht gesprochen und dennoch sind wir einig, lange schon einig."

Nach einer kurzen Pause nahm die Mutter wieder das Wort.

„Ich will dich nicht überreden, Marie, vor allem will ich nichts übereilen. Es ist bald Mitternacht, beschlafe den Antrag. Gute Nacht!"

Dann war alles still.

Mit pochenden Schläfen stand Franischko an der Tür. Er glaubte, das Mädchen schwer atmen zu hören. Ängstlich begann er sieben Vaterunser für das Gelingen seines Werkes zu beten. Dann lauschte er wieder. Jetzt schlug es Mitternacht. Franischko zuckte zusammen, als sollte er entfliehen. Dann aber faßte er sich ein Herz, sprach ein kurzes Stoßgebet und ging an die Arbeit.

Auf den Fußspitzen stehend, hielt er sich mit der linken Hand am Pfosten fest, während die Rechte gewissenhaft die gelernten Schnörkel auf die Türfüllung malte. Es schien ihm unendlich lange zu währen. Er sah und hörte nichts mehr. Endlich war's vollbracht.

C † M † B †

stand deutlich in großen Zügen da und Franischko kam wieder zu sich.

Was war das? Weinte da nicht jemand? Wahrhaftig, man weinte drinnen; es war die schöne Marischa, die in ihrer Stube leise schluchzte, ganz leise, aber so wehvoll, als ginge es ans Leben.

Beim ersten Ton, den Franischko vernahm, liefen ihm schon die hellen Tränen über die Backen herunter. Als es ihm gar zum Bewußtsein kam, daß die schöne Marischa die Leidende war, da packte ihn ein wütender Schmerz, er stürzte nieder, warf das Gesicht auf die Schwelle und murmelte kaum verständlich unter bitterlichem Schluchzen: „Marischa, Marischa, nix wein! Armes Franischko stirb vor großer Schmerz, wann Marischa wein!"

Aber das Mädchen hörte nicht und immer herzbrechender tönte ihr leises Schluchzen zu ihm herüber. Da vergaß er, wer er war und wo er sich befand; er raffte sich auf, packte die Klinke, rüttelte heftig an der Tür und rief mit tränenerstickter Stimme: „Marischa nix wein! Pamboschko, liebes Gott ist schon auf das Tür."

Zum Tode erschrocken rief das Mädchen: „Wer ist da?“ Und als nun auch schon die Mutter ängstlich herbeieilte, öffnete Marie beherzt die Tür.

Da Franischko seine Wohltäterin im weißen Gewande hoch aufgerichtet in der offenen Tür stehen sah, bedeckte er den Saum ihres Kleides mit Küssen und rief immer wieder: „Marischa, nix wein!“

Die Mutter hatte im ersten Schrecken nach der Klingel gegriffen. Das Mädchen aber bat, kein Aufsehen zu machen.

„Das arme Kind wollte gewiß nicht stehlen; es ist wohl in seinem Winkel eingeschlafen und mußte unfreiwillig bei uns über Nacht bleiben. Ist dem nicht so, Franischko?“

„Ise nix so,“ antwortete Franischko mutig. „Hat armes Franischko wullt fortjagen Teuxel mit Pamboschko na nebi.“

Er deutete gleichzeitig auf die frischen Kreidestriche. Nun überwand die Neugier bald den Schrecken der Frauen. Franischko mußte in das Heiligtum treten — er rieb vorher heftig die nackten Sohlen an der Fußbürste — und sein seltsames Tun und Treiben erklären. Es dauerte lange, bevor die protestantisch erzogenen Frauen aus dem Kauderwälsch des Knaben seine Absicht begriffen.

Dann aber konnte sich selbst die Mutter nicht enthalten, mit Liebe und Rührung auf den Knaben niederzublicken.

„Also den Herrn Offizier hältst du für meinen Feind?“ fragte Marie beinahe schelmisch.

„Franischko weiß ganz genau,“ sagte der Knabe und erzählte, wie er immer aufmerke, was für ein Gesicht die Leute im Vorzimmer machen. Franischko versuchte den Ausdruck zu schildern, den der Offizier mitunter annehme. Und da ihm dies mit Worten nicht gelang, so machte er plötzlich die Grimasse nach. Es war so viel Wahrheit in dem natürlichen Versuch, daß Marie laut auflachte. Dann schaute sie aber hilfeflehend auf ihre Mutter, welche kopfschüttelnd den Bericht angehört hatte.

„Franischko wissen noch was," begann jetzt der Knabe geheimnisvoll. Er machte das Zeichen des Kreuzes, dann erzählte er: „Offizier lauft ofter zu alten Hexen. Ja, ise Hexe. Ise fruh, wann von mir Mausefallen kaufte, ise alte, graue und schrumplige, wie Mutterle hier. Dann hexte sie und kommt wieder, schön weiß und rot wie Fräule Marischa."

Als die Frauen lachten, fuhr Franischko eifriger fort: „Weiß Franischko, daß nix gut dajtsch spricht. Aber kluge Auge! Kluge Ohre! Wu Ball war vor vierzehn Tag, hat Hexe wullt Fräule Marischa schlagen und Offizier hat gelacht, bitt' ich, hat gelacht."

Die Frauen horchten auf. Vor vierzehn Tagen hatte ein Ballfest stattgefunden, bei dem auch Fräulein R..., eine stattbekannte, nicht mehr ganz junge Dame, auf welche Franischkos Beschreibung nicht übel paßte, in einer auffallenden tiefroten Robe erschienen war und mit dem Leutnant viel getanzt hatte.

„Woher weißt du, daß sie mich schlagen wollte?"

„Hat Franischko gute Ohre. Hat Hexe geschrien, daß Offizier hat ihr gekauft etwas Rotes, weiß ich nix, ob Rober oder Rauber; aber Hexe will mit rotes Rauber Marischa schlagen. Hat gesagt" (und Franischko bemühte sich, die Stimme von Fräulein R... nachzuahmen): „Ist es lustik, Herr Lajtnant, daß zahlen mit ihrem Gelde Rauber, womit Frajlein Maari schlagen."

„Und der Offizier?"

„Hat gelacht, bitt' ich, hat gelacht!"

Die beiden Frauen sprachen nicht mehr. Aber die Mutter ging auf Marien zu und küßte ihr innig die Stirn; sie lächelte und nickte wie im Einverständnis.

Franischko, dem das Weinen wieder nahe war, wurde nicht vergessen. Er erhielt ein Glas Wein und eine warme Decke und schlief den Rest der Nacht auf der Diele des Vorzimmers wie nie vorher in seinem Leben.

Mit den Ereignissen der folgenden Tage war Franischko gar wohl zufrieden.

Am Morgen kam der Offizier wieder, verließ aber schon nach wenigen Minuten grimmig das Haus; sein Gesicht sah zwar sehr böse aus, hatte aber keine Spur mehr von dem teuflischen Spotte, der den armen Franischko so sehr geängstigt hatte. Und dann kam der blonde Herr. Heute wurde gar nicht musiziert. Es wurde nur gesprochen. Aber dem kleinen Lauscher tat das gar nicht leid; denn plötzlich vernahm er einen frohen Ruf Marischas, der ihn sehr freute. Franischko ergriff auch zum Zeichen seiner Teilnahme den irdenen Topf, an dem er herumgebosselt hatte, und zerschmetterte ihn auf dem Boden.

Als dann Marie heraustrat und dem Knaben ihren blonden Bräutigam vorstellte, war der Professor darüber nicht wenig verwundert. Franischko lachte aber mit seinem ganzen Gesichte. Wenn's der Professor auch nicht wußte, sie waren doch gute Freunde. Sie hatten ja beide die schöne Marischa so lieb.

Wie der Franischko einen Juden bekehren wollte

Der kleine Franischko saß zusammengekauert im Winkel eines leeren Schuppens, in welchem er die Nacht zuzubringen gedachte. Hier hatte man vor einigen Jahren während einer Epidemie die Kranken des Dorfes untergebracht; seitdem war der Schuppen in Verruf und stand für jeden Landstreicher offen.

Der Slowake hatte die Augen bereits im Halbschlummer geschlossen, als die schiefe Tür langsam in ihren verrosteten Angeln gedreht wurde und ein langer Trödeljude, unter der Last seines Sackes gebückt, eintrat. Seufzend legte der seinen Sack zu Boden und wischte sich mit den schmierigen Händen den Schweiß von der Stirn. Da machte der Franischko eine Bewegung. Er hatte einen Juden erkannt und begann für sein junges Leben zu zittern. Er wußte, daß die Juden lange Messer bei sich führten, mit welchen sie ehrliche Christenkinder

spießten; er hoffte aber, durch fünfmal fünf Stoßgebete zu seinem Namenspatron die Hilfe der Engel gegen den Unhold zu gewinnen.

Auch der Trödeljude fuhr zusammen, als er die Bewegung des Knaben vernahm. In der Dämmerung konnte er nur wenig erkennen, aber aus dem Klirren der Blechgeräte beim Vorüberstreifen, aus einer erhorchten Silbe des still geflüsterten Gebetes schloß er richtig, welcher Art der andere wäre. Gerechter Gott! dachte er. Was wird sagen mein Weib, wenn man wird finden morgen ihren Isaak in seinem Blute, was wird haben vergossen der gewaltige Krowat dort in der Ecke. Und wenn er sich sollte scheuen vor meinem Blut, so wird er doch vielleicht mich prügeln zu seinem Zeitvertreib und wird mir rauben das sauer verdiente Geld!

Aber mehrere Meilen in der Runde gab es für den ruhelosen Dorfgänger keinen anderen Zufluchtsort. Isaak beschloß auszuharren. Lauernd legte er sich zur freudlosen Rast auf den harten Boden nieder. Er ließ dem Schlaf keine Gewalt über sich und hielt die mißtrauischen Augen beständig gegen den unbekannten Feind gerichtet. Von dort her glänzten aus dem Dunkel die großen Augen des armen Franischko. Auch der Slowak wollte wachen und sein armes Leben nach Kräften gegen den schrecklichen Mann verteidigen. Bald jedoch verwirrten sich seine Gedanken. Er sah den Juden mit rotflammenden Augen auf sich zustürzen, fühlte seinen Hals von einem kalten Drahtseil umschnürt, hörte sein eigenes Todesröcheln und schlief unter solchen Vorstellungen ruhig ein.

Es war schon heller Morgen, die Sonne leuchtete durch zahlreiche Wandspalten und Dachlücken in den kahlen Schuppen und noch immer lauschte der alte Isaak auf die regelmäßigen Atemzüge seines Schlafgenossen. Er hatte bei Nacht in halbwachem Zustande die Geschäfte des letzten Tages und den bisherigen Gewinn der Woche nachgerechnet. Jetzt brach der Freitag an, und bevor die Sonne wieder unterging, durfte, ja mußte er

zu Hause sein bei seinem Weib, bei seinen Kindern, um den Ruhetag zu feiern. Da rüttelte ein morgenlicher Windstoß an der Tür des Schuppens, ein Fröstеln durchflog die hageren Glieder des Juden und er kam völlig zum Bewußtsein. Seine welken Lippen lächelten müde, als er die Jugend des Knaben bemerkte und an seine Furcht zurückdachte. Dann erhob er sich schwerfällig, um weiter zu wandern.

Der kleine Franischko wachte auf, blickte schlaftrunken umher und warf einen scheuen Blick auf den Juden. Dann raffte er sein Blechzeug zusammen und eilte ohne Wort, ohne Gruß vorbei ins Freie hinaus. Mit langen gemessenen Schritten verfolgte Isaak denselben Weg, und so rasch auch der Slowakenjunge seine kleinen Beine setzte, immer war der Unchrist an seiner Seite. Freilich lag die ganze Breite der Landstraße zwischen ihnen. Rechts, am äußersten Rande des Straßengrabens schritt Isaak, links jenseits des Grabens, auf dem schmalen Feldrain, den kurzstämmigen Pflaumenbäumen geschickt ausweichend, lief der Slowak. Hier und da entdeckte dieser eine fast reife Pflaume, riß sie vom Zweige und verzehrte sie mit Behagen. Dann blickte Isaak jedesmal besorgt zurück, ob der Flurschütz nicht käme; denn er fürchtete, unschuldig mit verhaftet zu werden.

Die beiden Wanderer hatten sich allmählich aneinander gewöhnt, und hielten unwillkürlich zusammen. Der Franischko vergaß im hellen Sonnenschein seine ängstlichen Träume und freute sich, in dem grauen Juden etwas Lebendiges nahe zu haben. Und wenn der Wächter kam, schlug er vielleicht zuerst nach dem Juden und der Franischko hatte Zeit zu entlaufen. Isaak wiederum hatte mit dem Knaben seinen besonderen Plan. Sein Freund Schifferes hatte ihm gestern gegen eine alte Zeitung ein Paar Stiefel geschenkt. Die Stiefel bestanden zwar bloß aus einem sehr schadhaften Oberleder, die Sohlen waren völlig aufgebraucht, aber gerade darum hätten sie dem barfüßigen Knaben günstige Gelegenheit geboten, sich

unvermerkt an das Stiefeltragen zu gewöhnen. Wenn der Slowake heute gute Geschäfte machte, wollte Isaak ihm das wertlose Leder schon aufreden. Und er schmunzelte vor sich hin.

Zweimal im Laufe des Vormittags kamen die beiden in ein Dorf und verloren einander aus dem Gesicht. Aber woher der Jude die Hunde am lautesten bellen hörte, dort bot wohl der Franischko seine Arbeit an, und wo der Bauer fluchte und schrie, da mußte wohl der Jude auf dem Hofe feilschen. Seltsam, seltsam. Es waren verschiedene Schimpfworte, mit denen der Franischko, der Mauserattenfaller, der Krowat, der Dieb, und der Isaak, der Haderlump, der Brunnenvergifter, der Betrüger, gekränkt wurden. Aber dieselben Menschen waren es, die sie unbarmherzig von ihren Schwellen jagten, und dieselben Hunde waren es, die sie beim Eintritt ins Dorf mit ihrem Gekläff empfingen und noch weit über das letzte Haus hinaus begleiteten.

Als sie gegen Mittag das zweite Dorf verlassen hatten, wurden beide guter Dinge. Der Franischko hatte an die Pfarrersköchin zwei Mausefallen gut verkauft und der Jude fühlte schon die Nähe seines Hauses. Auch gedachte er, jetzt die alten Stiefel loszuwerden. Darum hielt er inne und reinigte seine eigenen Stiefel vom Straßenstaub, um den Slowaken darauf achten zu lassen, wie gut schöne schwarze Stiefel dem Manne kleiden. Aber der Franischko verstand ihn nicht und lachte nur. Er war zutraulich geworden, seitdem eine große Dogge dem Juden nach den Beinen geschnappt hatte. Er ahmte, erst schüchtern, dann lauter, den Ruf des Dorfgängers nach. „Handeljüd!“ schrie er in den heißen Sommertag hinaus, daß die schlafenden Vögel davon aufwachten. Isaak lächelte dazu und dachte: Soll er seinen Spott treiben mit mir. Hat er doch keine andere Freud, der arme Bettler.

Jetzt läutete es auf einem fernen Meierhofe zu Mittag. Hüben und drüben ließen sich die beiden am

Wegrand nieder, um Rast zu halten und ihr Mahl einzunehmen. Und nun erfuhr der Franischko, warum die Rockschöße des Juden beim Marsche immer so schwer aufschlugen. Isaak holte aus der einen Tasche einen halben Laib Brot, aus der anderen einen Topf voll Käse hervor, öffnete sein Klappmesser und begann zu essen. Heute abend wird mein Weib mir was Besseres vorsetzen, dachte er.

Der Franischko schielte herüber und schüttelte sich vor Abscheu. Daran konnte man doch sehen, daß die Juden den Christen alles vergiften! Wozu hatten sie sonst ihre besonderen Speisegesetze? Und er brachte aus seiner Ledertasche ein Stück Speck hervor. Zwar war es heute Freitag und er durfte kein Fleisch essen. Aber die gute Mamka hatte ihm einst unter Tränen geraten, auch am Fasttag zu essen, was er bekäme; sie wollte schon die Sünden beim lieben Gott auf sich nehmen. Auch wußte ja der dumme Jude nicht, daß es unrecht war, und so aß der Slowake stillvergnügt seinen Speck, indem er denselben neckend dem Juden entgegenhielt. Isaak wandte sich ab, bemerkte aber trotzdem, daß dem Franischko das Brot fehlte. Er beschleunigte seine Mahlzeit, erhob sich und ließ, bevor er weiterschritt, eine tüchtige Schnitte Brotes säuberlich im Grase liegen. Der Franischko besann sich eine Weile. Dann fand er, daß der Jude im Grunde ein ganz guter Mann zu sein schien, dem man auch eine Freude machen könnte. Und er biß mit seinen blanken Zähnen ein.

Inzwischen bereitete sich am Himmel ein Gewitter vor. Noch lag eine trockene Schwüle auf der Landschaft, aber hinter ihnen im Osten verdüsterte sich der Horizont und kurze Wirbelwinde trieben dichten Straßenstaub in ihre Augen. Sie beschleunigten gleichmäßig ihren Schritt, um vor dem Losbruch ein Obdach zu finden. Noch drei Stunden mußten sie wandern, während das Gewölk sich schon bis über den Zenit hinaus verbreitete und ferne Donner mehr als einmal den kleinen Franischko

aufschreien machten. Schon preßten sich schwere Tropfen in den dichten Staub der Straße und schlugen die Wangen der Wanderer, als sie ein Asyl erblickten. Auf dem mäßigen Hügel, über welchen die Straße führte, eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, stand neben einer mächtigen Linde eine Kapelle, wie sie in dieser Gegend nicht selten zu finden. Nur am Tage des Patrons, des heiligen Florian, wurde hier eine Andacht abgehalten. Sonst schloß ein festes eisernes Gitter den Innenraum ab. Fromme Seelen, die des Weges kamen, mußten sich begnügen, außerhalb des Gitters zu beten und etwa eine kleine Münze in die Kapelle hineinzuwerfen. Jetzt stand sie offen. Der Küster war offenbar beim Reinigen und Münzensammeln vom Ausbruch des Gewitters überrascht worden. Jetzt lag er ausgestreckt auf einer der drei Bänke.

Als Isaak vor dem Regen in die Kapelle flüchtete, sprang der Küster verblüfft auf seine Füße. Kaum hatte er jedoch einen Juden erkannt, als er ihn mit einer Flut von unflätigen Reden aus dem Tempelchen des heiligen Florian jagte. Während der Jude scheu unter die Linde schlich, welche doch einigen Schutz gewährte, kam auch der Franischko heran, schnitt dem Juden ein höhnisches Gesicht und trat in die Kapelle. Auch er wurde schlimm empfangen.

„Hinaus mit dir, verdammter Zigeunerbub'! Du stiehlst mir die Strümpfe aus den Stiefeln, wenn ich dich hier dulde. Die teuren Farben des heiligen Florian kannst du mit deinen Diebesfingern von den Wänden kratzen und die ganze Kapelle gar mit dir forttragen! Aber ein einziges Mal einen Kreuzer durchs Gitter zu werfen, das fällt dem Gesindel nicht ein. Hinaus mit euch!"

Und der Küster schloß das Gitter von innen und streckte sich wieder hin.

Der Franischko kam zum Juden unter die Linde. Der Donner rollte unaufhörlich. Ein schwerer, lauer

Regen prasselte nieder. Isaak hatte trotz seiner tiefen Schwermut klüglich unter dem undurchdringlichsten Zweig des Baumes Posto gefaßt. Als nach einigen Minuten auf der entgegengesetzten Seite, wo der Franischko unterstand, der Regen durchzurinnen begann, rückte der Jude beiseite. Zögernd, widerwillig kam der Knabe näher. Jetzt konnte er ihn mit der Hand berühren und blickte erstaunt auf das kummervolle Antlitz des älteren Mannes. Ein tiefes Mitleid überkam ihn. Auch er, der Franischko, war ausgeschlossen worden. Aber bei ihm war nur die Armut schuld; wenn er einmal erst Geld hatte, ei, dann wollte er doch sehen, ob ihm jemand den Eintritt in ein Gotteshaus weigern konnte. Doch dieser arme Jude mußte zeitlebens auf solche Wohltat verzichten. Wer ihn hätte retten können.

Am Stamm der Linde hing unter Glas ein kleiner Farbendruck, ein Bildnis des heiligen Florian; davor stand der Betschemel. Der Franischko kniete nieder und hub an:

„Dummes Mauschel, auf was bleiben Jüd, wenn wirst überall treten. Jse nix so schwer Christentum. Schau, Mauschel, mach selbiges Kreuz vor swaty Florian wie Franischko und kannst kummen in Himmel un in Kapellen." Und er machte das Zeichen des Kreuzes dem Juden vor.

„Wir haben ja alle dasselbe Kreuz," sagte der weitgewanderte Jude in slowakischer Sprache vor sich hin. Er hatte in seinem Leben so vieles lernen müssen. Isaak hatte die Worte in einem fürchterlichen Jargon gesprochen, aber der Knabe verstand ihn doch und fuhr erregt in seiner Muttersprache fort:

„Verfluchter Mauschel, schäme dich, daß du dich mir gleichstellen willst. Bin ich auch nur ein armer Drahtenbinder, so gehöre ich doch dem christlichen Volke der Slowaken an. Du aber bist aus der Hölle hergekommen, um uns zu bestehlen und zu vergiften."

Isaak winkte gutmütig mit der Hand ab. Er hätte

lächeln mögen über den Eifer des Kindes, aber tausend Kränkungen, tausend Beschimpfungen bis zu der letzten in der Kapelle fielen ihm bei dessen Worten ein. Er hätte lächeln mögen über den Hochmut des Betteljungen, aber das Mitleid desselben machte ihn traurig. Und der der Franischko fuhr fort:

„Schlage ein Kreuz, Mauschel, und bete zum heiligen Florian! Schau, Mauschel, ich habe ein gutes Herz und bin seit dem frühen Morgen neben dir hergegangen, ohne dir weh zu tun. Aber die anderen werden nicht aufhören, dich bis in dein Grab zu quälen, wenn du ein Jud' bleiben willst. Und in den Himmel kommst du auch nicht. Bleibst ewig auf der grünen Wiese mit den Heiden. Und wenn jetzt auf einmal dein Haus deiner Mamka über dem Kopf zu brennen anfängt, so wird der heilige Florian nicht löschen und deine Mamka wird zu Kohlen verbrennen. Schau, Mauschel, bete doch zum heiligen Florian!"

Und der Jude blickte wie verstört auf den eifervollen Knaben und er dachte an die Hütte drüben im Tal, wo sein Weib und seine Kinder ihn zum Ruhetag erwarteten, und dachte an alle Schmerzen seines Lebens. Dann sank er auf den roh gezimmerten Betstuhl hin, senkte sein Haupt und schluchzte, schluchzte, daß der Franischko anfänglich darüber erschrak. Dann dachte der Knabe aber, die Tränen wären bloß ein Zeichen der Reue über des Juden bisheriges Leben, und er blickte wohlgefällig auf sein Werk.

So blieben sie noch lange zusammen, bis das Gewitter vorübergezogen war. Der Jude stand zerstreut auf, strich dem Knaben spöttisch lächelnd über das Haupt, nahm seine Last auf und schritt fürbaß der Heimat zu. Er eilte, vor Eintritt der Nacht zu den Seinen zu kommen. Als ob es sich von selbst verstände, folgte ihm der Knabe.

Wieder zogen sie schweigsam nebeneinander her. Nur daß der Franischko sich jetzt dicht zu dem Alten hielt und seine schönen Augen liebevoll auf ihn gerichtet hielt.

Bevor der erste Stern am Himmel sichtbar war, hatten sie des Juden Ziel erreicht.

Draußen vor dem Mauteinnehmerhäuschen einer kleinen Stadt stand ein baufälliges Anwesen. Vor der Tür saßen vier Knaben und ein Mädchen; sie sprangen jubelnd auf, als sie den Vater erblickten, und liefen ihm entgegen. Isaak nahm das Mädchen bei der Hand und schritt eilig, von den Knaben gefolgt, dem Hause zu. Der kleine Franischko stand plötzlich allein und konnte nun auf einmal gar nicht begreifen, warum er den Juden bis hierher geleitet hatte. Aber neugierig war er doch, wie es wohl in dem Judenhaus aussehen möchte. Er stieg auf die Bank vor dem Fenster und lugte hinein. Da stand ein sauberer Tisch mit Geschirr und Backwerk bedeckt und eine stattliche Frau wirtschaftete umher. Die Kinder aber umringten den Vater, der eben bei der Arbeit war, seinen Sack auszuleeren. Der Franischko riß die Augen auf, als er sah, was alles aus der schwarzen Öffnung kam. Kleidungsstücke und Lebensmittel aller Art, Bücher und Kartenspiele, eine Zigarrenkiste, eine Lichtschere und ein Blumentopf. Es nahm kein Ende. Jeder einzelne Gegenstand wurde beiseite getan, dann verschwand der Alte im Nebenzimmer und Franischko hatte Zeit, die schönen weißen Kuchen auf dem Tische zu bewundern. Doch jetzt trat Isaak wieder herein — wenn das anders noch derselbe Jude war, der in der letzten Nacht vor dem kleinen Franischko gezittert hatte. Man hätte ihn in dieser glänzend weißen Wäsche, in seinem langen schwarzen Rocke nicht wiedererkannt.

Die Familie setzte sich um den Tisch, und Franischko sah sie die Lippen bewegen, hörte aber nicht sprechen. Und da glaubte er, daß sie alle drin seine Muttersprache redeten, wie auch ihre Gesichter ihm so altbekannt vorkamen. Es wurde ihm weich ums Herz und er rief herzlich ein „Gute Nacht!“ in das Zimmer hinein.

Im Zimmer fuhren alle erschreckt von ihren Sitzen empor. Der Vater aber trat lächelnd heraus. Er hatte

sich des Slowaken erinnert und kam, um nach seinem Begehr zu fragen.

Der Franischko nestelte lange an seiner Ledertasche herum. Endlich langte er ein kleines Blättchen mit dem Bildnis des heiligen Stephan hervor und gab es verschüchtert dem Juden. Und wieder zuckte es spöttisch um Isaaks welke Lippen; er gab das Bild zurück, weil es nicht für einen Juden tauge, und bot dem Knaben für seine gute Absicht eine warme Abendmahlzeit an. Franischko war's auch so zufrieden. Nur bat er sich aus, daß ihm gestattet würde, auf der Bank vor dem Hause zu essen.

Nach einer Weile brachte der Jude ein schönes Bratenstück heraus. In der andern Hand hielt er ein zerrissenes Paar Stiefel. Er war nahe daran gewesen, sie dem Slowaken zu schenken, aber —

„Ich hab' sie eingehandelt für Ware," sagte er, „sollst du mir dafür auch nur geben Ware. Willst du mir geben für die schönen großen Stiefel, für beide, eine Mausefalle?"

Rasch war das Geschäft abgeschlossen und Franischko trug zur Erinnerung an die denkwürdige Bekanntschaft des alten Isaak von diesem Tag ab neben seiner Warenlast auch das alte Stiefelpaar auf der Schulter.

Wie man dem Franischko seinen Glauben nahm

Franischko liebte die Stadt. Waren die Menschen auch überall dieselben, auf dem Lande und in der Stadt gleich hart gegen den armen Slowakenjungen, so waren doch die städtischen Hunde nicht so bösartig wie die Kettenhunde auf den Dörfern. Auch biß der Wintersturm zwischen den hohen, schützenden Mauern in den engen, heimlichen Gäßchen Prags nicht so grimmig wie draußen auf freiem Felde. Franischko liebte die Stadt.

Und einen so herrlichen Morgen hatte er noch nicht erlebt, seitdem er ohne den Tatko auf der beschwerlichen Wanderschaft war und allein sein helles „Drahtowat!“ erschallen ließ. — —

Was heute morgen nur in der Luft liegen mag? Niemand geht geschäftig über die Straße; alle Leute blicken müßig darein. Und wie geputzt sie heute sind! Und wie gut! Er hat seit dem Aufstehen schon mehr an kleinen Geschenken erhalten, als der Erlös eines halben Tages für Mausefallen, Blechlöffel und geflickte Töpfe sonst auszumachen pflegt. Es ist heute freilich ein Sonntag, aber Franischko weiß nur zu sehr, daß die Menschen nicht an jedem Sonntage gut sind. Was das heute nur ist? Und der Himmel erst! Es ist zwar recht kalt in den geflickten Hosen, dem offenen Hemde, deren Größe nicht einmal für die vierzehn Jahre des Slowakenjungen ausreicht. Aber dabei ist es so frisch, wie ein sommerliches Bad in den bräunlichen Wellen der Bistricza.

Es ist dem guten Franischko so wohl ums Herz; er möchte der Mamka von seinem Reichtume mitteilen. Warum er nur heute so viel an die Mamka denken muß? — Auf einmal weiß er's. Zwei Knaben, wohl Franischkos Altersgenossen, gehen in Feiertagskleidern vorüber und beide halten — halten rotbemalte Eier in den Händen. Ostern!

Ostern! Jetzt wußte er's. Ostern war's, und Franischko war nicht bei der Mamka, war fern, fern vom Hause und niemand da, um auch ihm bunte Eier zu schenken.

Franischko ging neidlos an den Herrlichkeiten der großen Stadt vorbei. Doch von diesen roten Eiern konnte er kein Auge abwenden. Die beiden Knaben wurden ängstlich, als sie den mit Fetzen bedeckten Slowakenjungen bemerkten, der ihnen mit gierigen Blicken unabläßig folgte. Sie beschleunigten ihre kleinen Schritte, und so war bald das Ziel erreicht. Es war eine Kirche, aus welcher tiefe Orgelklänge hervortönten. Ja, das

waren Osterklänge, nur noch reicher, freigebiger, als draußen auf dem Dorfe, fern in der Slowakei. Diese Stadtmenschen waren Christen — sie konnten ihm kein Ei verweigern!

Hei, wie lustig waren die Ostern zu Hause in Trenschin! Die Rute schwang der Franischko, sprang mit seinen jungen Gesellen auf die Hausmutter zu und schlug mit wilden Fäusten so lange auf die gutmütig sich sträubenden Hausgenossen los und sang so lange sein klagendes Osterliedchen, bis jeder der kleinen Stürmer sein Osterei davongetragen hatte.

Hier mußte er es kürzer machen, das sah er ein. Mit dem Rufe: „Bitt' ich Ei, junges Herr!" sprang er auf die Knaben los, die eben auf der obersten Stufe der Kirchentreppe ihre wohlgebürsteten Hüte abnahmen. Flehend streckte er dabei die Hand aus. Die Knaben verstanden die Bewegung falsch und riefen um Hilfe.

Franischko wußte, was ihm bevorstand. Was würde es ihm nützen, wenn er das Geschehene aufklären wollte; eine Tracht Prügel war ihm ja doch gewiß, und so lief er hinweg, was er nur laufen konnte. An der Kirchentür warnte indessen ein würdiger Mann die beiden weinenden Knaben vor Slowaken und anderen Vagabunden.

Als Franischko wieder zu sich selber kam, war es mit seiner Osterstimmung noch nicht vorbei. In die schöne Kirche mit der mächtigen Orgel getraute er sich nicht mehr zurück. Er hoffte, in dem hunderttürmigen Prag eine andere zu finden. Da drüben stand schon wieder eine Kirche, ein großes vergoldetes Kreuz auf dem First ließ sie als solche erkennen. Andächtig nahm Franischko den großen, schwarzbraunen Hut vom struppigen Kopfe und trat ein.

Was war das? Keine buntfarbigen Fenster, kein Heiligenbild, kein goldstrotzender Altar? Das konnte keine Kirche sein. Dicht beieinander standen die Reihen der Bänke; da saßen ernste Menschen, blickten in dicke

Bücher und sangen zusammen. Auf erhöhtem Platz sah Franischko einen Geistlichen, neben ihm ein schwarzes Brett, auf dem allerlei wunderliche Zeichen geschrieben standen. So stellte sich Franischko nach einer dunklen Ahnung eine vornehme Schule vor. Aber eine Kirche war das nicht. —

„Was willst du hier, mein Kind?" fragte ihn eine alte Dame, indem sie sich heimlich umsah, ob man es auch bemerkte, wie sie mit einem Betteljungen sprach.

„Hab' ich wullt in Kirchen, Babko, hab' ich nix wullt in Schulen."

„Du bist wohl katholisch, mein Kind," sagte die Dame überlegen lächelnd. „Hier beten nur protestantische Christen. Geh, kaufe dir etwas!"

Sie ließ ihm eine kleine Silbermünze in das schwielige Händchen fallen. Das Geldstück freute den Franischko. Aber der Gedanke, daß es Christen gäbe, die anders beten durften als er, quälte ihn. Hatte ihm doch die Mamka immer gesagt: alle Leute kämen in die brennheiße Hölle, die nicht genau ebenso zu Pamboschko beteten wie die Gemeinde von Trenschin.

Immer inbrünstiger sehnte sich Franischko nach dem Gebet in einer Kirche. Er mußte Ostern feiern und für die Mamka beten, und nun auch für die armen Seelen, die nur „protestantische Christen" waren. Sinnend wanderte er weiter; seine großen Augen schickten zum ersten Male ernsthafte Fragen zum Himmel empor.

Er kam vor ein großes Gebäude, das sah wieder aus, wie ein Gotteshaus. Durch hohe Fenster schimmerte der Schein zahlloser Flämmchen; drinnen tönte seltsamer, vielstimmiger Gesang. Ein goldener Zierat, wie zum Spiele verschlungene Kreuze anzusehen, schmückte das Dach. Der Gottesdienst mußte eben erst begonnen haben, denn eilig kamen noch verspätete Beter herbei, feingekleidete Herren, welche im Gehen laut und eifrig miteinander stritten, schöne, schwarzäugige Frauen in schweren seidenen Gewändern. Reiches Goldgeschmeide

glitzerte vor Franischkos Augen. Er faßte endlich Mut, einen minder gut gekleideten Mann anzusprechen.

„Ise sich Pamboschko da drinnen?"

„Was soll da drinnen sein?"

„Bitt' ich, frag' ich, ise sich liebes Gott da drinnen?"

Der Mann lachte, daß es dem Knaben weh tat.

„Das hab' ich bisher noch gar nicht gewußt, daß es auch jüdische Slowakenjungen gibt. Ja, kleiner Drahtenbinder, das hier ist zwar eine Synagoge, wo nur Juden beten. Wenn du auch beten willst, so komm nur mit! Es ist der letzte Festtag der jüdischen Ostern. Ostern ist Ostern. Komm!"

Franischko wich entsetzt zurück. Die Juden waren in seiner Vorstellung schwarze Teufel, welche am Sabbat Christenkinder aufspießten. Und diese Gottesmörder sahen nun aus wie andere Menschen auch, hatten goldene Ketten und eine Kirche und durften am Ostersonntag darin beten. Sollte die Mamka falsch berichtet sein oder gar ihn getäuscht haben?

Das waren heute schlimme, sehr schlimme Ostern. Von seiner Kirche hatte man ihn fortgescheucht, und er wollte doch beten. Sogar die Juden beten, und der Franischko sollte nicht beten? Ob das wohl ein und derselbe Pamboschko war, zu welchem er und die Juden beteten?

Planlos irrte er in der Stadt umher. Er kaufte von dem geschenkten Gelde zwei schöne, grün und gelbe Ostereier und aß sie auf. Aber helle Tränen liefen dabei über seine Backen; er wußte nicht warum. So gelangte er bis auf die alte „steinerne Brücke". Unter ihm brauste die hoch angeschwollene Moldau in raschen Wirbeln dahin; dort glänzte das Kaiserschloß vom Hradschin herunter; darüber ragte der herrliche Dom empor. Ob dort wohl Christen oder Juden beteten?

Mitten auf der Brücke stockte Franischko. Neben ihm stand die Bildsäule des heiligen Johannes von Nepomuk. Fünf goldene Sterne glänzten im Kreise um den Kopf

des Heiligen; fünf goldene Sterne in einer Marmorplatte luden am Brückenrande ein, die Symbole zu küssen.

„Heiliger Nepomuk, bitt' für mich armen Sünder!" hörte Franischko in diesem Augenblick einen Greis flüstern; eifrig sprach er nach:

„Heiliges Nepomuk, bitt' ich armer Sünder," und zögernd blieb er stehen. Ob es nicht am besten wäre, hier unter freiem Himmel zu beten? Zwischen den verschiedenen Kirchen konnte er sich nicht mehr zurechtfinden. Diesen Heiligen aber kannte er genau.

Da hörte er hinter sich reden. Ein älterer Herr sprach zu einigen jungen Leuten. Franischko begriff anfangs nicht, was der beredte Mann erklärte.

Da war von schweren Jahreszahlen, von Erzguß und von Künstlern die Rede. Dann nannte er den Namen des Heiligen. Der Knabe spitzte die Ohren.

„Was den Gegenstand dieses Werkes anbetrifft, meine Herren, so hat der Johannes von Nepomuk, der hierzulande als Heiliger angebetet wird — Sie sehen, meine Herren, mit welcher Schwärmerei dieser Slowakenjunge eben zu ihm aufschaut —, wahrscheinlich niemals gelebt. Wo sie jetzt Bildsäulen Johanns von Nepomuk erblicken, da standen vor dreihundert Jahren noch Erinnerungsbilder an den großen Ketzer Johannes Hus, den das Volk als seinen nationalen Helden liebte. Die katholische Geistlichkeit, der die Verehrung ihres verbrannten Opfers natürlich ein Dorn im Auge war, erfand den Johann von Nepomuk und setzte seine Statuen allmählich überall an Stelle deren von Johannes Hus. Der von Nepomuk hat nie auf Erden gelebt. Gehen wir weiter, meine Herren!"

Sie gingen weiter, und niemand achtete des armen Franischko, dem das Gebet auf der Lippe erstarrt war.

„Svaty Jano (der heilige Johann) hat nix gelebt auf Erden," rief er entsetzt den Fremden nach, „jetzund is er nix im Himmel."

Es trieb ihn aber unwiderstehlich, dem klugen Manne und seinen Hörern zu folgen, die so fürchterliche Dinge

wußten. Er ging bescheiden nebenher und horchte gespannt auf jedes Wort. Unter dem Gewölbe des verwitterten Altstädter Brückenturmes hindurch kam er so auf einen blumengeschmückten Platz. Da stand auf hohem Sockel ein herrliches Bildwerk. Eine Krone ruhte auf dem Haupte, das von schönen Locken und einem dichten Barte eingefaßt war. Milde wohnte auf den Lippen. Ein langer Königsmantel floß in reichen Falten bis auf den Boden nieder. Ob das wohl der Herrgott war? Schon erklärte der kluge Mann:

„Ihm verdanken wir alles, was Sie rings umher sehen, meine Herren. Ihm verdanken wir die Pracht der Paläste und Dome, die dort vom Hradschin auf uns herunterblicken, ihm diese unvergängliche Brücke, ihm die Schönheit dieser Stadt, ihm den Wohlstand ..."

Verklärt blickte Franischko empor. Jetzt endlich hatte er seinen Pamboschko gefunden, dem er alles zu verdanken hatte. Fromm legte er die Hausierwaren auf den Boden, kniete daneben hin und begann laut und innig ein Vaterunser zu beten.

Gelächter weckte ihn jäh aus seiner Andacht. Schnell hatten sich die Vorübergehenden um das betende Kind versammelt und bildeten einen dichten Kreis von Lustigen und Neugierigen.

Franischko stammelte:

„Hab' ich nix 'tan! Hab' ich wullt beten!"

Die Leute lachten noch lauter. Da flammte der Zorn im Knaben auf.

„Darf armes Franischko in Stadt nix bet' ich zu seinem Pamboschko?" rief er mit Tränen der Wut im Auge.

Der beredte Mann, der alles wußte, näherte sich ihm.

„Du irrst, liebes Kind. Du betest hier vor einem Menschen und nicht vor einem Gotte. Dieses Denkmal ist für den guten Kaiser Karl den Vierten errichtet worden, der ein Mensch war wie du und ich."

Franischko schlich hinweg. Bis zum Abend irrte er müßig in den Straßen umher, kein einziges Mal rief er

mehr an diesem Tage sein „Drahtowat!" Es wollte ihm nicht aus dem Kopfe, daß dort ein Heiligenbild stand und daß der Heilige ein Mensch war wie der fremde Herr, der die fürchterlichen Dinge wußte, und wie er, der Franischko. Erst als es dunkel geworden, kehrte Franischko zu dem Bilde des Menschen zurück. Scheu blickte er um sich, als wollte er ein Verbrechen begehen. Dann lag er dort lange auf dem Boden und wollte weinen. Aber er konnte es nicht; er mußte über die Erlebnisse des Tages nachdenken.

Endlich erhob er sich und eilte, hart an den Brückenrand gedrückt, über die Brücke bis zum Heiligenbild. Dort schaute er sich noch einmal ängstlich um; dann fuhr er mit der Rechten unter sein Hemd und riß eine blecherne Denkmünze gewaltsam von der Schnur los. Es war der heilige Nepomuk, den ihm einst die Baba zum Schutze gegen Krankheit mit auf die Reise gegeben hatte. Mit starren, bösen Augen sah er den Heiligen an und warf mit raschem Schwunge die Münze über das Steingeländer hinaus in den Strom.

Eisig wehte die Nachtluft von Norden her und Frost durchschauerte den Knaben.

Wie der Franischko seine Weihnachten feierte

Zum dritten Male, seitdem Franischko das väterliche Haus verlassen, um in der weiten Welt sein bescheidenes Stückchen Brot zu finden, war der Winter ins Land gekommen. Zum dritten Male wurde das Weihnachtsfest gefeiert.

Franischko wurde von Tag zu Tag trauriger, wenn er an den heiligen Abend dachte. Diesen mit seinen Kameraden beim Majster zu verbringen, vermochte der kleine Franischko nach den Erfahrungen des letzten Weihnachtsabends nicht. Damals hatte der Majster allen ihre kleinen Ersparnisse abgenommen und dafür gestattet, den

heiligen Abend im häuslichen Kreise bei üppigem Gelage zu verbringen. Da war es aber dem Franischko schlecht ergangen. Gegessen hatten sie allerdings gut in des Majsters Keller, das muß wahr sein. Aber nachher hatten sie schmutzige Lieder gesungen und dem sich sträubenden Franischko schrecklichen Branntwein in den Hals gegossen. Nein, lieber kam der Franischko den ganzen Tag und die ganze Christnacht nicht nach Hause, als daß er dort die Sünde und das Trinken lernte.

Hart war es freilich, daß in der ganzen großen Stadt niemand, niemand war, dem Knaben etwas zu Weihnachten zu schenken. Er verlangte ja nicht so reiche Gaben, wie die Mamka daheim durch geheimnisvolle Hilfe zu spenden wußte: ein halbes Schock Äpfel und ein ganzes Schock Nüsse — aber nach einem guten Menschenkind sehnte sich der Knabe, das ihm nur einen roten Apfel und zwei krachende Nüsse in die Tasche steckte und dazu sagte: Das hat dir das Christkindl gebracht.

Seine Wohltäterin vom vorigen Winter, die schöne gute Marischa, hätte wohl auch jetzt ihres kleinen Freundes nicht vergessen; aber die hatte ihren Geliebten geheiratet und war mit ihm und ihrer Mutter eines Tages aus dem großen Hause fortgezogen. Niemand hatte acht, dem Franischko den Weg zu der neuen Wohnung zu zeigen, und so kam es, daß der Knabe die schöne Marischa nicht wieder auffinden konnte. Nur noch ein einziges Mal war sie in einem offenen Wagen an ihm vorübergefahren; Franischko hatte sich sofort neben sie auf den Tritt geschwungen und hatte sie von hier aus überglücklich angelacht, trotzdem der Kutscher ihn zornig mit der Peitsche behandelte. Da ließ die schöne Marischa halten, reichte dem Knaben ein Geldstück und nannte ihm eine Straße und eine Hausnummer, wo er sie finden könnte. Ja, wer die Buchstaben und Ziffern der Straßen zu lesen verstünde! Er sah Marischa nicht wieder.

Seit dem frühen Morgen schlenderte Franischko heute müßig in der unruhigen Stadt umher. Seinen

Warenhaufen hatte er nur deshalb mitgenommen, weil er sich vor dem Majster fürchtete. Wer kaufte heute eine Mausefalle? Die unzähligen Händler, welche mit ihren Eß- und Spielwaren die Märkte besetzt hielten, betrachteten es auch als selbstverständlich, daß man heute nur für den Weihnachtsabend Einkäufe machte, und suchten sogar den armen Slowakenbuben als Käufer zu locken. Franischko verwahrte zwar einige Groschen in der Tasche, aber das war ja keine Weihnachtsfreude, wenn man sich selber beschenkte.

Wenn das Sehen das schönste wäre, dann hätte Franischko allerdings einen Weihnachtstag erlebt, von dem sich zu Hause im Dorfe und in der Stadt Trenschin niemand etwas träumen ließ. Selbst der gelehrte Herr Pfarrer hätte nicht sagen können, wozu all die tausend Dinge zu brauchen waren. Und doch wurde alles, alles verkauft. Was doch die Kinder in der Stadt klug sein mußten!

Die erstaunlichsten, unerhörtesten Dinge nahmen sie mit Kennermiene in die Hand und hantierten mit ihnen wie mit Bachkieseln.

Da war unter anderem ein Stück zu sehen, welches Franischkos Neugierde ganz besonders spannte. Es war eine schöne blanke Mausefalle, in welcher eine kleine graue Maus ganz still hockte. Wenn die vornehmen Kinder die Mausefalle öffneten, blieb das Tier ruhig sitzen, ließ sich herausnehmen, streicheln und hin und her werfen, und wenn man es auf die Erde setzte, so lief es wohl schnurrend eine kleine Strecke weit, blieb dann aber stehen und ließ sich geduldig wieder in die Falle tun. Das wäre erst das rechte Vergnügen, für so künstliche Mäuse Fallen zu fertigen.

Wem von beiden der Franischko wohl selbst ähnlich ist? Dem künstlichen Tierchen oder dem lebendigen? Sein Majster hielt ihn wohl für so ein Ding aus Pappe, das er nach Gutdünken laufen ließ, so weit und so viel er wollte. Doch im Innern fühlte sich der Franischko

auch so von sich selber bewegt, wie die lebendige Maus, und wäre am liebsten um sein armes Leben auf und davon gelaufen, weit weg, wo ihn der Majster nicht einholte. Aber der Franischko saß in der Falle. Und aus seinem eigenen jämmerlichen Zustande schloß er zurück auf den Kummer einer Maus, die sich eigentlich von selber bewegen konnte und doch gefangen saß. Da nahm der Franischko sich vor, von nun an in allen Mausefallen, die er verfertigte, einen der Drähte ganz lose zu lassen, damit die gefangenen Mäuse Gelegenheit hätten, wieder zu entschlüpfen.

Das waren nun christliche und festliche Gedanken, aber sie konnten dem Franischko seinen Anteil an dem allgemeinen Weihnachtsglück nicht ersetzen. Er wäre beinahe wieder gern in den dunkeln Keller seines Meisters zurückgekehrt, um nur nichts mehr von all den Herrlichkeiten sehen zu müssen, von welchen ihm doch nicht eine Nadel vom kleinsten Tannenbaum gehörte. Aber wie ein Zauber hielt ihn das Treiben der festlichen Menschen gebannt. Der Nachmittag war schon hereingebrochen, die Sonne senkte sich matt hinter den schneebedeckten Dächern, ein dünner Pulverschnee rieselte herab, das Gewoge auf den Straßen ließ aber noch immer nicht nach und noch immer gab es Neues und immer wieder Neues anzustaunen. Erst als es anfing dunkel zu werden und die Händler eiliger ihre Waren ausriefen und ihre niedrigsten Preise nannten, besann sich Franischko so recht auf das Leid, das ihn seit dem Morgen drückte. Er schlich sich traurig davon.

Die Verkäufer auf dem Markte, welche so viele Stunden fürs liebe Brot gefroren hatten, waren gewiß keine reichen Leute. Aber jetzt brachen sie ihre Buden ab, liefen mit ihrem Erlös nach Hause und feierten fröhlich ihren Weihnachtsabend. Sie waren fleißig gewesen, dafür wurden sie nun auch von alt und jung beschenkt. Und beschenkten zu Hause ihre eigenen Kinder. Ein Geschenk, ein Geschenk! und wäre es nur ein Flitter

Goldpapier! Es tut heute so wohl, sich etwas schenken zu lassen.

Franischko war bis zu einer Brücke gelangt, welche über den Kanal führte. Da stand ein blasses frierendes Mädchen hinter einem Tischchen mit goldenen Schweinchen und Schäfchen und flehte die Vorübergehenden an, ihm doch sein Glückstier abzukaufen, damit es rechtzeitig zur Bescherung zu Hause wäre. Es war ein Bild des Jammers, wie das schlecht gekleidete Kind mit roten Augen von einem Bein aufs andere hüpfte, um sich zu wärmen, und dabei immer ungeduldiger nach dem Himmel blickte, der sich im Osten dunkler und dunkler färbte.

Doch Franischko wußte, daß es noch ärmere Kinder gab; das Mädchen mußte freilich seine Eltern ernähren helfen — und das tat weh im Winter —, aber dafür durfte es mit dem erworbenen Gelde zu seiner Mamka gehen und bekam am heutigen Abend etwas — etwas geschenkt.

Und nun war wie mit einem Überfall die Nacht hereingebrochen. Plötzlich verschwanden die eiligen Leute von den Straßen und das Glück begann in tausend und tausend Wohnungen hinter verschlossenen Türen umherzuhuschen. Nur das Elend war noch auf der Straße.

Und jetzt — drüben im großen Eckhause, oben, hinter dem zweiten Fenster — das erste Wachslicht am ersten Christbaum! Die Augen Franischkos schwammen in Tränen, es würgte etwas in seiner Kehle, aber er weinte noch nicht.

Das Mädchen mit den goldenen Schweinchen brach in lautes Schluchzen aus, als jetzt rechts und links die Fenster sich erleuchteten. Da merkte auch Franischko, wie traurig es auf der Straße wäre, und fing bitterlich zu weinen an. Das Mädchen hatte noch vier Schweinchen vor sich stehen und rief unaufhörlich: „Die letzten vier Schweinchen für fünf Dreier."

Die beiden Kinder waren nicht allein. Ein großer Herr, den ein dicker, schwarzer Pelz bedeckte, stand auf

der Brücke. Wie der Franischko die Augen sah, mit denen der Herr in die dunklen Fenster des nächsten Hauses starrte, da hatte er Mitleid mit den traurigen Augen. Wer mochte dem Herrn gestorben sein?

Da kam dem Franischko ein festesfroher Einfall. Er suchte fünfzehn Pfennige hervor, legte die vielen Kupferstückchen stumm dem Mädchen auf den Tisch und nahm dafür die goldenen Schweinchen an sich. Drei davon versenkte er in die Tiefe seines Quersackes, mit dem vierten Schweinchen aber näherte er sich zuversichtlich dem Herrn, zupfte ihn am Pelz und sagte: „Da, gnädiges Herr, sull ich bringen guldnes Schweinchen vum Christkindl für gnädiges Herr."

Mit diesen Worten drängte das Kind das Spielzeug in die Pelztasche des Herrn und wollte fortspringen. Der Fremde jedoch, der im ersten Augenblicke mit wirrer Miene aufgefahren war, hielt den Knaben fest und ließ sich von ihm seine wunderliche Tat erklären. Der Knabe konnte nichts anderes sagen, als daß der Herr sehr traurig ausgesehen habe, und daß alle Traurigkeit am Weihnachtsabend vorüber sei, wenn eine gute Seele einem etwas schenke.

„So hältst du es für den größten Schmerz, unbeschenkt zu bleiben, du glücklicher Knabe? Und ich — die Stube ist leer, das Fenster ist dunkel!"

„Bitt' ich, gnädiges Herr," sagte Franischko schlau. „Ise sich viele Franischko auf Straßen, was haben große leere Taschen und haben Mamka und Tatko weit weg. Bitt' ich, gnädiges Herr, schenk mir auch was."

Der Fremde schaute den Knaben mit bitterem Lächeln an, dann sagte er: „Geh mit!"

Während sie dem nahen Hause zuschritten, dachte der Fremde, wie es doch gut sei, daß der närrische Slowakenjunge ihn aus seinem düsteren Brüten herausgerissen habe. Einen hungernden Slowakenbuben zu beschenken, das könnte zwar das Verlorene nicht ersetzen, aber wenigstens wurde jemand beschenkt, wenn auch

nur ein habgieriger schlauer Knabe. Und es sollte für diesen eine fröhliche Bescherung werden.

Der Franischko aber dachte zur selben Zeit: Das waren freilich nicht die rechten Weihnachten, wenn ihm so ein jämmerlicher, todtrauriger Herr etwas schenkte. Aber da der Herr sich danach sehnte, etwas zu schenken, so wird es ihm Freude machen. Und der Franischko wird schon lustig sein dem traurigen Herrn zuliebe.

Als der Fremde in seiner Stube Licht machte, vergaß freilich Franischko für ein Weilchen alles andere. Was waren da für Herrlichkeiten aufgehäuft! Es waren soviel Trompeter, Soldaten und Gummibälle da, daß in dem Berg von Herrlichkeiten die Äpfel, Nüsse, Pfefferkuchen gar nicht recht zur Geltung kamen. Mitten auf dem Tisch standen die Bilder einer jungen Frau und eines Kindes. Der Hausherr brachte sie mit einem letzten düsteren Blick ins Nebenzimmer, dann kam er mit einem bleibenden Lächeln herein, setzte sich mit Franischko an den Tisch und ließ ihn essen und trinken.

Dem guten Franischko war es anfangs nicht ganz geheuer unter all dieser Trauerherrlichkeit. Aber er faßte sich ein tapferes Herz, schmauste um so wackerer, je besser es ihm schmeckte, und wurde darüber allmählich so wirklich lustig und übermütig, daß er seinen Wirt durch slowakische Tänze und Lieder aus seiner Schwermut weckte, dann auf der Trompete blies, die Schaukelpferde versuchte und die Soldaten in Reih' und Glied aufstellte. Der Wirt sah lange teilnahmslos zu und lächelte nur oft dem wilden Knaben zu. Endlich aber machte ihm die Freude seines Gastes doch auch Spaß und er ertappte sich am Ende sogar auf einem guten Lachen.

Als der Diener, welchen der Hausherr für den Abend beurlaubt hatte, gegen Mitternacht nach Hause kam, war er aufs höchste überrascht, seinen Herrn und einen armen Slowakenjungen in behaglicher Weihnachtsstimmung anzutreffen.

Nun war es aber Zeit, schlafen zu gehen. Der Wirt

begab sich mit einem herzlichen „Gute Nacht“ in sein Schlafzimmer und wies dem Slowaken ein Sofa für die Nacht an. Am nächsten Morgen sollte der Diener den Knaben nach Hause bringen und ihm die hundert Geschenke tragen helfen; denn es verstand sich von selbst, daß die ganze Weihnachtsbescherung dem Franischko gehörte.

Franischko betastete lange mit zärtlichen Fingern den weichen Samt des Sofas. Dann kroch er auf die Erde herab, wickelte sich in den Teppich und schlief vergnügt ein. —

Der Morgen dämmerte kaum, als Franischko erwachte. Anfangs verwirrte ihn seine ungewohnte Umgebung; als er sich aber des gestrigen Abends vollständig erinnerte, legte sich ein breites Lächeln über seine Züge. Und damit er nicht laut auflachte, biß er gleich in den großen, gesprenkelten Apfel ein, von dem er die ganze Nacht geträumt hatte. Dann füllte er seine Taschen und den großen Quersack bis an den Rand mit den schönsten Äpfeln und Nüssen und trollte sich leise.

Im Vorzimmer traf er den schlaftrunkenen Diener. „Halt, Krowat,“ rief dieser ihn mit einem groben Scherz an. „Wo hinaus? Was trägst du alles mit fort?“

„St!“ machte Franischko, indem er mit der Hand schüttelnd dem Diener die lauten Reden wehrte. „St! Hat Franischko fuppt gnädiges Herr. Hat gnädiges Herr glaubt, daß schmeckte Franischko so gut wie bei Mutterle. War aber alles Fupperei. Bitt' ich, gute Fupperei! Hat gutes gnädiges Herr großmächtige Freude gehabt über lustiges Franischko.“

Wie der Franischko ins Gefängnis kam und es nicht wußte

Das war ein wunderlicher Apriltag, an welchem der Franischko wieder einmal glaubte, der Winter wäre gar für immer vorbei. Mochte auch von den nächsten

Höhen noch der lichte Schnee herunterglänzen, was tat's? Die Sonne schien nun bereits am frühen Morgen so warm, daß es dem armen Slowakenbuben war, als würfe ihm die Mamka eine weiche saubere Halena um die Schulter. Freilich, ab und zu kam noch ein eisiger Windstoß vom Gebirge herüber, aber der böse Wind selber wurde allmählich warm unter der Frühlingssonne, und mit all seiner Bosheit vermochte er nicht, dem Franischko seinen Glauben an ein Winterende zu nehmen. Und alles Lebendige schien mit dem fröhlichen Knaben der Sonne entgegenzujubeln. Franischko jauchzte laut auf, als er an den Gesträuchen, welche die Straße zur Rechten und zur Linken begleiteten, die ersten grünen Keimblätter entdeckte. Plötzlich stutzte der Knabe, denn er sah, wie gefährlich der Glaube an den Frühling werden könne. Unter einem kahlen Apfelbäumchen lag regungslos ein kleiner Maikäfer, sein erster Maikäfer des Jahres. Franischko hob das Tierchen mitleidig auf und freute sich, als er ein wenig Leben zu fühlen glaubte. Er machte auf der Stelle die eifrigsten Versuche zur Wiedererweckung des kleinen Wesens. Er hauchte den Käfer mit seinem warmen Atem an, er streichelte ihm mit den Fingerspitzen die harten Flügeldecken, er verstand es sogar, ein weißgrünes Keimblättchen dem Käfer zwischen die beweglichen Freßwerkzeuge zu schieben. Da aber alles nicht gleich fruchten wollte, steckte der kleine Samariter endlich den voreiligen Käfer in die Tasche, um bei gelegener Zeit sein Rettungswerk fortzusetzen. Jetzt mußte er an die Arbeit gehen, wenn er bis zum Abend einen halben Gulden verdienen wollte.

In der kleinen Stadt, in welcher er jetzt auf Arbeit war — ihren Namen kannte der Slowakenjunge nicht —, bekam er freilich nicht so viel Almosen, wie in den großen Häuserwildnissen, in denen man sich verirren konnte wie im Walde, und wenn man auch monatelang da lebte. In der kleinen Stadt wollten die Hausfrauen auch das kleinste Stückchen Brot, auch den schlechtesten Heller nicht

umsonst hergeben. Jeder Kreuzer wollte hier redlich verdient sein, dafür gab es aber auch immer zu tun für jeden, der nur arbeiten wollte. In der großen Stadt warfen die gottlosen Menschen das Geschirr gleich weg, wenn es entzwei geschlagen war. Wovon sollten da die Kastelbinder leben? Hier aber wurde jeder Topf geflickt und wieder geflickt, solange noch daumengroße Stücke vorhanden waren.

Auch heute fand Franischko bald Arbeit. Aus einem der schönsten Häuser des Marktplatzes rief eine Köchin ihn an und brachte ihm einen schönen Schneeschläger aus Messingdraht, der wieder ganz gemacht werden sollte. Das war feine Arbeit und erforderte die ganze Aufmerksamkeit des Slowaken. Wohl fühlte Franischko eben jetzt mit nicht geringer Freude, daß es in seiner Tasche lebendig zu werden und zu krabbeln begann, aber im Bewußtsein seiner Pflicht bekümmerte er sich vorläufig nicht weiter um seinen Schützling.

Indessen hatte der junge Arbeiter aufmerksame Gesellschaft erhalten, seitdem er sich zur Arbeit neben dem Haustor auf den breiten Steinfliesen niedergelassen hatte.

Ein Knabe und ein Mädchen, ein jedes kaum zehn Jahre alt, hatten neben dem Slowakenjungen Posto gefaßt, und er war ganz stolz darauf, daß die Kinder eine ganze Weile sprachlos seine Kunstfertigkeit anstaunten.

Endlich hatten sie sich satt gesehen. Der Knabe brach zuerst das Schweigen, indem er dem Mädchen den Vorschlag machte, den Mausiratzenfaller mit Sand zu bewerfen. Als das Mädchen diesen Antrag nicht annahm und ihrem Kameraden sogar zu schmollen schien, versuchte dieser durch allerhand Liebenswürdigkeiten und interessante Mitteilungen ihre Gunst wieder zu gewinnen. Bald begann er aus seinen unergründlichen Taschen die merkwürdigsten Dinge hervorzuziehen und sie zu ihrer Belehrung und ihrem Zeitvertreibe zu erklären. Jetzt einen prächtigen roten Apfel — dann eine Mundharmonika, auf welcher die beiden Kinder abwechselnd sehr

schöne Stücke bliesen — dann holte der Knabe eine Handvoll Briefmarken hervor, deren Wert der Franischko nicht kannte — und noch ein ganzer Trödelkram, große Kupfermünzen, buntfarbige, schimmernde Kristalle, abgerissene Knöpfe, alte Aprikosenkerne und andere solche Raritäten kamen ans Licht. Als der Knabe keine Schätze mehr zu zeigen hatte, dankte ihm das Mädchen, indem sie bescheiden ein paar Stecknadeln und einen langen Zwirnsfaden, ihre ganze kleine Habe, dem reichen Freunde schenkte.

Der Knabe machte einige täppische Versuche, das Mädchen in die Hände zu stechen, dann aber hatte er offenbar plötzlich einen besseren Einfall. Er sprang rasch hinter den Slowakenbuben, kam wieder hervor und machte sich mit einem kleinen Gegenstande zu schaffen, den er in der Hand verborgen hielt. Franischko war schon wieder in seine Arbeit vertieft, als ihn der helle Ruf der beiden Kinder: „Maikäfer flieg!" den Kopf wenden ließ. Es war abscheulich, was er da erblickte. Eine Nadel hatten sie einem armen Maikäfer mitten durch den Leib gesteckt, den Faden an die Nadel geknüpft, und ließen das gequälte Tierchen so fliegen. Und wenn der Maikäfer weggeschwirrt war, so weit es ihm die Länge des Fadens gestattete, so zogen die schlechten Kinder unter Lachen und Schreien den Käfer wieder heran und das grausame Spiel begann von neuem.

Der Franischko zitterte vor Zorn, aber der Betteljunge durfte den vornehmen Herrenkindern nicht wehren.

Da kam ihm ein entsetzlicher Gedanke. Er griff in die Tasche — wahrhaftig sein Maikäfer war verschwunden, war gewiß unbemerkt ans Licht gekrochen und von dem häßlichen Knaben geraubt worden; es war sein Maikäfer, der jetzt so fürchterlich gemartert wurde. Siedend heiß lief es dem Franischko über den Rücken, er glaubte selber zu spüren, wie ihm sein Majster eine lange Nadel durch den Rücken trieb, daß sie vorne herauskam. Aber immer noch schwieg er. Da hörte er wie das Mädchen

den Vorschlag machte und der Knabe sich anschickte, dem Käfer seine Flügel zu stutzen und zwei Beinchen auszureißen — da sprang der Franischko empor und wie ein Wütender schlug er mit dem schadhaften Schneeschläger auf die Kinder los. Das Mädchen entfloh, der Knabe aber bot kräftigen Widerstand, obgleich ihm die ersten Schläge schmerzhaft das Gesicht zerkratzt hatten und er sogar am Auge verletzt war.

Bald hätte Franischko seinen kleinen Gegner besiegt, aber schon eilten von allen Seiten ältere und jüngere Burschen herbei, welche gegen den frechen Slowakenjungen sofort gemeinsame Sache machten. Niemand fragte nach dem Grunde des Streites. Franischko hatte auch keine Zeit, zu berichten, daß man seinem Maikäfer habe die Beinchen ausreißen wollen, denn von allen Seiten regnete es Püffe und Schläge. Gegen die Übermacht half kein Wehren. Franischko war es vorher noch geglückt, den Maikäfer zu erhaschen, ihm die Nadel mit dem Faden aus dem Leibe zu ziehen und das arme Tier fliegen zu lassen. Dann ergab er sich in sein Schicksal und wußte, daß er zum Lohn für seine gute Tat in den Himmel kommen würde, wenn ihn die wilde Truppe der Stadtkinder jetzt auf der Stelle totschlüge.

Aber damit hatte es gute Wege. Plötzlich sanken die Arme seiner Peiniger nieder, der Kreis um ihn herum lichtete sich und ein Polizeimann stand neben Franischko. Nun wird's den bösen Knaben schlecht gehen, dachte der Slowake, als er hörte, wie der Beamte sich den Vorgang aufklären ließ und nach vielen Fragen einen ziemlich wahrheitsgetreuen Bericht erhielt. Und in der Tat, der brave Mann schützte ihn gegen die ganze Schar. Franischko verzieh auch rasch die erhaltenen Schläge; es waren ja so junge Leute, vielleicht Freunde des bösen Knaben. Der liebe Gott ließ es gewiß nicht zu, daß der arme Franischko für eine gute Handlung ernsthaft zu Schaden käme.

Der Beamte hieß den Slowakenjungen mitgehen. Franischko hörte nun, daß er den Sohn des Bürger-

meisters mißhandelt hätte. Ein Herr Bürgermeister mußte aber ein sehr kluger Mann sein, und da verstand es sich von selbst, daß Franischko jetzt vor den Bürgermeister geführt würde, der solches Herzeleid mit seinem ungeratenen Sohn erfuhr, und daß er dort öffentlich belobt würde, aber er war mehr beschämt als erfreut von dieser Ehre. Es mußten doch recht viele böse Menschen hierzulande wohnen, daß man von der Rettung eines Maikäfers so viel Aufhebens machte.

Indessen war die immer wachsende Truppe beim Rathause angekommen und Franischko mußte eintreten. Die Burschen aber, welche ihn geschlagen hatten, blieben wohl zur Strafe draußen. Sie machten ihrem Ärger in lauten Drohrufen Luft.

Nun begann ein herrliches Leben für den Slowaken. Der freundliche Beamte hatte wohl bemerkt, daß dem Knaben von den vielen Püffen der Rücken weh tat, wenigstens schob er ihn in ein hübsches geräumiges Kämmerlein und wies ihm eine Holzbank an der Wand, auf welche der Franischko sich hinlegen sollte.

Und damit die bösen Knaben ihn nicht bis hierher verfolgen konnten, schloß der Beamte fürsorglich hinter ihm ab. Wie sich's da faullenzen ließ auf der schönen Holzbank! Beim Majster im Keller, der auch nicht größer war als dieses Kämmerchen, waren sie zehn, ja manchmal bis zwanzig Personen zusammen und nur der Majster selbst besaß eine Holzbank zum Schlafen. Jetzt dünkte der Franischko sich auch Majster zu sein, als er die schmerzenden Glieder behaglich ausstreckte.

Anfangs machte sich Franischko einige Sorgen wegen der Nahrung. Aber richtig, der Beamte dachte an alles; mittags brachte er ihm ein großmächtiges Stück Brot und abends eine kräftige Erbsensuppe. Wer das so alle Tage haben könnte!

Franischko konnte lange nicht einschlafen, so ungewohnt war ihm das weiche Holzlager. Aber schließlich ist nichts leichter zu erlernen als die Bequemlichkeit, und

Franischko schlief endlich gegen Morgen so fest ein, als läge er auf den gewohnten Ziegelsteinen, und erwachte erst, als man ihm gleich einem vornehmen Herrn die Morgensuppe brachte.

An diesem Tage kam es auch zur öffentlichen Besprechung des Falles. Franischko wurde in ein schönes großes Zimmer gebracht, wo eine Menge vornehmer Herren auf ihn warteten. Er durfte auf einem lackierten Sessel Platz nehmen und sich da wie ein Großer anlehnen. Ihm gegenüber saß der böse Knabe mit verbundenem Gesicht. Da bedauerte ihn der Franischko und hoffte, daß man den vornehmen Knaben um seiner Wunden willen nicht weiter strafen würde.

Es sah ganz feierlich aus im Saale. Auf dem Mitteltische stand ein Kruzifix, daneben brennende Lichte — wie in der Kirche. Auch war alles mäuschenstill. Immer nur einer durfte reden. Ein alter Herr, wahrscheinlich der Herr Bürgermeister, denn er saß gerade vor dem Kruzifix, richtete an Franischko einige Fragen. Manches verstand Franischko nicht und wiederum verstanden die Herren nicht alle seine Antworten. Das war aber auch wohl nicht nötig, denn der Herr Bürgermeister sagte, es wäre schon gut und Franischko könnte sich wieder niedersetzen. Nun sprachen noch zwei Herren, beide so schön und beide so freundlich, daß Franischko innig bedauerte, die deutsche Sprache nicht besser zu reden. Der erste Herr schien noch sehr böse über den Tierquäler zu sein, denn Franischko entnahm aus seiner langen Rede einzelne wohlbekannte Worte: wie „Sünde", „böse Knaben", „zuchtloser Straßenjunge", „Schläge", „Strafe!" Wenn Franischko daran dachte, wie hart der Tatko die Tierquälerei bestraft hätte, so bangte er für seinen Gegner von gestern, dem ja alle diese Worte galten.

Den zweiten Redner verstand Franischko auch nicht ganz gut. Er hörte wohl die Worte, begriff aber nur selten den Zusammenhang. Es mußte viel vom Franischko die Rede sein, denn alle Anwesenden schauten ihn freund-

lich an. Der zweite Redner sagte unter anderem: „Nehmen Sie an, meine Herren, nicht ein hergelaufener Slowakenjunge, sondern ein reicher Bürgerssohn aus unserer Stadt hätte dem Sohne unseres verehrten Oberhauptes seine wohlverdienten Hiebe gegeben. Nehmen Sie an — obgleich ich selbst an die Möglichkeit nicht glaube — der Herr Kläger hätte die glatte Haut seines Sprößlings auch dann unter richterlichen Schutz gestellt, wie würden Sie dann urteilen? Ich bin gewiß, Sie hätten mit mir auf der einen Seite einen boshaften oder doch übel bedeuteten Jungen erblickt, der für seine Tierquälerei eine exemplarische Strafe verdiente. Auf der andern Seite stand das unverfälschte Kindergemüt eines vielleicht zu lebhaften, aber im Grunde richtig empfindenden Knaben. Wo bleibt die Gleichheit vor dem Gesetze, wenn Sie den Rächer der beleidigten Moral, den Sie sonst belobt hätten, nur deshalb zur Strafe ziehen, weil er ein heimatloser Sklave inmitten unserer bürgerlichen Gesellschaft ist?“

Das klang alles so schön, daß der kleine Franischko gern noch stundenlang zugehört hätte, wenn er den guten Herrn auch nicht genau verstand. Aber gerade bei dieser Stelle brach der Bürgermeistersohn in ein so jämmerliches Geheul aus, daß dem Franischko seine Freude beinahe vollständig verdorben war.

Am Schlusse kam der zweite Redner aber auf ganz unverständliche Dinge. Der Knabe habe das Alter der Strafmündigkeit kaum erst erreicht und so. Das Bewußtsein der Handlungsweise und so. Ungefähr ähnlich mochte ein Pfarrer sprechen, wenn zwei Leute heirateten.

Nach längerem Hin- und Herreden erhob sich der Herr Bürgermeister und sprach eine kurze Rede, die er an Franischko richtete. Dieser hatte sich also in seinen Hoffnungen nicht getäuscht, er wurde für sein mutiges Einspringen belohnt; denn der freundliche Beamte trat darauf wieder auf ihn zu und sagte: „Na, jetzt kannst du eine Weile bei uns bleiben.“ Das war dem Franischko

schon recht. Aber so groß auch seine Freude über diese Einladung war, so vergaß er darüber doch nicht seine Pflicht. Unter unaufhörlichen Kratzfüßen ging er nach dem Tisch, auf welchem das Kruzifix stand und sagte: „Bitt' ich, gnädigstes Pane Burgemeister, Franischko lustig hier bleiben, aber Pane Burgemeister bitt' ich, nehmen zurück Schneeschlager, was gehert in Kuchel, wo heit nix wird kocht für böses Knab!"

Dann ließ sich Franischko abführen, um sich's gut sein zu lassen. Man bedeutete ihm, daß er nicht die ganze Zeit im Rathause bleiben werde, sondern auf ein Schloß hinausfahren müsse. Wirklich fuhr ein Leiterwagen vor und der glückselige Franischko durfte sich hinaufschwingen und sich auf einem weichen Strohlager neben einem stattlichen Polizeisoldaten ausstrecken. O je, und all die Ehre für einen Maikäfer! Wie mag man hier erst einen Mann belohnen, der ein Kind aus dem Wasser gezogen hat? Franischko nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit, so klein er war, ins Wasser zu springen, wo jemand ertrinken wollte.

Nach einer herrlichen Fahrt von zwei Stunden langten die Reisenden vor einem großen, großen Gebäude mit zwei Türmen und vielen hundert Fenstern an. Franischko wurde von einem dicken, alten, gutmütigen Herrn begrüßt und bekam von ihm wieder ein schönes lichtes Kämmerchen angewiesen, in welchem ein Bett, ein Stuhl und sogar ein Tisch stand. Franischko hätte tanzen können vor Freude.

Die nächsten Wochen vergingen dem Franischko wie ein Traum. Er durfte ausruhen wie ein Bischof und bekam dennoch sein Essen so pünktlich und so reichlich, als ob er bis spät in die Nacht gearbeitet hätte. Und einen schönen ganzen Anzug bekam er, den er jeden Tag tragen durfte und in welchem er aussah wie andere Leute auch und nicht auf den ersten Blick als Slowake zu erkennen war. Und am Sonntag durfte er in die Kirche gehen mit allen anderen Bewohnern des Schlosses. Und weil er

der Predigt nicht zu folgen vermochte, trotzdem der bleiche Pater auf der Kanzel sehr heftig schrie und mitunter sogar auf die Brüstung schlug, daß es klatschte, betete er von Zeit zu Zeit ein Vaterunser und dachte: Anders kann es der Prediger ja doch nicht meinen.

Noch ein Vergnügen gewährte das Schloß seinen Bewohnern. Nach dem Mittagessen wurde Franischko in den Hof hinuntergeführt, damit er da eine Stunde lang spazieren ginge. Spazierengehen! Der Franischko lachte. Wenn die Mamka das wüßte, daß der Franischko spazierengeht. Die Mamka glaubt, daß nur Königinnen und Fürstinnen, wenn sie alt geworden sind und nicht mehr die Wirtschaft führen können, spazierengehen. Und jetzt geht Franischko auch spazieren.

Der Herr des Schlosses sorgt aber auch für alles. Damit Franischko die lange Weile nicht quäle, gibt man ihm einen ganzen Haufen alter Mausefallen in seine Kammer, und daran darf er in aller Langsamkeit herumflicken nach Herzenslust.

Der Franischko mußte an seine Eltern denken und es ward ihm wehmütig zu Sinn. Wie mußte sich der brave Tatko quälen, wie mußte er ruhelos durch die weite Welt wandern, und wie mußte daheim die gute Mamka schaffen ohne Rast, und hatten es nicht so gut wie ihr vom Glück verwöhntes Söhnchen.

Eins tat dem Franischko leid. Wenn er des Mittags spazieren ging in seinem schönen gestreiften Gewande, so begegnete er vielen seiner Hausgenossen und sah ihrer noch mehr im Nachbarhofe, wenn einmal das Tor dazwischen geöffnet wurde. Aber die meisten dieser seiner Kameraden mußten ein recht undankbares Gemüt haben, denn sie blickten böse und verdrossen einander an. Franischko machte ein um so vergnügteres Gesicht, um den Hausbeamten zu zeigen, daß er die erwiesene Wohltat zu schätzen wisse.

So vergingen Wochen, ohne daß das gute Leben im mindesten nachgelassen hätte. Franischko gewöhnte sich

allmählich daran, seine Zukunft auf dieses Schloß zu gründen. Oder auch wollte er — wenn es nicht anders sein konnte — wieder auf die Wanderschaft gehen, nur einige Monate im Jahr müßten ihm gesichert bleiben in diesem schönen milden Schlosse.

Eben an dem Tage, an dem die vierte Woche zu Ende ging, ereignete sich etwas Seltsames. Vom Nachbarhofe erklang über die Mauer herüber die Weise eines slowakischen Liedes. Franischko glaubte erst zu träumen, als er aber näher herantrat, hörte er deutlich das Lied, das eine wohlbekannte Stimme summte:

„Goß es auch mit vollen Kannen,
Durch den dicksten Kot
Bin ich oft zu dir gegangen
Mit dem Morgenrot.
Doch aus deiner Bodenkammer,
Kam ein andrer 'raus, o Jammer!
Und das ist mein Tod."

Oftmals hatte daheim die Baba gescholten, wenn der Onkel Juro das ungezogene Lied die Kinder lehren wollte, und wahrhaftig! — als das Tor jetzt aufging, konnte Franischko den Kopf des langen Juro im anderen Hofe erkennen. Doch schon wurde das Tor wieder geschlossen. Franischko aber schrie aus Leibeskräften: „Juro, Juraschek! Der Franischko ist auch da, komm herüber!" Der Beamte trat heran und verbot solchen Unfug. Umsonst suchte der Franischko ihm seine Freude begreiflich zu machen. Umsonst erhob er nochmals seine Stimme und rief nach dem Juro; der Beamte verbot ihm das weitere Spazierengehn und schloß ihn in seine Kammer ein.

War es denn etwas so Böses, daß der Franischko nach seinem Onkel gerufen hatte? Konnte der liebe Gott es zugeben, daß man ihn dafür so unerbittlich streng bestrafte?

Am folgenden Morgen nämlich wurde Franischko vor den dicken, gutmütigen Hausherrn geführt, er mußte

seine schönen ganzen Kleider ablegen, seine alten Lumpen anziehen, erhielt sein Warenbündel und einige Kreuzer; dann wurde er vor das Schloßtor geführt und durfte nicht wieder zurückkehren. Franischko rief weinend, er werde es gewiß nicht wieder tun, man möchte ihn nur da lassen. Aber der Beamte sagte barsch, daß Franischko nicht länger als vier Wochen bleiben sollte.

Franischko warf sich ins Gras und schluchzte lange und bitterlich. So war es von der Vorsehung bestimmt, daß der arme Franischko in das Schloß des Wohllebens nicht zurückkehren konnte.

Wenige Wochen später war die Zeit gekommen, in welcher Franischko für eine längere Rast nach Hause kommen durfte. Drei lange Winter war er fort gewesen.

War das eine Freude! Nichts hatte sich verändert, nur die Mamka war arg älter geworden.

Franischko hatte viel zu erzählen und nicht nur die Mamka, sondern auch seine ehemaligen Spielgenossen horchten aufmerksam auf die Berichte des kleinen Wandersmann. Nur bei einer Geschichte schüttelten sie alle ungläubig die Köpfe und nannten ihn einen Lügner, und die Baba schaute ihn so seltsam, gar so seltsam an; — das war, wenn Franischko von dem herrlichen Schlosse erzählte, in welchem er, der Franischko, einen ganzen Schlafsaal für sich allein gehabt habe und Essen und Trinken, soviel er wollte, und einen dicken, freundlichen Hausherrn und einen großen, großen Platz zum Spazierengehen. Als er einmal noch hinzufügte, daß er mit einem schönen großen Wagen in das Schloß abgeholt worden sei, da wollte es selbst die Mamka nicht glauben. Und Franischko mußte zum Beweise der Wahrheit erzählen, was er bisher aus Scham verschwiegen hatte. Er habe das fürstliche Schloß verscherzt, weil er zu laut nach dem Onkel Juro gerufen habe. Der lange Juro sei auch dagewesen und wenn der erst wiederkomme, werde es sich schon zeigen, ob der Franischko gelogen habe. Immer befremdeter wurden die Blicke der alten Baba, als

sie vom langen Juro hörte, der auch im Schlosse gewesen.

Im Herbste, bevor noch Franischko wieder in die Welt hinaus wanderte, erschien eines Tages, müde und krank, der lange Juro im Dorfe. Froh begrüßte ihn der Franischko und schleppte seinen Zeugen in das Haus der Baba. Die Baba teilte dem langen Juro mit, daß der Franischko ganz wunderlich aus der Welt zurückgekehrt sei; er trage ein märchenhaftes Bild von einem Schlosse des Glücks im Kopfe herum, von einem Aufenthalte der Seligen, wo man ernte ohne zu säen, wo man leben und satt werden dürfe, ohne unter der Arbeit zusammenzubrechen. Und der lange Juro solle auch dagewesen sein. Und die Baba nickte dem Juro traurig fragend zu.

Der lange Juro bestätigte dumpf alle Erzählungen des Kindes. Als aber der Franischko triumphierend zu seinen Spielgenossen geeilt war und der Onkel mit der Baba allein blieb, sagte er: „Ihr wißt, er hat gesessen. Aber sagt es ihm nicht."

Der goldene Fiedelbogen

Das Gewitter drohte näher und näher. Noch war die Sonne nicht untergegangen und schon begann es zu dunkeln, als wir, mein Freund Viktor und ich, nach fröhlichem Marsche vor der versteckten Waldschenke, einem ehemaligen Försterhause, anlangten. Trotz unserem studentischen Leichtsinn waren wir froh, trocken unter Dach zu kommen, um so froher, weil uns der „Wildförster" als der behaglichste Erholungspunkt nach einer mehrtägigen Wanderung im Gebirge geschildert worden war. Jetzt fanden wir uns ein wenig enttäuscht. Wohl stand der Wirt mit seiner geputzten Tochter vor der Tür und schaute offenbar nach Gästen aus; wir wurden aber trotzdem nicht allzu freundlich empfangen.

Rote Zettel an den nächsten Bäumen kündigten für den heutigen Abend ein Konzert an. Drüben in der gedeckten Veranda saßen auch die Musikanten, an demselben Tisch und im Gespräch mit ihnen drei oder vier Bauernburschen und ein Grenzaufseher; sonst war kein Gast zu sehen. Das drohende Wetter hatte die Bevölkerung offenbar von dem Gange zu dem einsam gelegenen Wirtshause abgeschreckt. Wir selbst, zwei blutjunge Menschen mit dem Ränzel auf dem Rücken, die ihren ersten Ausflug in die große unbekannte Welt der geträumten Abenteuer versuchten, mochten eben auch nicht ausgesehen haben, als ob es sich um sie aller Vorbereitungen von Küche und Keller verlohnt hätte.

So mochte der Wirt vom „Wildförster" wohl rechnen. Aber die Ansprüche der Musikanten waren bescheidener. Als wir in die Veranda traten und am Nachbartische Platz nahmen, grüßten sie höflich und begannen eine leise Beratung, während deren sie mehr als einmal zu

uns herübersahen. Das Ergebnis konnte für uns nicht ehrender sein. Sie rückten zusammen, holten ihre Instrumente und begannen ihr Konzert, während der Donner schon ernsthafter grollte und der Regen in großen Tropfen auf dem Rindendach der Veranda umhertippte.

Die Leistungen der ländlichen „Banda" waren gewiß gut gemeint, aber so unzureichend, daß sie anfangs nicht einmal meinen Freund Viktor, einen leidenschaftlichen und begabten Musiker, fesselten. Da, die Leute spielten eben eine bekannte böhmische Tanzweise — da tönte plötzlich ein schriller Geigenton herüber, gleich darauf verstummten die übrigen Instrumente, und mit kräftigem Strich nahm die Geige allein die Melodie auf; es klang zauberhaft und wehmütig, langsam und feierlich, als schaffte des Künstlers Phantasie eben erst während des Spielens die seltsame Weise, dann ging es jäh über zu einer ergreifenden Verdüsterung des Liedes, dann zu kecken Variationen und — wieder ein schriller Ton, das Märchen verschwand und armselige Dorfmusikanten leierten den alten Tanz gleichgültig zu Ende.

Viktor hatte mich bei der Hand ergriffen und starrte sprachlos nach dem Manne, der den Bogen so meisterhaft zu führen verstand. Was wir so sahen, war allerdings nichts Außerordentliches. Der Geiger unterschied sich im Äußern nur wenig von seinen Genossen. Er trug eine unordentliche, halb städtische Kleidung, sein Jägerhut hing hinter ihm von der Stuhllehne. Das Gesicht schien unbedeutend, so lange er die Augen geschlossen hielt. Es zeigte Spuren von Trunksucht; das dunkle, an einigen Stellen stark angegraute Haar war zerzaust, der Schnurrbart verdeckte die Mundwinkel. Er sah aus wie ein Fünfziger, vielleicht war er aber nur ein gebrochener Mann von dreißig Jahren.

Selten nur schlug er die Lider empor, dann aber erglänzten zwei Augen, wie sie wohl noch immer Männer erschrecken, Mädchen betören konnten. Doch schien er sich dieser Macht seines Blickes nicht bewußt zu sein. Mit

Trauer und Güte blickte er umher, so oft er sich überhaupt um die anderen bekümmerte.

Wir ließen den rätselhaften Musikanten nicht mehr aus den Augen. Ich konnte meinen Freund darauf aufmerksam machen, daß der Geiger einen wunderlich geformten, goldig glänzenden Fiedelbogen führte. Viktor jedoch hatte für nichts Sinn und Ohr, als für das unerhörte Spiel des Mannes. Nichts unterschied ihn für gewöhnlich von den anderen. Schläfrig und widerwillig erfüllte er seine Pflicht, vielleicht noch unzulänglicher als seine Kameraden; denn nur zu oft traf ihn ein böser Blick des Hornisten, der die bunt zusammengewürfelte Musikbande leitete, und wenn er auch selten einen falschen Ton griff, so wechselte doch Kraft und Rhythmus so sinnlos, daß er in einem besseren Orchester nicht zu dulden gewesen wäre. Noch einmal aber wiederholte sich die Szene von vorhin. Er riß die Augen auf, horchte, schien wie verzückt plötzlich die Melodie zu vernehmen, und während die übrigen wie auf Verabredung verstummten, führte er sein Solo aus.

Dieses Mal war die Wirkung noch tiefer. Wie ein Wunder zauberte der Geiger eine Welt von Musik aus dem einfachen deutschen Liede hervor, welches seine Gesellschaft soeben noch so seelenlos gespielt hatte. Der Hornist gab dem Baßgeigenspieler ein ärgerliches Zeichen, das Stimmen einzustellen, und die verblüffte, großäugige Harfenistin wischte mit der sonnverbrannten Hand über die Augen. Der Wirt stieß mich an und sagte: „Das verdiente wohl, daß es hier im Garten voll wäre!“ — und seine Tochter tuschelte Viktor mit schwärmerischen Blicken etwas zu. Der Geiger selbst schien ergriffen von seiner Improvisation. Es war, als liebkoste er seine Geige mit dem gleißenden Bogen. Viktor atmete schwer vor Freude und Erregung. Eine solche Musik wäre für ihn im Konzertsaal ein hoher Genuß gewesen, hier in der Waldeinsamkeit war sie wie von überirdischer Macht und überdies ein leibhaftiges Abenteuer.

Ebenso unvermittelt, wie der Künstler sein Spiel begonnen hatte, endete er es wieder. Er schloß die Augen und sank auf seinem Stuhl zusammen. Die anderen setzten mit dumpfer Gewohnheit dort ein, wo sie abgelöst worden waren. Für diese Nummer war es wieder mit der Mitwirkung der Geige völlig aus. Waldhorn, Harfe, Flöte und die beiden Baßgeigen mochten sehen, wie sie allein zu Ende kamen.

Das Konzert wurde plötzlich gestört. Ein Platzregen brach los, der binnen kurzem die Risse des Rindendaches ausgefunden hatte und den längeren Aufenthalt in der Veranda unmöglich machte. Darein zuckten Blitze, und lauter Donner übertönte das Orchester, das sich gegen die Kraft des rollenden Urtons umsonst abmühte. Wir eilten alle ins Haus, wo die Musikanten fluchend ihre Instrumente einpackten.

Die Harfenistin ging mit dem eingekrümmten Notenblatt umher, um von den wenigen Zuhörern ein bißchen Geld einzusammeln. Es war eine lebhafte Wienerin, die mit den Bauernburschen derb genug abfuhr. Als Viktor ihr schüchtern ein größeres Geldstück auf das Blatt legte, knickste sie und rief: „Gelt, gegen den Franzl sind wir anderen doch ein rechtes G'lumpert. Sie sind gewiß ein vermögender Herr, oder Ihr Herr Vatter. Sie sollten ihm in Wien eine Stelle verschaffen. Es ist zum Weinen! Ein solches Schenie und in solcher Gesellschaft. Nicht wahr, er g'fallt Ihnen? Sein's gut, tun's was für ihn!"

Der Hornist, ein Böhme, fuhr sie an. „Tratsche vermaledeite, daß nicht aufhören kannst mit deinem Franzl. Kannst ja mit ihm gehn, wenn du willst und wenn er dich nicht fortjagt! Wirst machen, daß fertig wirst? Mußt immer uns schlecht machen ..."

Die Harfenistin schwieg und beeilte sich, mit ihrem Geschäft zu Ende zu kommen. Dann gab sie ihren geringen Erlös ab, und die Leute kehrten mürrisch in das nahe Dorf zurück, wo sie übernachten wollten.

Beim Eintritt ins Haus hatten wir den Geiger vermißt. Erst als wir sein Spiel wieder vernahmen, konnten wir ihn aus dem Aufruhr der Elemente da draußen herausfinden und beobachten, welch ein schreckliches und närrisches Treiben er begann. Dicht neben der Veranda stand eine uralte Riesenfichte, durch deren ungeheure Krone kein Tropfen bis zur Erde gelangte. Unter der Fichte saß der Geiger auf einem mächtigen Wurzelast, der fußhoch aus dem Sande sich emporbäumte. Mit der Linken hielt der Virtuose krampfhaft seine Geige gefaßt, während er mit der Rechten den schnörkelhaften Fiedelbogen wie im Wettkampf mit dem Himmelsdonner auf den Saiten spielen ließ.

In der Tat, was wir da zu hören bekamen, war ein Duett sondergleichen. Stumm lauschte der Meister, wie daß der Donner ihm ein Motiv brächte. Und wenn es loswetterte in den Lüften, dann zuckte die Hand mit dem goldenen Bogen und es klagte von der Geige herüber wie eine innige Antwort auf das Rollen von oben, und unter Klagen und Kichern tastete es umher, bis es einen Ausdruck fand in schauerlichen Akkorden oder in einer ergreifenden Tonfolge. Und wieder der Donner und wieder die Antwort des Künstlers, die jetzt wie ein höhnischer Nachhall den Donner äffte. Eine wahnsinnige Hetzjagd zwischen den empörten Elementen und dem kranken Menschen dort drüben, der dann und wann sein dunkles Auge feindlich aufschlug und mit wildem Grimme zum Himmel emporschaute, als wolle er sagen: „Wer kann's besser? Wer von uns beiden?"

Umsonst riefen die Leute hinüber, er sollte ins Haus treten, es wäre gefährlich unter hohen Bäumen während eines Gewitters. Er hörte nicht oder wollte nicht hören. Er lächelte zum ersten Male, und dieses Lächeln genügte, um uns zu sagen, daß der Unglückliche nicht nur durch Talent, sondern auch durch Bildung und Lebensgang seiner Umgebung fern stand.

Freund Viktor äußerte sich in seiner vorsichtigen

Weise: „Ich will nichts voreilig behaupten und keine Vergleiche anstellen. Aber dieser Mensch erinnert mich fast unheimlich an den armen R..., weißt du, der bei uns vor Jahren ein großer Geiger zu werden versprach. Du mußt dich doch seiner erinnern! Wir haben sein letztes Konzert zusammen gehört."

Ich konnte mich anfangs kaum der Tatsache entsinnen. Viktor mit seinem vorzüglichen Gedächtnis für alles Musikalische half mir jedoch nach und erinnerte mich an einige bemerkenswerte Vorgänge jenes Abends. Allmählich kehrte meine Erinnerung zurück. Für den Geigenstrich besaß ich freilich kein so feines Unterscheidungsvermögen wie mein Freund, aber wie der Mann uns gegenüber die Geige hielt, den Bogen führte und die Augen bei gewissen Stellen aufschlug, das erinnerte in der Tat an den herrlichen Künstler, der damals der verwöhnte Liebling unserer musikfrohen Stadt Prag gewesen war.

Doch es war ja nicht möglich. In etwa fünf Jahren konnte der blühende junge Mann, der damals alle Welt entzückt hatte, nicht so zur Ruine verwittert sein. Es war wirklich erst fünf Jahre her.

Wir Gymnasiasten waren damals eifersüchtig auf den gefeierten Violinisten, für welchen unsere Freundinnen und Schwestern alle zu schwärmen begannen. Wenn er über die Straße ging, wendeten sich alle Weiberköpfe, die alten und die jungen, nach ihm um. Die Wenigen, welche ihm persönlich nahe standen, sprachen mit Stolz von dem genialen Landsmann. Man erzählte von ihm Äußerungen einer seltenen Natur. Er war bescheiden in allem, was seine Person oder seine natürlichen Anlagen betraf, dabei aber von unnahbarem Stolze, sobald sein Geigenspiel in Frage kam. Man lächelte unter den Musikgelehrten über diese unverständliche Unterscheidung.

Namentlich eines seiner Worte, das in der Stadt erzählt wurde, kehrte deutlich in meine Erinnerung zurück. Man überschüttete den jungen Virtuosen einmal mit Lob-

sprüchen. „Ja, es hat heute schön gespielt," lautete seine Antwort.

Dabei war R... kein Mann, der etwa mit Worten zu spielen und gefallsüchtige Gespräche zu führen liebte. Was so bizarr klang, wenn man es erzählen hörte, tönte von seinen Lippen selbstverständlich und schlicht. So berichteten wenigstens seine Freunde.

Bei jenem Konzerte, welchem wir als Knaben auf den billigsten Plätzen gelauscht hatten, war das kundige Publikum anfangs recht unzufrieden mit R...s Leistungen. Als jedoch nach einem seichten Bravourstück aus einigen Reihen des Parterres ein böses Zischen laut wurde, trat R... plötzlich mit zornsprühenden Blicken vor, faßte grimmig — wie eben jetzt drüben unter der Riesenfichte — seine Geige und begann die große Schubertsche Phantasie mit solcher Vollendung und so überströmendem Gefühl vorzutragen, daß alle Hörer sich in tosenden Beifallrufen vereinigten. Der Künstler verschwand, ohne sich zu verbeugen, und wenige Minuten später meldete einer seiner Freunde dem bestürzten Publikum, daß R... durch plötzliche Erkrankung an der weiteren Ausführung des Programms verhindert wäre.

Ob Viktor nicht wußte, was aus R... geworden?

„Wie ich gehört habe, verfiel R... an jenem Tage in eine Gemütskrankheit. Er wurde im Irrenhause untergebracht und ist wohl dort gestorben, wenigstens hat man niemals wieder etwas von ihm gehört."

Wir tauschten erst mit jugendlicher Zuversicht unsere Vermutungen gegeneinander aus. Als wir uns jedoch müde geredet, wandten wir uns an die Anwesenden, in der Hoffnung, von ihnen Bestimmtes über die jedenfalls merkwürdige Persönlichkeit zu hören. Was wir erfuhren, konnte uns nicht befriedigen. Sie nannten ihn den Bognerfranz und der Wirt erklärte noch zum Überfluß, daß der Fiedler wegen seines goldenen Bogens so heiße.

Schon darüber gab es eine Meinungsverschiedenheit. Einer der Bauernsöhne, welche seit dem Abzug der Musi-

kanten tranken, sangen und Karten spielten, behauptete, der Bogen sei aus vergoldetem Silber, worauf ein anderer gar nur schlechtes Messing zugeben wollte.

Der Grenzaufseher mischte sich mit überlegenem Lächeln ins Gespräch. Er allein hatte einmal den Bogen in der Hand gehabt, er wußte mehr davon.

„Wir haben ihn einmal um Mitternacht an der Grenze angetroffen. Und weil er überhaupt so verdächtig ist, haben wir ihn mitgenommen. Er ließ sich arretieren, als ging' ihn die Sache nichts an. War auch nicht für eines Kreuzers Wert Ware bei ihm zu finden, weder gute noch gepaschte. Aber wie wir ihm den Fiedelbogen fortnehmen wollten — man möchte das Ding doch einmal von der Nähe besehen —, da sträubt' er sich, als ging's ans Leben. Holz ist das glänzende Zeug, sag' ich euch, und nur ein sauberes Mädchengesicht aus Blech noch daran. Gewiß eine alte Geliebte, die ihm verstorben ist. Ich bin heute noch froh, daß wir ihm den dummen Fiedelbogen schnell zurückgegeben haben. Er hätte uns erdrosselt, wenn das gebrechliche Ding entzwei gegangen wäre."

Daß es ein verdächtiger Mensch sei, mußten alle zugeben. Seit vier oder fünf Jahren treibe sich der Bognerfranz in der Gegend umher, er sei ein tückischer Mensch, der den Heiligen spiele, keinem was zuleide tue, sich nur dann betrinke, wenn er Geld habe, aber wegen seiner Heimlichkeiten sei er arg im Verruf. Er habe sicherlich etwas auf dem Gewissen.

Die hübsche Wirtstochter fügte hinzu, daß der Bognerfranz keinen Schatz hätte, und die übrigen behaupteten dasselbe unter derben Späßen.

Ob man nicht wisse, wie der Bognerfranz zu seinem Fiedelbogen gekommen sei?

Die Meinungen gingen wieder auseinander. Der Wirt behauptete, der Bognerfranz hätte einmal bessere Tage gesehen und das wertvolle Stück als letzte Erinnerung treu bewahrt. Die Burschen meinten, das Ding wäre gestohlen.

Die hübsche Fanny jedoch wußte es besser. „Glauben Sie den neidigen Burschen nicht," sagte sie leise, als scheute sie sich von diesen Dingen zu sprechen, „wir wissen's ja vom Bognerfranzel selber, wie's mit dem goldenen Bogen gekommen ist. In Rom, in der Kirche der heiligen Cäcilie, ist der Bogen aufgehangen gewesen viel hundert Jahre lang. Und wie der Bognerfranz in Rom gewesen ist, da hat er vor dem Papst so schön gegeigt, daß der Heilige Vater ihn zum Ritter, oder Gott weiß was, geschlagen hat. Darauf ist der Bognerfranz in die Kirche gegangen, um sich bei der heiligen Cäcilie für die große Ehre zu bedanken, und da hat sie ihm den goldenen Bogen gereicht und ihm versprochen, er werde mit ihrem Bogen in der Hand der größte Geiger der Welt werden, so lange er fromm bleibt und fleißig zur Kirche geht. Und wenn er ein Unchrist wird und die heilige Cäcilie und die anderen Heiligen nicht mehr achtet, so wird er ein Stümper werden und den Dorfmägden für was Warmes zum Tanz aufspielen müssen. Wenn er aber einmal den Bogen ganz und gar von sich tun sollte, so wird er daran sterben."

„Das hat euch der Bognerfranz selbst erzählt?"

„Von ihm selbst wissen wir's, aber erzählt hat er's doch eigentlich nicht. Es war gleich im Anfang, er war kaum ein paar Wochen hier, daß er vor Hunger fast verkam; da suchte ihn einmal ein vornehmer Herr auf und bot ihm eine Menge Geld — es war oben in seiner Stube, aber ich hab' nicht verstanden, was er alles dafür tun sollte. Das weiß ich nur: fort sollte er und den Bogen sollte er verkaufen. Darüber gab es großen Lärm und der Franzel wurde sehr krank. Als er so dalag und niemand um sich glaubte, da erzählte er heimlich, wie er in Rom den Bogen erworben und wie er sterben müßte, wenn er ihn je von sich täte."

Während Fanny ihren Bericht noch erweiterte und mit Versicherungen ausschmückte, die ein gewisses Interesse an dem Geiger verrieten, steckten die Burschen die Köpfe

zusammen, als ob sie einen Plan miteinander ausheckten. Endlich näherte sich uns der Rotkopf und meinte treuherzig, wir sollten dem Bognerfranz ein paar Glas Bier versprechen, er werde dafür gern die Geschichte selbst erzählen und uns den goldenen Bogen in die Hand nehmen und prüfen lassen. Da würden wir sehen, daß an all den Flunkereien nichts wäre und daß der Bognerfranz sich für Geld und Bier zu allem bringen lasse.

Es dauerte noch lange, bevor der Geiger sein unheimliches Spiel unter der Riesenfichte unterbrach. Erst als der letzte Donner verhallt war und die sinkende Sonne ihre letzten Strahlen unter dem zerschmelzenden Gewölk hervorsandte und sich in den Fensterscheiben des Hauses, in den unzähligen Regentropfen der Bäume und des Geigers goldigem Bogen spiegelte, erhob er sich und schritt langsam auf das Wirtshaus zu. Mit einem leeren Gesichtsausdruck, mit halbgeschlossenen Augen trat er ein, mit heiserer, unmelodischer Stimme verlangte er ein Glas Bier. Auf die Neckereien der Burschen hatte er nur kurze, unbedeutende Antworten. Sein genialisches Treiben von vorhin mußte uns wie ein Traum erscheinen.

Freund Viktor faßte endlich Mut, trat an seinen Tisch und sprach einfach und vertrauensvoll, wie die Burschen ihm geraten. Er stellte dem Musikanten vorläufig einige Maß Bier in Aussicht und erbat sich dafür den Fiedelbogen und seine Geschichte. Da fuhr der unglückliche Geiger jäh in die Höhe, und schleuderte aus den weit aufgerissenen Augen einen Blick des tiefsten Abscheus auf den Sprecher; dann entlud sich sein Zorn in einer Flut von niedrigen Schmähreden auf uns und die Burschen, die uns ja wirklich zu dem schlechten Spaß mißbraucht hatten. Endlich warf der vor Zorn beinahe Rasende sein Bierglas an die Wand, daß es klirrend zerbrach, und verließ unter abscheulichen Flüchen die Stube.

Die Burschen hatten sich indessen gedrückt, Fanny sich weinend in die Küche geschlichen, so wurde es öde in der verlassenen Wirtsstube.

Über uns hörten wir den gekränkten Musikanten mit hastigen, ungleichen Schritten auf und nieder gehen. Uns war der Abend durch den Zwischenfall verdorben und der Wirt, der uns ungeschickt genug zum Trinken aneiferte, war nicht der Mann, unserer jugendlichen Sehnsucht nach außerordentlichen Menschen zu genügen. Die hübsche Fanny hatte uns wohl in die Augen gestochen, aber sie ließ sich nicht mehr sehen, nachdem wir uns so kindisch dazu hergegeben hatten, den Bognerfranz zu beleidigen.

Schon waren wir entschlossen, aufzubrechen und in der Abendkühle bis zum nächsten Dorfe weiter zu marschieren, als Freund Viktor ein altmodisches Klavier entdeckte, welches am äußersten Ende der Stube in einer dunklen Ecke niemand im Wege stand. Man hätte es wegen seiner unglücklichen Form für einen mißlungenen Tisch ansehen können. Viktor öffnete das Instrument und schlug lachend einige Akkorde auf den verstaubten Tasten an. Man konnte nicht behaupten, daß das Klavier verstimmt war: aber so dünn und hölzern klangen die Töne heraus, daß Viktor beinahe erschrocken das Instrument wieder schloß. Doch nach wenigen Minuten schon saß er vor dem altväterlichen Ding und phantasierte auf demselben mit solcher Lust, als glitten seine Finger über die Tasten eines Bechsteinschen Flügels.

Der Wirt trat hinzu, erstaunt, daß der alte Kasten noch Töne von sich gab, und auch Fanny kehrte in die Stube zurück.

Und jetzt rührte es sich auch über uns als ein Zeichen der Versöhnung. Langgezogene Geigenstriche zwangen den Klavierspieler, seine heiteren Motive umzustimmen und dann wieder, wenn Viktor ein Thema variierte, fiel oben die Violine mit übermütigen Sprüngen ein.

Eine so fröhliche Stunde hatten wir heute nicht mehr zu verbringen gehofft. Viktor wurde ganz lustig, und als die gute Fanny ihn aufforderte, zum Tanze aufzuspielen, begann er frisch einen Wiener Walzer, der damals gerade

das Lieblingsstück aller Tänzerinnen von Stadt und Land war. Ein Weilchen folgte die Geige auch diesem Motiv. Als Fanny jedoch durch die geöffneten Fenster hinaufschrie, der Bognerfranz sollte herunterkommen und mit ihr walzen, verstummte die Begleitung plötzlich, und wir glaubten schon, den Bognerfranz durch unsere jugendlich frohe Stimmung scheu gemacht zu haben.

Ziemlich kleinlaut spielte Viktor weiter, während Fanny nicht müde wurde, sich allein im Kreise zu drehen. Da öffnete sich plötzlich die Tür und ernsthaft trat der Bognerfranz ein. Er schritt langsam auf uns zu und schob wie befehlend Viktors Hände mit seinem goldenen Bogen von den Tasten. Dann setzte er an und namenlos rührend erklangen die ersten Takte der Schubertschen Phantasie von den Saiten seiner Geige. Dann schaute er wie fragend auf meinen Freund und hielt inne. Viktor, stolz und glücklich, der Herausforderung Folge leisten zu können, schlug dieselbe Melodie auf dem Klavier an.

Ich wußte, daß Viktor wohl imstande war, gerade diese Dichtung dem Geiger zu Danke zu spielen. Mein Freund war auch so freudig bei seiner Aufgabe, daß er den seltsamen Zufall nicht beachtete, der den Bognerfranz gerade dieses Stück wählen ließ. Es war das letzte Konzertstück unseres R . . . gewesen. Und als der Geigenspieler sich jetzt aufrichtete und mit trotziger Energie den Bogen faßte, da hielt ich diesem Bilde die Erinnerung an jenes Konzert entgegen, und Viktors hingeworfene Bemerkung über die Ähnlichkeit der beiden Künstler verfolgte mich aufs neue.

Doch nicht lange konnte ich meinen Gedanken nachhängen. Das Spiel der beiden begeisterten Musiker nahm alle Sinne gefangen. Es war ein Wunder, wie die beiden fremden Menschen sich ohne Verabredung ineinander fanden. Viktor überließ dem Virtuosen die Führung. Dieser schwelgte in den Melodien, die er mit sicherer Hand aus seiner Geige lockte. Mächtig ergreifend

ertönte ein Lied von Menschenleid und Verzweiflung, noch herzzerreißender als der Meister es gedichtet hatte. Frei verband der Geiger die einzelnen Motive, wie es ihm gefiel, zu einem neuen Ganzen. Und immer stand der Klavierspieler getreulich ihm bei. Kaum ein festerer Bogenstrich, kaum ein schneller Blick war nötig, um die Eintracht auch bei überraschenden Sprüngen der Tonart aufrechtzuhalten.

Als sie geendet hatten, standen in den treuen Augen Viktors helle Tränen. Der Bognerfranz murmelte etwas wie „unwürdiges Instrument" und „ganzer Musiker", dann ging er wieder, wie er gekommen, ohne Gruß, ohne Blick.

Über den verwilderten und, wie es schien, unglücklichen Künstler hatten wir nun allerdings nichts Neues erfahren. Was aber zunächst unsere Neugierde erregt hatte, seinen goldschimmernden Fiedelbogen, hatten wir genau betrachtet. Es war ein kunstvolles Stück, aus einem harten Holz aufs zierlichste geschnitzt. Viktor, der sich auch auf solche Dinge verstand, schätzte das Alter auf mehr als hundert Jahre. Auch hatte die Vergoldung an einzelnen Stellen schon gelitten. Nur dort, wo die Hand den Bogen faßte, umgab eine Anzahl breiter, fein ziselierter Goldringe den zierlichen Holzstab und am anderen Ende zierte ein goldener Sphinxkopf von köstlicher Arbeit das wunderliche Werk. Viktor zeichnete die eigentümlichen Formen aus seinem Gedächtnis in sein Taschenbuch; er wollte einen gelehrten Sammler, bei welchem ich ihn einführen sollte, auf unseren Freund aufmerksam machen.

Der Rest des Abends verging für uns in Gesprächen über den Geiger. Als der Wirt die Lichter in der großen Stube eines nach dem anderen mit vielsagenden Blicken verlöschte, zogen wir uns zwar fügsam in unsere Schlafkammer zurück. Aber auch da wollte der Schlummer nicht kommen. Auf- und abschreitend oder aus dem geöffneten Fenster in die helle Sommernacht hinaus-

blickend, tauschten wir mit dem ganzen Pathos der Jugend unsere Gedanken über die Künstler, die Kunst, das Ideal und ähnliche uns so geläufige Dinge aus. Die Begriffe waren uns lieb und wir hielten es sicherlich für eitel Kunstverständnis, wenn wir unser Gespräch mit den volltönendsten Worten schmückten.

Eben war Viktor bei seinem Lieblingsgegenstande angelangt. Er sprach bitter und ungerecht von seinen eigenen Fähigkeiten. Er nannte sich einen Handwerker, der es nur durch stupiden Fleiß in der Musik vorwärts gebracht habe, dem aber der eigentliche Beruf fehle. Es tat wehe, den edlen, sonst so milden und nur mit sich selbst unzufriedenen Jüngling so reden zu hören.

„Niemals werde ich was Rechtes leisten können," rief er erregt. „Man kann das Gottesgnadentum nicht durch Fleiß ersetzen, und ob man sich auch zu Tode grämt aus unglücklicher Liebe zur Kunst. Sieh diesen genialen Geiger! Ein Dorfmusikant, aber der göttliche Funke hat ihn über sich selbst emporgehoben. Und ich, ich Unglücklicher, ich harre vergebens auf ein Zeichen vom Himmel, welches mir meine Lebensbahn vorzeichnen möchte. Ich bin kein ganzer Musiker, kein ganzer Maler, kein ganzer Student, ich bin ein elender Dilettant, weil mir die rechte Muse nicht erscheinen will. Ich kenne mein eigenes Ideal nicht — und daran werd' ich zugrunde gehen."

Da klopfte es heftig an die Bretterwand, welche unsere Stube von der des unheimlichen Nachbars trennte. Erschreckt verstummten wir.

„Dummes Volk! Ich kann nicht schlafen, wenn ich von Idealen sprechen höre!"

Deutlich hörten wir diese Worte und den unbeschreiblich ironischen Ton, mit welchem der Geiger das Wort „Idealen" aussprach.

Wir führten unsere Unterhaltung mit leiserer Stimme fort. Bald jedoch pochte es abermals und noch heftiger. Dann war eine Weile alles still, plötzlich aber wehte die

Nachtluft durch die geöffnete Tür, und bleich und traurig stand der Bognerfranz vor uns.

Er betrachtete uns, die wir uns bei seinem Erscheinen beinahe ehrfurchtsvoll erhoben hatten, spöttisch.

„Ich bin also ein Genie, was? Ein gottbegnadeter Künstler, was? Hat man noch immer dieselben Ausdrücke da draußen? Macht man noch immer dieselben Flausen? Ich sag' euch, im Honorar liegt der Unterschied! Vor Jahren irgendwo, in einer guten Stadt, da war ich ein Genie, da konnt' ich auch für jeden Bogenstrich ein Goldstück verlangen. Heut spiel' ich für was Warmes, wie der Hund für sein Futter bellen muß. Und drum bin ich auch wie ein Hund! Bin vorhin grob gewesen? Du warst ein Damian; warum mußtest du den Kerlen glauben? — Das ist auch eine von den Flausen da draußen. Man soll nicht lügen! Man soll vertrauen! Aber sie lügen alle! Und keinem darf man vertrauen!"

Der Geiger hatte heftig und schnell, aber leise gesprochen. Es war, als verriete er Geheimnisse, die er nur uns und keinem Dritten zugute kommen lassen wollte.

„Ihr wolltet die bekannte Geschichte vom Fiedelbogen hören? Ich weiß sie zweimal. Einmal ist sie dumm, furchtbar dumm — ich weiß nicht, woher ich's hab'. Denn ich war nie in Rom und selten in einer Kirche. Also mit der heiligen Cäcilie ist's nichts. Aber die andere Geschichte, die längere und häßlichere, die kein Mensch kennt außer mir und — ihr, die ist noch dümmer, denn sie ist wirklich passiert. Einem lebendigen Menschen passiert! Einem Menschen, der heute reich und angesehen und glücklich sein könnte, wenn er niemals an etwas anderes geglaubt hätte, als an den Klumpen Wirklichkeit, den er in der Hand hielt."

Der Geiger war zum Fenster getreten, wo die hereindringende Kühle ihm wohl zu tun schien. Noch deckten hier und dort zerrissene Wolkenfetzen den Himmel, doch leuchtete eben der untergehende Vollmond und ließ die

Landschaft erkennen. Der Geiger schien einen bestimmten Punkt, einen Baum, der sich drüben auf dem langgestreckten Hügelrücken scharf vom Himmel abhob, anzustarren. Es mochte so mehr als eine Viertelstunde vergangen sein, während welcher wir nicht wagten, den Künstler aus seinen Träumereien zu wecken.

Endlich wandte er sich um, blickte uns mit klaren Augen einen nach dem andern an. Dann sprach er: „Kommt!" und verließ die Stube, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Ohne Besinnen folgten wir ihm.

Unser rätselhafter Führer schritt eilig voran. Erst ging es den Berg hinunter, auf dessen Kamm die Waldschenke lag, dann folgten wir dem Tale, bis wir an die steinerne Einfriedungsmauer eines Wildparkes gelangten.

Der Geiger eilte weiter.

Selbst hier, im Schatten der Mauer und der überragenden Parkbäume fand er sich zurecht, als wäre es lichter Tag. Er mußte diesen nächtlichen Gang schon oft gemacht haben.

Längs der Mauer führte ein schmaler Weg auf dem Abhang eines anderen Berges empor. Auf diesem schmalen Pfade stürmte der Geiger voran, bis er an einem Kreuzweg unter einer hohen Kiefer haltmachte. Das war vielleicht der Baum, der von unserer Stube aus zu sehen gewesen.

Da uns unser Hinweg längs dieses Parkes geführt hatte und uns die Stelle durch den schönen Fernblick aufgefallen war, konnte ich mich rasch orientieren. Wir standen vor dem Tierpark des Herrn Struckmann, eines bekannten reichen Fabrikanten, der im Gebrauche seines mühselig erworbenen Reichtums am liebsten mit den Adeligen der Umgegend wetteiferte. Seine Gärten, seine Kuriositätensammlungen waren bis in die Hauptstadt hinein gerühmt. Ich hatte seine Tochter, eine nervöse, blasse Dame, die an einen unbedeutenden Herrn vom Landadel verheiratet war, im letzten Winter bei Verwandten kennen gelernt. Im Sommer lebte sie

stets mit ihrem Vater auf dessen Gute. Ich hatte die Absicht, diese flüchtige Bekanntschaft zu benutzen, um meinem Freunde Zutritt zu dem Museum des Herrn Struckmann zu verschaffen, welches alte musikalische Instrumente vom höchsten Werte enthalten sollte. An eben diesen Sammler hatte Viktor beim Anblick des Bogens gedacht.

In unserer Freude an der Landschaft hatten wir fast unseren ersten Plan vergessen. Und nun standen wir um Mitternacht an dieser Mauer, ohne zu wissen, was wir hier erfahren sollten.

Der Geiger hieß uns auf der Holzbank unter der Kiefer Platz nehmen. Er selbst setzte sich nicht nieder. Die folgende Geschichte berichtete er bald vor uns stehend und lebhaft gestikulierend, bald hinter uns an der Mauer lehnend. Auch machte er in seiner Erzählung häufig lange Pausen, während deren wir stets fürchteten, um den Schluß seiner Mitteilung zu kommen. Und wenn ihn der Gang des Berichtes an eines seiner früheren Konzertstücke erinnerte, unterbrach er sich wohl selbst, um die teuren Melodien zu spielen, wobei er sich entweder streng an das Original hielt oder dasselbe mit wilden Arabesken verzierte.

Auch jetzt nahm sein Gesicht den Ausdruck der Ironie an, der uns schon in der Stube so seltsam ergriffen hatte. Er begann:

..... „Also Marienhöhe heißt jetzt die Stelle unter diesem Wunderbaume! Hat sich was mit der Höhe! Niedrig, niedrig ist alles Hohe der Welt! Die Marienhöhe kann was davon erzählen.

Es sind nun schon ein paar Jahre her, da kam so ein junger Kerl wie ihr da in diese Gegend.

Ah bah, ich war's! Wozu soll ich Umschweife machen? Ich will euch ja die ganze Geschichte erzählen, damit ihr erfahrt, wie's auf der Welt zugeht, und da muß ich schon mein bißchen Inneres umwenden und euch rund heraus sagen: Ja, ich war's, ich!

Du sollst nicht zugrunde gehen, du närrischer Klavierspieler du! Warte auf kein Zeichen vom Himmel, denn selbst die Abendröte ist nichts als ein schmutzigeres Sonnenlicht! Wartet auf keine Muse, denn die Musen töten eure Herzen, um euer Gehirn wuchern zu lassen! Hütet euch vor euren Musen! Sie sind alle heimlich doch Vampire.

Und wenn du, wie ich einmal, eine Muse unter einem Baume findest, so geh vorüber und wende dich nicht um!

Ich werde so achtzehn Jahre alt gewesen sein. Ich hatte das Abiturientenexamen hinter mir, gerade wie ihr wahrscheinlich, ich wollte die Welt sehen, geradeso wie ihr, ich wollte auf dieser ersten Wanderschaft große Taten tun und große Männer sehen, die Welt erlösen und mich mit liederlichen Frauenzimmern abgeben — weiß der Teufel, was ich alles wollte. Geradeso wie ihr! Nicht wahr? Seid still und hört!

Aber eins muß ich noch sagen! Ich war guter Leute Kind. Ah, mein Herr Vater — meine Mutter habe ich nie gekannt — starb zwar, als ich noch ein Knabe war, aber mein Herr Vater war ein braver Mann. Man hatte an mir schon frühzeitig Talente für die Musik entdecken wollen. Mein Vater aber sagte: Er soll kein Wunderkind werden. Er soll was Tüchtiges lernen. Er soll wenigstens die hohen Wissenschaften des Gymnasiums zu Ende bringen, und wenn er das Abiturientenexamen mit Auszeichnung besteht, dann soll ihm die Wahl seines Berufs frei stehen.

Und ich war fleißig. Trotzdem ich gleichzeitig einer der besten Schüler des Konservatoriums war, hatten die Lehrer des Gymnasiums nicht über mich zu klagen. Eines Tages stand ich mit den schönsten Schulzeugnissen von der Welt vor meinem Herrn Vormund und bat ihn um die Erlaubnis, Musiker zu werden. Der Herr Vormund — ich habe wahrhaftig den Namen vergessen — hatte es sehr eilig. Er sagte zu allem ja, bot mir die erste

Zigarre an, erzählte mir allerhand Streiche aus der Jugendzeit meines Vaters — dann riefen ihn Geschäfte ab, und ich war entlassen.

Es geht nichts über einen so bequemen Vormund. Man ist die Verantwortlichkeit für seine eigenen Handlungen los; man begeht die tollsten Dummheiten und überläßt dem alten Herrn die nötigen Gewissensbisse. Nur daß dieser kein Gewissen hat.

Nicht wahr, es gibt in den Universitätsstädten noch immer Philosophen, welche für auskömmliches Gehalt die Freiheit des individuellen Willens mit der Unerbittlichkeit der über uns waltenden Not zu vereinigen suchen und dabei heimlich die Verantwortlichkeit herein- und wieder herausschmuggeln. Sie sollten bei Vormündern lernen gehen.

Mein Vormund ließ mich vogelfrei. Wohl gab er mir einige billige Weisheitsregeln mit auf den Lebensweg. Sie waren aber vor Alter so verrostet, daß er in der Lektion plötzlich stockte und sich selber auslachte.

Ich war im Zweifel, wozu ich meine neue Freiheit zuerst benutzen sollte; da überredeten mich einige Kameraden vom Konservatorium leicht, mit ihnen gemeinsam eine übermütige Kunst- und Vergnügungsreise durch unsere Provinz zu machen. Wir wollten mit unseren Instrumenten von Dorf zu Dorf, von Städtchen zu Städtchen durch die schönsten Landschaften der Heimat ziehen, sehen und hören, was vorkam, und unser Leben uns fröhlich ergeigen.

Mein Lehrer im Geigenspiel sagte mir's zwar und ich wußte es auch ohne ihn, daß meine Kameraden es nur aufs Geldverdienen abgesehen hätten und daß gerade ich, dem es doch um den Spaß zu tun war, die eigentliche Zugkraft unseres Quartetts abgeben würde. Ich ließ mich verleiten, weniger fast von meiner eigenen Abenteuerlust als von den Worten meiner Freunde.

Ich war von jeher so gewesen, daß ich mich gern leiten ließ. Auf der Schule schon klagten die Lehrer

über das, was sie Mangel an Energie nannten. Und doch hatte ich Energie. Sie mußte nur geweckt werden. Wenn meine kleine Cousine nur winkte, konnte ich ihretwegen drei Stunden weit um die großen Pflaumen laufen, die sie so gern aß. Und wenn Apollo mir erschienen wäre und mir gesagt hätte: Bring einmal die Sterne zum Tanzen! — ich glaube, ich hätte nicht aufgehört zu fiedeln, bis der Mars die Venus zur Polonäse gefordert hätte. Aber Apollo mußte mir erst erscheinen! Von selbst brachte ich nichts zuwege. Da die Götter, auf die ich wartete, beharrlich schwiegen, überließ ich mich den Kameraden. Und als diese mich riefen, ging ich eben mit.

Wie mir auf dieser tollen Reise zumute war, das könnt ihr noch nicht richtig beurteilen, weil ihr selber noch so grüne, dumme Jungen seid, wie ich damals einer war. So ein Kerl, der sich wie der heilige Mozart selber vorkommt, weil er die Dorfschönen nach einigen Takten eigener Erfindung hat tanzen lassen, und der den Schafen der Herde was vorgeigt, wenn kein anderes Geschöpf ihm zuhören will. Ein Kerl, der auf freier Landstraße die vorüberfahrende Fürstin mit frechen Liebeswerbungen ankrakeelt und abends im Wirtshause der verblüfften Kellnerin die Hände küßt. So ein Kerl war ich auch! Aber grad gewachsen, sauber gehalten, gut gekleidet und — noch nicht zwanzig Jahre alt!

Trotz meiner unvernünftigen Fügsamkeit fing ich bald an, mich wie die Primadonna unserer kleinen Truppe zu betragen. Ich durfte Launen haben. Und da die übrigen — schäbige Burschе, denen „du" gesagt zu haben ich mich noch heute schäme, ich, der Bognerfranz! — da die übrigen den Gewinn bloß unter sich verteilten und mir, wahrscheinlich aus Achtung vor meiner Kunst, auch nicht einen Kreuzer anboten, so durfte ich meinen Launen wohl hier und da nachgeben. Ich spielte zwar mit ihnen zusammen, aber sonst hatte ich wenig Verkehr mit den saubern Brüdern, welche mich widerliche Dinge lehren wollten.

Während sie Karten spielten oder noch Schlimmeres trieben, zog ich mit meiner Geige im Wald und Feld umher, musizierte den Engeln im offenen Himmel was vor und bildete mir was Rechtes ein.

Eines Tages — na, jetzt kommt die Geschichte. Mir ist, als sei meine Zeit gekommen, als müßte ich endlich den Bogen der heiligen Cäcilie von mir tun und mich hinlegen und sterben. Hahaha! Macht keine so langen Gesichter. Es gibt nichts Tragisches auf der Welt. Es gibt nur traurige Geschichten. Und über die sollte nur weinen, wen sie getroffen haben. Also Mund zu und Ohren auf! Der Bognerfranz will vor seinem fröhlichen Ende zum ersten- und zum letztenmal die wahre Geschichte von seinem Fiedelbogen erzählen. Warum? Weil jeder Mensch zum alten Weib wird, sobald er lange nicht mehr in seiner eigenen Sprache geredet hat. Wie lang, wie lange schon habe ich den gebildeten Jargon nicht mehr gesprochen, in welchem ich so mühsam erzogen worden bin. Hab' wohl auch manches elegante Wort wieder vergessen. Bah!

Ihr müßt darum nicht glauben, daß ich mich hier auf dem Dorfe allezeit unglücklich fühle. Wie hieß doch der griechische Hundephilosoph? Ihm muß wohl gewesen sein! Eine Brotkrume zu verschlucken, wenn es einen hungert, aus der Quelle Wasser zu trinken — oder einmal auch ein halbes Dutzend Schoppen Bier — wenn's dürstet, und dazwischen nichts, nichts als schlafen, träumen, phantasieren und schweigen. So wohl müßte den großen Dichtern gewesen sein, wenn sie ihre Gedichte unvollkommen und unausgesprochen in ihrem Innern hätten behalten können und nicht eitel gewesen wären.

Ruhe!! Solche Menschen brauchten gar nicht zu sterben, wenn ihr Dasein niemals, niemals von außen wäre unterbrochen worden, wenn sie keine Erinnerung an die Tage des Kampfes hätten.

Es war also an einem glühend heißen Septembernachmittag. Ich lag neben einer alten Parkmauer unter

einer hohen Kiefer — was habt ihr euch so dummschlau anzusehen, ihr Burschen? Gibt's denn nicht auch anderswo solche Plätze, wie dieser hier? Wenn ihr noch einmal muckst, so ist es vorbei mit Geigen und Erzählen!

Also ich lag da auf dem Rücken und schaute zwischen den Zweigen des Baumes in den tiefen Himmel hinein. Was ich darin suchte, weiß ich nicht mehr. Es wird auch wohl meine Muse, mein Ideal oder ähnlicher Schnickschnack gewesen sein. Und der Himmel schien immer schwärzer und schwärzer zu werden, die Ruhe um mich her immer totenähnlicher.

Meine Geschichte sollte eigentlich moralisch sein; denn nur darum erzähl' ich sie euch, damit ich züchtiglich mit dem Spruchlappen schließen kann: Seid immer fleißig nach dem Geschäft aus! Legt euch nicht unter alten Bäumen ins Gras, weder bei Tage noch bei Nacht! Denn da könntet ihr leicht zu einem Schnupfen oder zu einer überirdischen Erscheinung kommen, ohne zu wissen wie. Und beide sind gleich schlimm.

Damals aber erlebte ich die Geschichte bloß und verstand ihre Moral noch nicht. Ich sehnte mich nach irgend etwas, dachte nach, was es wohl sein könnte, und schlief darüber ein.

Meinem Erwachen ging eine seltsame Beängstigung voraus. Ich glaubte im Traume, daß meine fiedelnden und saufenden Gesellen mit schweren Eisenhämmern auf mich losschlügen, ich hörte sie grimmig lachen. Jetzt traf aber ganz deutlich ein mörderischer Schlag ins Gesicht, ich erwachte. Bevor ich ganz zu mir selber kam, glaubte ich noch ein köstliches Kinderlachen zu vernehmen, dann die Worte: Marie, sois gentille! Kleider rauschten hinweg. Jetzt schlug ich die Augen auf — aber da glaubte ich erst recht zu träumen. Um mich her auf dem Rasen, auf meinem Körper selbst, auf meiner Geige, auf meinem Hut lagen Hunderte der duftigsten Blumen umhergestreut.

Es gibt keine Engel, weder im Himmel noch auf Erden. Es gibt nur alberne kleine Mädchen, welche mit

hübschen Musikantenjungen schlechte Scherze anstellen. Es gibt keine Fee in der Schöpfung. Denn die Welt ist ja leider von einem alten Herrn geschaffen worden und nicht von süßen Kindern. Es gibt auch keine Wunder. Also war das mit den Blumen auch nicht wunderbar. Ich hätte lächeln sollen. Nur daß ich nicht lächelte. Die Rosen waren zu schön.

Ich handelte übrigens geradeso, wie ihr gehandelt hättet. Ich forschte erst eine Weile vergebens nach einer Spur meiner gütigen Fee. Ich kletterte auf die Umfassungsmauer und blickte nach allen Richtungen aus — nirgends war etwas zu erblicken, was als Sitz einer Fee oder als Versteck eines noch so feenhaften Menschenkindes hätte gelten können. Ich mußte mich endlich bequemen, meine Blumen zu einem unförmlichen Strauße zusammenzuraffen und, in selige Träumereien versunken, den Heimweg anzutreten.

In der folgenden Nacht schloß ich die Augen nicht. Ich wiederholte mir alle Momente meines Erwachens, um aus ihnen immer wieder die Sicherheit zu schöpfen, daß ich wirklich der Held eines so schmeichelhaften Abenteuers geworden. Mit den Händen wühlte ich dabei unabläßig in den teuern Blumen, mit welchen der Kobold meines Traumes nach mir geworfen hatte.

Am folgenden Tage, um die Zeit meines Wunders, lag ich selbstverständlich wieder unter dem Kieferbaum. Aber ich wollte nicht schlafen. Ich hatte mir vorgenommen, mich schlafend zu stellen und so meine Fee, die ja gewiß wiederkam, auf frischer Tat zu ertappen. Der verdammte Schlaf! Wäre ich damals wach geblieben, das Schicksal zweier Menschen wäre anders geworden und eine recht ausführliche Geschichte der Musik hätte vielleicht ein neues Kapitel erhalten. Ah bah, dem Sirius ist es ja doch einerlei!

Also ich schlief ein, nachdem ich länger als eine Stunde umsonst gelauert hatte. Und wieder begann es um mich her sich zu regen wie der Tritt von Wichtelmännchen.

War es Traum? War es dumpfe Wahrnehmung der Wirklichkeit? Es tanzte um mich herum und sang und lachte, und das alles so unhörbar leise, daß es nicht von Menschen herrühren konnte. Dann näherte es sich weich und warm meinem Gesicht und schaute mir tief, tief durch die geschlossenen Augen in die Seele hinein.

Ich konnte die Gestalt nicht sehen, die mir so nahe zur Seite kniete, daß sie mir ordentlich den Atem benahm. Aber unendlich wohl war mir ums Herz. Ich hatte noch nie im Leben geküßt und noch nie küssen mögen. Jetzt auf einmal, im Schlafe, lockte es mich, die Arme zu regen, die Traumgestalt um den Nacken zu fassen und leise, leise die Lippen zu berühren, die noch immer so siedend nah meine Wangen streiften, ohne sie zu berühren.

Aber die Gestalt zerfloß. Nur noch einmal schwebte sie wieder heran und berührte mit ihrem goldenen Finger meine Geige. Ja, es war meine Geige! Ich hätte den Ton aus hundert wiedererkannt; aber es war doch wieder nicht der Klang, wie ihn mein Bogen jemals zu erreichen vermochte. Ein himmlischer Ton erfüllte die Luft, und schwoll zu der Stärke des Donners an — aber er weckte mich nicht, so sanft erklang er aus der Ferne. Und dort, dort öffnete sich der Himmel und Millionen von Engeln füllten den Raum wie die Blüten einen Kirschbaum im Mai, und alle hatten sie Geigen in den Händen und fiedelten lustig auf ihnen herum und sangen dazu französische Lieder. Die Melodien konnte ich nicht vernehmen, die Engelsköpfchen nicht erkennen und von dem Text verstand ich nichts, als immer nur das eine Wort: Marie, sois gentille!

Und mit eins schloß sich der Himmel. Wieder trippelte es neben mir und meine Geige erklang neckisch, als zupfte eine kleine Elfenhand heimlich an den Saiten.

Mit einem gewaltsamen Ruck wollte ich den Schlaf von mir werfen, und es gelang mir auch so weit zum Bewußtsein zu kommen, daß ich die flüsternde Kinderstimme hinter mir und schwere Tritte neben mir unter-

schied. Aber noch lag der Körper da, im Schlafe erstarrt, noch konnte ich die Augen nicht öffnen. Als ich aber die Schritte sich entfernen hörte und fürchtete, abermals jede Spur meiner Fee zu verlieren, da machte ich eine letzte Anstrengung, wach war ich und glotzte wie ein Wahnsinniger das Geschenk der Wichtelmännchen an.

Vor mir, so ungezogen nahe, daß ich beim Aufstehen mit dem Kopfe daran stieß, hing ein Ding, das goldig in der Sonne glitzerte und sich im Winde wie neckend hin und her bewegte. Ein goldener Fiedelbogen war's. Dieser Bogen. Er hing an einer dünnen silbernen Borte am untersten Ast der Kiefer herunter. Kein Zweifel, daß er mir gehörte.

Jetzt erhob sich ein leichter Wind, der den Bogen stärker schaukeln ließ und ihn für einen Augenblick ein wenig weiter entfernen wollte. Wild griff ich nach meinem Eigentum, als könnte es mir vom Windhauch gestohlen werden, und riß den Bogen von der Borte los. Da stand ich, das himmlische Geschenk mit zitternder Faust an die Brust gepreßt, ratlos, verlegen, ärgerlich, und doch selig, selig, wie nie wieder in meinem Leben, und wenn tausend entzückte Menschen mit Jubelrufen mich umtosten, und wenn der heilige Geist der Musik selber aus den Saiten meiner Geige mich liebevoll zu grüßen schien — nie wieder so selig.

Dabei war ich ein verdammt pfiffiger Bursche. Ich verlor meinen klaren Kopf nicht eine Sekunde. Daß ein Überirdisches mir diese Gabe herabgesandt hatte, um mich feierlich als Geiger von Gottes Gnaden anzuerkennen — Unsinn. Daß dieser goldene Bogen, dessen unerhörte Form freilich aus keiner menschlichen Werkstatt hervorgegangen zu sein schien, mir von einem alten Meister aus dem Himmel zugeworfen wurde — Unsinn. Daß eine holde Fee über mir waltete, die in Liebe zu dem Jüngling entbrannt war und mit Ruhm und Rosen sein Leben zu schmücken versprach — Unsinn, Unsinn!

Und dennoch, dennoch! Es wäre zu schön! Ich glaub' es nicht, aber ich will es glauben. Und ist es ein Traum, so will ich ihn austräumen und will mich nicht wecken lassen und will lieber sterben, im Glauben an meine holde Fee, als wachen, sehen, leben und erfahren, daß die himmlischen Feen dem Jüngling ins Gesicht lachen, den sie zu lieben scheinen.

Wenn ich euch sage, daß ich wütend war auf meine kleine Wohltäterin, so werdet ihr das nicht begreifen. Ihr müßt auch nicht zuhören, ihr könnt schlafen oder auch davonlaufen meinetwegen, ich aber muß endlich, endlich einmal vom Herzen wälzen, was mir seit langen lastenden Jahren den freien Atem benimmt. Die alte Kiefer wird mir schon zuhören.

Ja, ich war grimmig auf meine Wohltäterin, grimmig auf das menschliche Wesen, das gewiß schwerfällig genug war, um die Grashalme unter seinen Füßen zu knicken, und das dennoch mit mir nach Feenart zu spielen unternahm.

Man ist nicht umsonst ein wohlerzogener Knabe. Man weiß ja, wie es in der Welt zugeht, man kennt das Schickliche. Wenn ich jetzt die Parkmauer entlang ging und so lange suchte, bis ich das Wohnhaus fand, dann konnte ich ja hineingehen, meine beiden Abenteuer erzählen und Auskunft verlangen über die Person, die es gewagt hatte, Vorsehung zu spielen. Oh, ich wollte schon durch mein Benehmen das Lachen vertreiben, mit dem man mich sonst wohl empfangen könnte. Ob hinter meiner güten Fee ein kindischer alter Herr steckte, oder eine sentimentale französische Gouvernante, oder am Ende wirklich die kleine süße Marie mit dem herzigen Stimmchen, einerlei, ich wollte mir solche Scherze verbitten und den goldenen Fiedelbogen dem Eigentümer zurückstellen. Und wenn sie ihn nicht wiedernehmen wollen, so werf' ich den Bogen dem Schloßherrn vor die Füße.

Freilich, so scharf ich auch ausblickte, nirgends war etwas zu erblicken, was einem Hause ähnlich sah. Ich

habe das Schloß auch bis heute noch nicht mit Augen geschaut. Zu dicht stehen die hohen Bäume rings umher. Nur bei Nacht, wenn es so finster ist wie heute und sie noch Licht im Schlosse haben, dann glitzert ein leiser Schimmer...

Seht, seht, da leuchtet es wie ein Stern durch Gezweige hindurch. Seht ihr's auch, ihr Burschе, das feine Feenschloß, in welchem die Töchter der Luft mit verlorenen Menschenseelen tanzen? Seht auch ihr das Irrlicht, das mich in den Sumpf gelockt hat, bis mir das trübe Wasser die Augen deckt! Seht ihr die strahlende Lampe im Boudoir der Gnädigen? Was brauchen sie Licht, so spät nach Mitternacht? Entweder es ist wer krank im Hause, oder sie vertanzen sich die Nacht. Bah, dem Sirius ist's einerlei...

Ja, zurückgeben wollt' ich den Bogen und belog mich damit selbst. Denn heimlich, ganz im hintersten Winkel meines Herzens flüsterte mir die Hoffnung zu: Wenn sie im Schlosse von nichts wußten, wenn niemand auf Erden den Bogen kannte, wenn ich dennoch ein Liebling der Feen war!?

Und mußte ich denn erst fragen? Mußte ich mich der Gefahr erst aussetzen, daß sie mir den Bogen wieder fortnahmen und ich mein Leben weiterführen mußte ohne Engel, ohne Fee? War ich nicht ein Tor, daß ich an meinem Glück noch zweifelte? Mein war der Bogen! Eine Fee hatte ihn mir im Schlafe gereicht. Ich will es so, und wer es anders weiß, der lügt.

Meinen alten hölzernen Fiedelbogen zerbrach ich mit Gewalt und warf ihn als Gegengeschenk in den höchsten Wipfel der Feenkiefer. Jetzt war der goldene Bogen erst recht mein, eingetauscht gegen meinen eigenen, den Menschenhände verfertigt hatten. Ich ergriff mit fester Hand das Feengeschenk und mit meinem schönsten Liede sagte ich den Himmlischen meinen Dank.

Dann blickte ich noch einmal ängstlich zur Kiefer empor, lauschte, ob kein Menschenatem zu hören — und wie ein Dieb war ich entflohen.

Meine erste Sorge war es, meinen Schatz vor den Augen der Kameraden zu verbergen. Sie hätten mir am Ende doch mein Geheimnis abgefragt, und wenn sie es erst wußten, alsdann ade Feenreich und himmlische Sendung! Wenn sie es erst wußten, dann war das Wunder herabgewürdigt zu einem gemeinen Abenteuer, aus welchem der eine frühreife Liebeslust, der andere goldene Schätze erhofft hätte. Sie waren nur kleinliche, spottsüchtige Menschen, und der Spott tötet ja das Ideal.

Hört ihr noch zu, Knaben? oder schlaft ihr schon? Ihr wacht? Na, desto schlimmer für euch. Ihr müßt nämlich wissen, ich war damals noch nicht so klug wie heute, ich hatte damals noch eine ganze Menge von Idealen, zusammengeklaubt aus alten und neuen Gedichten, einen ganzen Ameisenhaufen von Idealen oder — wenn euch das besser gefällt, ein ganzes Museum von ausgestopften, in Spiritus gesetzten, vielleicht auch nur nachgemachten Idealen. Aber meine Fee war doch mein Oberideal geworden.

Ich hätte mich vor dem Spott meiner Kameraden weniger gefürchtet, wenn ich meines Glaubens vollkommen sicher gewesen wäre. Fluch der Selbsttäuschung! Man bildet sich eine Narretei gegen sein eigenes bessere Gewissen ein und zittert vor jedem lauten Wort, weil man weiß, daß es das bessere Gewissen wecken wird.

Ich langte verstört in unserer Herberge an. Um nicht aufzufallen, ging ich zu den Kameraden in die gemeinsame Stube, nachdem ich mein Feengeschenk sorgfältig versteckt hatte. Aber nicht einen Augenblick konnte ich an etwas anderes denken. Mehr als einmal sprang ich auf, weil mich die unsägliche Angst befiel, als griffe soeben eine unberufene Hand nach meinem Schatz.

In unserer großen Stube ging es wild zu. Sie spielten Würfel. Der Blonde, den wir im Verdacht hatten, daß er falsch spielte, beklagte sentimental unsere mißglückten Pläne. Offen trat die Geldgier hervor. Warum sollten sie sich auch noch Zwang auferlegen?

Sie hatten mich ja so weit mitgeschleppt. Ich würde sie ja jetzt nicht mehr verlassen.

„Ich weiß, was ich möchte," rief der Blonde, ein Lump von sechzehn Jahren, „einen Zauberbogen, der mit jedem Strich ein Goldstück aus den Darmsaiten holt. Dann würde sich das Geigen noch verlohnen!"

Mir krampfte sich das Herz zusammen bei seinem Worte. War ich denn schon verraten?

Da stürmte der lange Ungar herein, unser Säckelmeister, dessen Stärke im Abzählen der Pausen und der Einnahmen bestand. Er brachte gute Nachrichten. Der Gutsherr, ein leidenschaftlicher Musikfreund, hatte uns vor einigen Tagen spielen gehört. Er, sein kleines Mädchen und deren komische französische Bonne. Man verlangte, uns auf dem Schlosse zu hören. Die Burschen jubelten bei dieser Meldung und riefen durcheinander nach der Kellnerin. Sie witterten gute Bezahlung.

Mir trat der Schweiß auf die Stirn, als ich von dem Gutsherrn und seinem Hausstande hörte. Ich wollte fort, fort, in andere Täler, in denen man den dummen Tratsch über musikliebende Gutsherrn und ihre Kinder nicht mehr vernahm.

Schon begannen meine Kameraden ein Programm zusammenzustellen, bei welchem stark auf mich gerechnet war.

Erregt rief ich dazwischen, daß ich nicht Lust hätte, in Privathäusern was vorzuspielen. Das ginge gegen unsere Abmachungen. Sie würden mich ganz und gar vertreiben, wenn sie unseren Ferienausflug zur Geschäftsreise machen wollten!

Der Ungar antwortete höhnisch. Er hatte sich hinter die Schloßbediensteten gesteckt und wußte Bescheid. Das kleine Mädel auf dem Schloß verlange gerade nach mir und wenn ich mich weigerte, mitzukommen, so sei der ganze Verdienst beim Teufel.

„Sei kein Narr," sagte weich der Semmelblonde. „Das Mädel ist verliebt in dich; so greif doch zu und nimm mit, was zu haben ist."

Ich verbot ihm wutschnaubend die Rede. Ein Wort gab das andere. Beleidigungen flogen durch die Luft, ohne Schläge ging's auch nicht ab.

So brauchte ich einen Streit nicht erst herauszufordern. Nur meine Gutmütigkeit hatte mich bisher zu unerträglichen Dingen schweigen lassen. Heute lebte ich unter dem Banne höherer Mächte, ich konnte nicht abermals nachgeben. Ich war frei geworden.

Nicht eine Stunde blieb ich mehr mit ihnen zusammen; eilig, immer noch mit der lauernden Hast eines Diebes, entschlüpfte ich und kehrte von der nächsten Eisenbahnstation noch in derselben Nacht in meine Vaterstadt zurück.

Hier, auf meinem stillen Studentenkämmerchen ergriff ich erst mit ungeschmälerter Freude Besitz von dem köstlichen Geschenke der Feen. Hier durfte ich vor Späheraugen sicher die langen Tage damit verbringen, alles bisher Erlernte mit dem neuen Fiedelbogen noch einmal durchzugehen. Ich hielt es für meine Pflicht, meinen gewiß allgegenwärtigen guten Feen Proben meines bisherigen Fleißes zu geben.

Ihr müßt nämlich wissen, neugierige Burschen, die ihr seid, daß die Feenhaftigkeit der Bogenspenderin immer bestimmter hervortrat, je längere Zeit über dem Erlebnis vergangen war. Ich träumte mich allmählich in eine ganze Sagenwelt hinein, in welcher die reizendsten Märchen zu den natürlichsten Dingen gehörten. Und daß ich das Recht hatte, mich als den auserwählten Helden der Märchen zu betrachten, trug zu meiner Freude an diesen unvernünftigen Gebilden nicht wenig bei. Die kleinen, verhältnismäßig recht vernünftigen Züge, welche mich unmittelbar nach dem Erlebnis das Rätsel hätten ganz richtig lösen lassen, schwanden immer mehr aus meiner Erinnerung. Ich erzählte mir selbst täglich mein Wunder, wie ein richtiger Dichter sich täglich seine alten Gedichte vorliest, und täglich nahm es eine übersinnlichere und — wie mir damals schien —

schönere Form an. Es fehlte nicht mehr viel und ich belog mich, ich hätte offenen Auges die Fee gesehen und offenen Ohres ihre Stimme gehört, wie sie mir, vom Himmel niederschwebend, das Weihegeschenk in die Hand drückte.

In der Stadt verkehrte ich mit manchen braven Menschen, jüngeren und älteren, welche meines Vertrauens wohl wert gewesen wären. Aber immer ängstlicher hütete ich mein Geheimnis, denn ich ahnte, daß niemand mein Glück mir gönnen, daß niemand an meine überirdische Berufung glauben würde. So begann ich ein Doppelleben zu führen, welches durch die Art des Bogens hier und dort genugsam bezeichnet war. Unter meinen Genossen, in befreundeten Familien, bei meinen Lehrern war ich der rastlose Kunstjünger, der seltsamerweise von seiner ersten, an Mißerfolgen und bitteren Erfahrungen gewiß überreichen Kunstreise eine unerklärliche Zuversicht, eine übermütige Eroberungslust mitgebracht hatte.

Daheim aber — und ich war fast immerwährend daheim in meiner kleinen Stube —, da begann die Kraft des Feenbogens sich an mir zu bewähren.

War ich bisher ein fleißiger Schüler gewesen, ehrgeizig genug, die gestellten Aufgaben zur Zufriedenheit der Lehrer zu lösen, so wurde ich jetzt ein verständiger kleiner Meister, der an sich selbst die höchsten Ansprüche stellte und nicht müde wurde, bevor er sie erfüllt. Das hätte ich mit einem anderen Bogen nie fertig gebracht — glaubte ich, wenn mir wieder einmal eine schwierige Passage nach tagelangem Üben geglückt war.

Niemand beaufsichtigte jetzt meinen häuslichen Fleiß, niemand spornte mich an, ich hatte keine Eltern, keinen Freund, keine Geliebte, und doch arbeitete ich jetzt jahrelang wie ein Sträfling, ah bah — ich arbeitete wie ein Tagelöhner, der sechs lebendige Kinder hat. Was mir die Kraft gab? Ich wußte, daß ich der größte Geiger der Welt werden sollte. Es ist nicht schwer, die zwölf

Arbeiten des Herkules zu verrichten, wenn man weiß, daß man der Liebling der Götter oder der Feen ist. Es ist was Eigenes um die Sicherheit. Ein Millionär verhungert, wenn er seine Schätze nicht kennt, und ein Bettler wird reich, wenn er an seinen Reichtum glaubt.

Ein nüchterner Zweifler soll's mal versuchen, mit diesem Bogen in der Hand was anzufangen. Heute darf ich's gestehen: Wie Blei lag das Ding zwischen meinen Fingern, bevor ich mich an sein ungebräuchliches Gewicht gewöhnt hatte. Und als ich dieses nicht mehr empfand, ging's mit einem hölzernen, eklen Allerweltsfiedelbogen nur noch leichter.

Ich hätte das ganz natürlich erklären können? Meint ihr? So versteht ihr mich noch immer nicht? Ich wollte nichts verstehen, ich wollte nichts erklären, ich wollte nicht Allerweltsgeiger und Allerweltsmensch sein — ich war aus anderem Stoffe geschaffen.

Die übrigen verfehlten auch nicht, durch lächerliche Kopfschüttelei an mir zu verderben, was etwa noch heil war. Selbst Männer fanden sich, welche von dem schwärmerischen Glanze meiner Augen sprachen.

Wer weiß, ob ihr nicht auch solche Redensarten bereit hättet, wenn ich seitdem nicht manchen trüben Tag vertrunken hätte.

Aber damals trank ich noch nicht! Damals war ich ein aufgehender Stern, ein Meerwunder, ein — na, dem Sirius ist wohl auch das einerlei.

Ei, und wie liebenswürdig man den verehrten Mitmenschen erscheint, wenn man fest daran glaubt, den Zauberfiedelbogen zu Hause im Kasten zu haben. Ihr könnt es mir schon nachsprechen, ich war damals in der Tat ein liebenswürdiger Bursche. Ja, in einer Beziehung war ich geradezu ein Weltwunder: Ich war ein junger Künstler ohne Neid. Was braucht der erst neidisch zu sein, der von den Überirdischen zum größten der Künstler auserwählt ist. Es gibt einen Hochmut, der so groß ist, daß er uns bescheiden zu machen scheint.

Ei, und die Anerkennung blieb am Ende auch nicht aus. Freilich kam's nicht über Nacht, wie ich mir das so vorgeträumt hatte. Als ich zum ersten Male vor einem großen Publikum öffentlich spielte, fielen mir nicht gleich alle Menschen zu Füßen, nein. Aber alle lobten mich und einzelne sagten mir eine große Zukunft voraus. Und im nächsten Jahre waren der braven Propheten schon viele und die kleine Gemeinde wuchs immer mehr, bis ich eines Tages wirklich der gefeierte Geiger unserer musiknärrischen Vaterstadt war. Man hatte mich lange genug den Herrn R. genannt, dann den begabten, dann den hochbegabten Herrn R., man hatte endlich den demokratischen Ehrennamen „Herr" fortgelassen, man hatte mich den bekannten, vielversprechenden R. genannt, am Ende gar unseren und unseren berühmten R.

Ich wunderte mich nicht ein bißchen über meine Erfolge, höchstens über deren Langsamkeit. Es erschien mir wie eine seltsame Laune der Fee, daß ich Mühe und Arbeit anwenden wußte, um das aus mir hervorzulocken, was ja der goldene Bogen mit Zaubermacht mir in die Seele gelegt hatte. Aber ich war der Fee gar nicht böse. So konnte ich mir doch wieder einbilden, nicht alles dem Fiedelbogen, sondern ein Teil dem eigenen Willen zu verdanken.

Auch dieser Stolz war mir nicht so recht ernst. Ich hielt von meinem Bogen eben mehr als von mir selbst. Darum wurde ich nicht albern, wie die anderen, wenn die Gesellschaft mich in ihrer seelenmörderischen Weise auszeichnete.

Ich ließ mich, willfährig wie immer, von einem Salon in den anderen schleppen, ich spielte bei Prinzen und Bankiers, bei Journalisten und bei Sängerinnen. Ich begleitete mit meiner Geige zu Spiel und Gesang. Ich begleitete die Künstler und die Pfuscher. Und da ich mich nicht dafür belohnen ließ, wurde ich bei den Leuten immer populärer.

Ich ließ mir wirklich nichts schenken. Die teuersten Soupers waren an mir verschwendet. Ich war noch zu

jung und zu gesund, um schon Gourmet zu sein. Wenn man mir Geld bot, wurde ich unhöflich. Und wenn die Frauen mir noch andere Belohnungen in Aussicht stellten, so verstand ich sie entweder gar nicht oder zu spät. Diese Musikfreunde taten anfangs alle sehr böse — auch die Frauen —, wenn ich die Zeichen ihrer Dankbarkeit nicht annahm. Aber am Ende wurde ich allen nur noch lieber — auch den Frauen — und sie bemühten sich um die Wette, den Wert ihrer ausgeschlagenen Gaben durch Schmeicheleien auszugleichen.

Wenn ihr wüßtet, wie billig Schmeicheleien sind, so könntet ihr vielleicht ahnen, was ich da zu hören bekam.

Heute kommt es wohl vor, daß ein Wirt oder der Hornist mir zuruft: Bognerfranz, du kannst ja heut' gar nichts! Bist du besoffen? — Damals hätte ich den meinen Freund genannt, der mir einmal einen Verweis gegeben hätte. Doch nein, nein, ich mußte alle die wässerigen Reden der heuchlerischen Welt über mich ausgießen lassen. Es war zum Ersaufen.

So hatte ich bald alle Triumphe ausgekostet, welche meine gute Vaterstadt mir darbieten konnte. Wollte ich für Europa der Geigenkönig werden, wie ich's für die Heimat schon war, so mußte ich hinaus in die Welt. Und schon mit dem nächsten Frühjahr wollte ich fort in die Ferne ziehen, um mir huldigen zu lassen, wie es dem endlich erkannten Liebling der Götter zukam.

Mit immer zärtlicherer Liebe betrachtete ich jetzt meinen Zauberbogen. Noch hatte ihn keines Menschen Auge entweiht. Aber ich wußte ganz wohl, daß ich nur mit dem Zauberbogen in der Hand das höchste vermochte. Meine rastlosen häuslichen Übungen konnte ich überhaupt nur durch ihn zu meiner Zufriedenheit treiben. Für die öffentlichen Konzerte hatte ich zwar ein Auskunftsmittel gefunden: ein losgerissenes Haar des Zauberbogens band ich um meinen kleinen Finger, und ohne daß die Zuhörer und Zuschauer es ahnten, stand ich also mit meinem Talisman in Verbindung. Freilich konnte diese kleine

Hexerei nicht die volle Wirkung ausüben. Ich fühlte es, daß ich erst dann mein Bestes leisten würde, wenn ich mit dem echten Bogen in der Hand vor dem Publikum stand. Und so wollte ich bei meiner europäischen Tour plötzlich mit ihm hervortreten. Freilich würden die Leute große Augen machen. Aber bei einem Wundermann, wie bei mir, kam es auf etwas Außerordentliches mehr oder weniger gar nicht an. Warum sollte der Geigenkönig nicht seinen goldenen Bogen haben?

Ich konnte den Leuten am Ende auch irgendein Märchen erzählen. Das von der heiligen Cäcilie in Rom fiel mir damals zuerst ein. Es mußte sich ganz hübsch machen, wenn irgendeine illustrierte Zeitung mein wohlgetroffenes Bildchen brachte und dazu die erweckliche Geschichte erzählte. Eine Erklärung mußte ich den Leuten für den Besitz des Zauberdings doch geben, und da war kein Märchen so märchenhaft wie die Wahrheit. Die Sage von der heiligen Cäcilie, wie ihr sie gewiß schon von der Fanny, der hübschen verliebten Katze, gehört habt, die mußte ich mir damals sehr lange vorerzählen, bevor ich sie auch glaubte. Ich bin zum Lügner schlecht beschaffen.

Hatte ich die Leute mit der Papstgeschichte abgespeist, so ließen sie mich wohl in Frieden. Bah, und wenn ich eines Tags — natürlich erst nach meiner feierlichen Anerkennung durch alle Souveräne Europas — mit der Wahrheit herausrückte, mit meiner Wahrheit nämlich, daß ich den Feenbogen zum Zeichen meiner Berufung vom Himmel selbst erhalten hatte — was weiter? War das denn so unglaublich? Und es war doch wahr!

Ja, ihr Kerle, schaut mich nicht so ängstlich an — so weit war es mit mir gekommen. In zehn Jahren hatte ich's gelernt, alle Möglichkeit einer natürlichen Auslegung zu vergessen. Höchstens im Schlafe noch erinnerte ich mich der Umstände, unter denen das Feengeschenk mir zugefallen war; bei vollem Bewußtsein jedoch war längst kein Zweifel daran, daß mein Leben von Wundern

gelenkt wurde. In den zehn Jahren war das allerliebste kleine Reiseabenteuer zu einem unförmlichen plumpen Wunder ausgewachsen, wie ich selbst aus einem blutjungen Studenten ein Mann an der Schwelle der wirklichen Berühmtheit geworden war. Oh, damals hielt ich was von der Berühmtheit! Wenn mir damals ein Philosoph gesagt hätte, daß ein Genius, um dessen Schläfen der Lorbeer sich üppig macht, an Zahnschmerzen leiden könne, unter Geldnot seufze und am Ende aus Atemmangel sterben müsse, wie Hinz und Kunz auch, ich hätte den weisen Mann nicht verstanden.

Als die Saison zu Ende ging und das Reisefieber schon anfing, mich zu jagen, da — Knaben, da ereignete sich etwas, worauf ich Dummkopf längst hätte vorbereitet sein sollen.

Ich war nämlich trotz meiner Jahre und trotz meines wohlgepflegten Bartes noch ein sehr blöder Schäfer, ich war Damen gegenüber gefühllos wie ein Greis und hilflos wie ein Kind. Ihr könnt das nicht begreifen?! Aber wenn einem mitten in die Flegeljahre hinein die Berufung durch die Feen kommt, wenn einen so eine Fee, von der sonst nur die Kinder träumen, leibhaftig bei der Hand faßt und einem sagt: „Hier ist dein Weg! Nun lauf zu!“ — dann ist man wohl zu stolz, um sich nach den hübschen oder doch jugendfrischen Gesichtern zur Rechten und zur Linken umzusehen.

Was wird da im Alter zwischen Zwanzig und Dreißig nicht zusammengeliebt! Kein Kerl — und ob er vielleicht schon auf der Schulbank seinen Nachbar um sein Frühstück betrogen hat —, der sich nicht für wert hielte, einer beliebigen Flamme und seinen Gefühlen gegen dieselbe all die Tugenden anzudichten, von denen er durch die sanften Poeten der Schule gehört hat. Nun sollte ich's auch kennen lernen!“

... Eine große Pause folgte, bevor der Musiker in seinen Erinnerungen fortfuhr. Und auch dann kamen seine Mitteilungen nur heftig und stoßweise hervor.

Dazwischen spielte er die lustigsten Stücke auf, die er aber immer wieder mit irgendeiner verletzenden musikalischen Ungezogenheit zu Ende brachte.

... „Sie hieß Marie. Ein Name, so gemein wie die grünen Blätter des Waldes. — Daß ich sie für schön hielt? Aber ich sag' euch, sie war wirklich schön. — Schöner als meine Fee sein konnte! — Da lag wohl meine Versündigung! Haha! Die Verschuldung des Helden. Ich hätte mein Leben, bah! ich hätte meine Kunst für sie hingegeben! — Aber sie liebte meine Kunst und am Ende — steht auf, ihr Burschе, und drückt mir einmal die Hand! — es ist gut — laßt mich in Ruh' — am Ende liebte sie mich selbst.

Was fragte ich erst, ob sie mit mir sprach, träumte, lachte oder musizierte! Und daß sie beinahe immer musizierte, war mir eben recht. Ich war ja stündlich bereit, alles ihr zu widmen, was mein war; und was konnte ich viel schenken als mein schönes Fiedeln? Ich war nie froher, als wenn ihre Augen bei den Melodien meiner Geige feucht erglänzten.

Muß denn die Liebe immer durch das breite Tor der Sinne in die Seele des Menschen einziehen? Man spricht ja auch von einer Liebe aus Mitleid, dieser Bettlerliebe. Und die Kunst sollte nicht zwei Menschen zu gegenseitiger Liebe erziehen können? Geht mir! Sie liebte mich, sag' ich, mich selbst, nicht den Künstler in mir!

Und ich sie? — Ihr habt noch niemals zugesehen, wie das flüssige Metall aus dem Kessel schießt, wenn der Guß beginnt. — Ich war bald dreißig und hatte noch nie, noch nie geliebt! — Knaben, die ihr glaubt zu lieben, so oft als ihr verliebt seid: wartet, wartet mit der Liebe, sonst werdet ihr sie niemals kennen lernen.

Also: Ich war richtig verliebt. Bildet euch nur nicht ein, daß ihr nun den alten Roman von mir hören werdet. Wo wir uns zuerst sahen, welche Worte wir zuerst miteinander sprachen, wie sich allmählich und bald nacheinander die Blicke, die Hände und die Lippen fanden,

wie wir einander unsere Liebe in Worten mitteilten, so lang gesucht und so ungeschickt gefunden, als hätten wir die Liebe erst entdeckt und suchten nun ein Wort für die neue Sache. Das könnt ihr viel besser in euren Romanen lesen. Darum hätte ich euch nicht aus eurer warmen Stube herausgelockt unter die Wunderkiefer, hierher, wo es jetzt schon ganz ungemütlich frostig zu wehen beginnt. Ah bah! Wenn ihr in Wahrheit junge Menschen seid, wird's euch schon warm werden bei meiner Geschichte ...

Ich war schon lange einig mit meiner Marie, als ich zum erstenmal die Rede auf unsere Verheiratung brachte. Es war am Tage nach unserem ersten Kuß, an dem Tage also, an welchem ein braver Kerl immer ans Heiraten denkt. Da erfuhr ich freilich traurige Dinge. In meinen Augen wenigstens waren sie traurig. Mariens Vater war Millionär, gehörte also einer Menschenklasse an, welche als Schwiegervater nicht unangenehm ist, welche aber nur ungern Schwiegervater eines Künstlers zu werden pflegt. Wir jedoch ließen deshalb den Mut nicht sinken. Marie schwur mir die bekannte ewige Treue und ich sagte mir, daß ich am Ende auch nicht der erste beste Musikant wäre. Der Vater wurde mir überdies als ein hochgebildeter, vorurteilsfreier Mann, der sein Töchterchen über alles liebte, geschildert — zum Kuckuck auch, es könnte noch schlimmere Schwiegersöhne geben als ich einer war.

Und mit dem Frühjahr kam denn der alte Herr, dem die lieben Verwandten, bei welchen Marie den Winter zuzubringen pflegte, offenbar schon ihre Vermutungen über das junge Pärchen mitgeteilt hatten. Als ich ihm vorgestellt wurde, kam er mir förmlich, forschend, aber nicht unfreundlich entgegen.

Vierzehn Tage später fragte er mich, ob ich nicht sein Schwiegersohn werden wollte.

Papa war der prächtigste Mensch von der Welt. Ich war damals ganz hingerissen von der weltmännischen Feinheit, von — wie sagt ihr doch — der Urbanität

meines Schwiegervaters. Und heute noch, wo mich die Welt mit keiner Schminke mehr täuschen kann, heute noch muß ich bekennen: ihr Vater war ein recht guter Mann. Vor allem war es mir sehr erwünscht, daß er Demokrat war.

Papa hatte seine Million als Fabrikant erworben und bezog noch heute von seiner Fabrik, in welcher irgend etwas Übelriechendes erzeugt wurde, mühelos ein großes Einkommen. Nun hätte Papa eigentlich für seine Verdienste gern ein kleines Adelsprädikat zugewendet erhalten. Es soll das sonst nicht so schwer sein in unserem gemütlichen Staatswesen. Seine Bemühungen waren jedoch erfolglos, weil — weil der Fabrikant in jungen Jahren einmal mit den Grenzbehörden in eine Meinungsverschiedenheit geraten war, nach welcher der Staat glaubte, eine Einbuße von vielen Tausenden erlitten zu haben. Der Herr Fabrikant hatte geschmuggelt. Weiter nichts. Und deshalb keinen Adel! Nach seiner Abweisung wurde Papa Demokrat.

Nun hatte er außer seiner Tochter nichts so lieb wie die Musik. Daß Marie eine Künstlerin war, ob sie nun sang oder Klavier spielte, habe ich euch nicht erst versichert. Marie war eben ein einziges Geschöpf, dem alles glückte. Aber auch der Vater spielte das Violincello sicherer und ausdrucksvoller als mancher unserer Herren Musiker von Beruf. Papa sah auf seiner Besitzung die bedeutendsten Wandermusikanten der Erde und empfing bei Gelegenheit solcher Hauskonzerte den gesamten hohen Adel der Umgegend. Papa betrachtete es als den größten persönlichen Luxus, den er sich ausdenken konnte, einen großen Geiger beständig um sich zu haben, wie andere, minder geschmackvolle, reiche Leute sich musikalische Stühle anschaffen, welche beim Niedersitzen die Mondscheinsonate aufspielen. Nun fand Papa als den Erkorenen seiner einzigen Tochter einen jungen Künstler, dem man allgemein eine große Zukunft voraussagte und der überdies von guter Familie war. Ein anderer

Vater hätte trotz alledem den Liebenden das Leben sauer gemacht. Papa jedoch schmunzelte und gab sein Ja, bevor wir noch wagten, uns ihm zu erklären.

Er stellte aber seine Bedingungen.

Ich sollte meine große europäische Tour durchaus nicht aufschieben; erst wenn ich nach zwei Jahren ruhmgekrönt von derselben zurückkehrte, sollte die Hochzeit sein. Vorher aber mußte unsere öffentliche Verlobung stattfinden.

Und die Verlobung wurde begangen. Papa hatte die Feier, mit welcher die Eingeladenen überrascht werden sollten, aufs glänzendste vorbereitet. Es fehlte nicht an allen erdenklichen Aufreizungen zur allgemeinsten Heiterkeit und Fröhlichkeit. Seinen Höhepunkt erreichte das Fest aber doch nur durch einen merkwürdigen, sehr merkwürdigen und wirklich amüsanten Zufall.

Mariens Verwandte hatten eine große auserwählte Gesellschaft zusammengebeten; beim Souper wollte Papa unsere Verlobung durch einen heiteren Trinkspruch verkündigen. Es wurde ein lustiger Abend.

Auch ich hatte in der Schwärmerei, welche der sichere Besitz der Geliebten in mir hervorrief, beschlossen, zu Ehren meiner Braut meinen höchsten Schatz vor den Augen der Menge zu enthüllen, mein Geheimnis zu verraten. Wohlverwahrt lag im Kasten neben meiner Geige der goldene Feenbogen bereit, mit welchem ich heute zum ersten Male vor Leuten spielen wollte. Ich hatte mir oft Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Marie noch nicht in mein Geheimnis gezogen hatte. Heute sollte sie die Wundergabe sehen, damit sie an ihre Existenz glaubte, morgen das größere Wunder hören, unter welchen Umständen sie mir von den Unsterblichen zuteil geworden.

Und die Gäste kamen und die Abendunterhaltung begann. Es dauerte nicht lange, daß ich von allen Seiten bestürmt wurde, etwas zu spielen. Ich ließ mich heute erst recht nicht lange bitten. Ich war ungeduldig, den Eindruck zu sehen, den mein Feenbogen machen mußte.

Und der Effekt war auch ganz erstaunlich, ganz erstaunlich. Es wurden zwei Menschen sterbenskrank davon.

Ich lange ruhig erst meine Geige hervor, dann mit einer gewissen Feierlichkeit den goldenen Bogen. Ich weiß wohl, daß alle Welt erstaunt ist über das sonderbare Ding, aber mit geheuchelter Unbefangenheit setze ich an, um die Geige zu stimmen. Da fällt mein Blick auf Marie. Ja, diesen Ausdruck hatte ich freilich noch nie auf ihrem Gesicht gesehen.

Der Bogen mußte ihr ungeheuer komisch vorkommen, so komisch, daß nur eine sichtliche Verlegenheit sie abhielt, mit einem taktlosen Gelächter loszubrechen. Was Marie nur hatte? Jetzt schaute sie sich nach ihrem Vater um, als ob sie auch ihm das ungeheuer Komische zeigen wollte. Unwillkürlich blickte auch ich seitwärts. Vielleicht lag der Stoff zum Lachen ganz anderswo, als ich glaubte. Papa hatte bisher mit den Gästen geplaudert. Jetzt fing er Mariens Blick auf, der seine Aufmerksamkeit schnell auf meinen goldenen Bogen lenkte.

Dasselbe Mienenspiel wie bei Marie! Aber Papa war nicht verlegen. Nur wenige Sekunden arbeitete es wie eine tolle Überraschung in seinen Zügen, dann brach der joviale Mann in ein Gelächter aus, daß alle Gäste sich fast erschrocken nach ihm hinwandten. Und nun konnte sich auch Marie nicht länger mäßigen. Mit einem silberhellen jubelnden Lachen sprang sie auf.

„Du!? Du!?“ rief sie ein über das andere Mal und umarmte mich und küßte mich und konnte nicht aufhören zu lachen.

Die Besucher, welche nicht wußten, wie sie sich den unpassenden Auftritt, das Gelächter und das Duzen und das Küssen deuten sollten, mußten endlich aufgeklärt werden. Es entstand ein furchtbarer Tumult, in welchem Papa kaum zu Worte kommen konnte. Und das Reden wurde ihm doch so schwer. Immer noch standen ihm die Tränen in den Augen und immer wieder unterbrach ihn sein herzliches Gelächter, als ob die köstlichste Heiterkeit

viele Jahre lang durch bösen Zauber eingedämmt gewesen und jetzt auf einmal freigeworden wäre. Und auch Marie konnte sich nicht beruhigen, und als ich's verstand, lachte ich ja auch. Es war zu komisch!

Und die lustige Freude der Gäste, als sie's vernahmen! Vor zehn Jahren hatte die achtjährige verzogene Marie den goldenen Bogen heimlich aus der Raritätensammlung ihres Vaters genommen und ihn geheimnisvoll einem hübschen wandernden Musikantenjungen zugewandt. Aus dem armen Jungen war nun also wirklich ein großer Geiger geworden und heute sollte Verlobung stattfinden. Und in diesem Augenblicke entdecken die Verlobten, daß sie so alte Freunde sind. Es war zu reizend.

Es war zu reizend. Nur daß ich aufgeschrien hätte vor Jammer, wenn mich die Scham nicht gebändigt hätte. Nur daß ich dastand, so bettelarm, als hätte mir jemand mein ganzes bisheriges Leben gestohlen.

Stellt euch die Höhe vor, von der ich stürzte. Kein Götterliebling mehr! Wohl hatte ich auch früher schon lichte Momente gehabt, in denen ich den Glauben an meine überirdische Sendung in Zweifel zog. Aber wie ein leichtsinniger Schuldenmacher verschloß ich meine Augen vor der Wahrheit. Jetzt wurden sie mir gewaltsam aufgerissen. Mein eingebildeter unerschöpflicher Schatz zerfloß in Nebel und vor mir grinste der Bankrott.

Aber um mich her lärmte die Gesellschaft. Ich durfte nicht wimmernd zu Boden stürzen. Ich mußte mit den anderen lachen. Und ich lachte.

Das Glückwünschen der Verwandten und Freunde, welches gewiß ohnehin sehr herzlich ausgefallen wäre, nahm nun einen ungewöhnlichen Grad von Wärme an. Wir durften nicht müde werden, zu erzählen, wie alles so gekommen. Hätte ich mit der Preisgebung meiner drolligen Feenmärchen zurückhalten können, da ich das liebe, reine Lachen meiner Marie vernahm? Ein jeder gab zum besten, was er wußte, und als die Gesellschaft

endlich auseinander ging, hatten wir einander wenig mehr zu erzählen. Man gratulierte noch einmal: Marien zu ihrem Feenzauber, mir zu meinem Genie, dem Papa zu seiner Herablassung und zu seinen Millionen. Man versicherte, sich bei dieser Verlobung wie im Theater unterhalten zu haben, man drückte einander die Hände und ging in gehobener Stimmung heim.

Es versteht sich von selbst, daß ich an meinem Verlobungsabend unter sotanen Umständen nicht zum Spielen kam. Ich verließ etwas später als die übrigen Gäste das Haus. Als ich den goldenen Bogen wieder in den Kasten packte und dazu vielleicht ein etwas melancholisches Gesicht schnitt, kehrte Mariens Lustigkeit von vorhin wieder zurück. Ich lachte jetzt herzlich mit, aber noch während ich lachte, faßte mich ein Schmerz, daß ich ziemlich kurz Abschied nahm und ging. Und noch auf die Straße hinunter hörte ich das Lachen schallen, und als ich fliehen wollte, erschien Marie auf dem Balkon und rief mir fröhlich nach:

„Laß dich von keiner Fee entführen, Franz!" Auch vor den Stadttoren, wohin mich jetzt wohl nur die seligen Bräutigamsgefühle trieben, glaubte ich noch das helle Lachen zu hören.

So — und wenn ich die erbauliche Geschichte, anstatt sie euch und euch allein zum besten zu geben, einem gestrengen Publiko erzählen, sie wie eine Novelle niederschreiben müßte, so würde ich hier einen großen Klecks machen, um das Ende anzudeuten, und die Leser und Leserinnen wären's gar zufrieden. Eine köstliche Geschichte! Was? Hast einen Talisman von einer himmlischen Fee bekommen, erwirbst dir mit Hilfe dieses Talismans die holdeste Braut — nun am Ende stellt es sich heraus, daß die Braut eben jene Fee ist. Ein allerliebstes Märchen! Punktum!

Und euch gefällt's auch, wie ich sehe. Da greift ja Anfang und Ende so schön ineinander, wie bei euren ausgeklügelten Rechenaufgaben in der Schule. In der

Schule geht die Sache stets ohne Rest auf, aber im Leben — da rackert euch und rackert euch nur, ihr werdet die Rechnung nicht reinlich abschließen.

Also euch gefällt dieses Ende? Ihr wundert euch nur, daß ich, der Dorfvagabund, der Haderlump, der durstige Bognerfranz, der Held einer so lustigen Geschichte bin? Ihr wundert euch, daß meine schöne, gute, reiche Braut aus mir so was hat werden lassen?

Weil die Geschichte noch kein Punktum hatte!"

..... Der Geiger schrie die letzten Worte in entsetzlicher Aufregung wie zornig in den Park hinein. Dann schwieg er erschöpft und warf sich zu Boden. Er schien nicht weiter reden zu wollen.

Schon dämmerte der Morgen. Kaum war noch das Licht zu erkennen, welches aus dem versteckten Hause durch die Bäume glitzerte. Es war unheimlich, daß der Bognerfranz die Ausbrüche seines Grimmes stets gegen dieses Licht richtete, als wohnte dort der Feind seines Lebens.

Jetzt griff er wieder nach seiner Geige. Aber die Finger schienen ihm nicht mehr zu gehorchen. Wieder versuchte er es, die Schubertsche Phantasie zu spielen. Aber er kam über die ersten Takte nicht hinaus. Hilflos wie ein Kind weinte er eine Weile still vor sich hin. Dann setzte er zitternd abermals an. Jetzt ging es besser. Mit schriller, weithin schallender Stimme, aber dennoch herzergreifend, sang er zur Melodie erst unartikulierte Silben, die dann in eine wilde Art von Versen übergingen:

O bleib' mein Märchen!
O bleib' mein himmelfernes, totenbleiches Märchen!
Und willst du leben,
So stirbt die Märchenfee,
Und ich, ich sterb' mit meiner Fee.
Stirb mit mir!
Hör' auf zu lachen!

Und wieder Geigenspiel und wieder Gesang. Eine entsetzlich lange Zeit verging uns so. Er hatte die Vögel

geweckt und ihr morgenliches Zwitschern schien ihn zu erfrischen. Er setzte sich düster zu uns auf die Bank und begann wieder zu erzählen ...

„Ich bitt' euch, laßt mich weiter erzählen. Es drückt mir das Herz ab. Aber hört nicht zu, wenn ihr nicht müßt. Mit Poesie und Märchen kann ich von jetzt ab nicht mehr aufwarten.

Was ich bisher erzählt habe, das war aus der Zeit der Selbsttäuschung, der Lüge, des Aberglaubens und der Dummheit. Aus der Zeit meines Glücks. Und jetzt kommt die Wahrheit zum Wort und das Unglück.

Wir waren also verlobt. Und wir liebten einander nach wie vor. Ja, wir waren seit dem Verlobungsabend viel lustiger miteinander als bisher. Zwar neckte mich Marie nicht wieder mit meinem Feenglauben, seitdem ich einmal beim besten Willen nicht hatte mitlachen können, sondern traurig geworden war. Aber ich ertappte sie oft darüber, wie sie mich heimlich mit liebevoller Freude betrachtete, so wie man wohl ein Kind anschaut, mit welchem man gern spielt.

Ich konnte nicht bemerken, daß sich Mariens Gefühl oder auch nur ihr Betragen gegen mich änderte. Daß sie häufig ein Lachen verbergen mußte, wenn ich auf meiner Geige zu spielen begann, das war ja eine natürliche Folge des wirksamen Lustspiels vom Verlobungsabend. Warum sollte sie nicht lachen dürfen? Sie lachte so hübsch, und übrigens war die Sache in der Tat komisch.

Sie hatte mich in den letzten Tagen vor der Verlobung, als unser Verhältnis durch die Anwesenheit des duldsamen Vaters beinahe schon richtig und gesetzlich war, häufig in mädchenhafter Schwärmerei „mein Geigerfürst" genannt. Es war gewiß nur meine eigene Schuld, daß ich nun einen leisen spöttischen Ton vernahm, wenn sie lächelnd „du Geigerfürst" zu mir sagte. Schließlich beruhigte sie mich selbst über die Unwandelbarkeit ihrer Gesinnung.

„Sieh, sprach sie einmal ungefähr, als ich ihr traurig fragend in die Augen sah. Sieh, ich liebe dich seit der reizenden Entdeckung nur noch mehr. Bisher mußte ich zu deinem Genius als wie zu einem unbegreiflichen Riesen emporschauen. Ich ahnte immer so etwas, wie eine höhere Berufung durch Feen in dir, ich vergötterte dich und liebte dich fast demütig, wie man eigentlich nur in der Kirche lieben soll. Nun aber bist du meinesgleichen geworden, ein Mensch wie wir anderen auch. Natürlich ein besserer, schönerer Mensch, ein reichbegabter Künstler, aber doch ein Mensch. Du bist nicht der Liebling einer Fee, und wenn du's dennoch bist, so ist die Fee — dein Fräulein Braut. Siehst du, Franzl, ich gesteh' es ehrlich, es freut mich, daß ich deine Fee bin. Ich habe dich nun ein bißchen anders lieb, aber noch viel mehr als früher. — Und dann ist die Sache so lustig."

So sprach Marie und glaubte wirklich, mich nur anders lieb zu haben. Und die klugen Menschen meinen, daß sie sich selber kennen. Ja, wie sie alles kennen: von außen.

Nun, und ich liebte die schöne Marie vielleicht auch nach wie vor. Ich gestand es mir darum nicht, aber ich wurde sehr böse auf sie, daß sie, sie gerade meine Fee gewesen. Wenn uns ein Überirdischer beschützt, so ist das ja recht angenehm, weil wir uns des Schutzes nicht zu schämen brauchen. Aber eine irdische, annoch leibhaftig unter den Menschen wandelnde Beschützerin läßt uns so hilfsbedürftig, so klein, so unmündig erscheinen. Und ich sollte meine Beschützerin heiraten! Ein wahres Glück, daß ich sie liebte! Nicht wahr?

Also mein Verhältnis zu Marie hatte sich durch die allerliebste Lösung meines Lebensrätsels nicht im mindesten verändert. Anders stand die Sache allerdings mit dem Geigenspiel. Ich kann es nicht leugnen, daß ich anfing, mich recht unklug und knabenhaft zu benehmen. Ihr wißt ja, daß ich seit vielen Jahren gewohnt war, nur mit dem Zauberbogen in der Hand zu üben. Da ich nun

das heuchlerische Ding nie wieder anfassen wollte, mit einem andern Fiedelbogen aber nicht üben konnte, so ließ ich das Üben einfach sein. Vom Standpunkte des gefallenen Feenlieblings ließ sich dagegen auch nichts einwenden. Und meine Kunstfertigkeit? Bah, war ich auch nicht mehr der Liebling einer glaubhaften Fee, so blieb ich doch derjenige der abstrakten neun Musen! Unsereiner bleibt ein großer Künstler, auch wenn er ein paar Wochen lang nicht übt. Ein paar Wochen? Ja so, was ich euch jetzt erzähle, brauchte zu seiner Vollendung beinahe ein Jahr, aber es schien mir alles so rasch, so furchtbar rasch gekommen zu sein.

Das gute liebe Publikum merkte natürlicherweise nichts von der denkwürdigen Entwertung meines Fiedelbogens. Ich fiedelte ihnen nach wie vor zu Danke, und daß ich meine große europäische Tour nicht antrat, das freute die guten Leute noch. Und die Freunde fanden es nur lobenswert, daß der glückliche Bräutigam seinen Ruhm dem Liebesglück unterordnete. Ich ließ sie dabei. Euch aber will ich's sagen, daß ich mich mit Todesangst fortsehnte von meiner Heimat, daß ich nur von einer Entfernung die Heilung einer furchtbaren Wunde erhoffte, daß ich allmählich lernte, vor Marie und ihrer ganzen lustigen Umgebung zu schaudern, daß ich aber trotzdem es nicht wagte, die große Reise zu beginnen — weil ich mich — — fürchtete. Ja, ich zitterte vor der Möglichkeit, daß in Paris oder in Petersburg ein tausendköpfiges Parterre sich erheben und mir unter übermütigem Gelächter zurufen könnte: „Das ist der falsche Geigerfürst! Er zeigt seinen goldenen Zauberbogen, aber nicht eine Fee hat ihn ihm geschenkt, sondern ein ungezogenes Mädchen!" Ich fürchtete zum erstenmal einen Mißerfolg, ja ich sah ihn mit unheimlicher Sicherheit voraus und malte mir seine Schrecknisse mit einer Phantasie von wahnsinniger Kraft immer greller und greller aus. Nein, im dunkelsten Winkel meines Selbstbewußtseins wurde es hell und rief mir zu: Du bist ein

Scharlatan, du bist ein Betrüger! Daheim halten dich die guten dummen Landsleute für was Rechtes, in der Fremde aber würden sie alle, alle lachen, wie Marie seit jenem Tage lacht. Es stand traurig um mich.

Der erste, der sein Betragen gegen mich änderte, war Papa. Ei, was sollte das heißen, daß sein Schwiegersohn-Musiker sich just seit dem Tage der öffentlichen Verlobung auf die faule Haut legte? Der Herr Schwiegersohn wollte wohl die Geige an den Nagel hängen und dem Millionär-Schwiegerpapa im Neste liegen? So war's nicht gemeint. Papa hatte zwar großmütig die gähnende Kluft überbrückt, welche die Liebenden schied, aber nicht für den ersten besten Wirtshausmusikanten hatte er so viel Milde und Weisheit bewiesen, sondern für eine europäische Berühmtheit. Wollte der Herr Schwiegersohn plötzlich ins Privatleben zurückkehren, so war auch von Papa eine überraschende Entschließung zu erwarten.

Nicht als ob Papa jemals ein so unmanierliches Wort zu mir oder zu einem andern gesprochen hätte! Bewahre! Er ging nur so seltsam zwischen Marie und mir einher, als erwartete er von uns entweder ein vernünftiges Handeln oder ein vernünftiges Wort.

Ich soll euch wohl alles Stunde für Stunde erzählen, was ich im Laufe dieses Sommers gelitten? Was? Sucht euch dazu einen eitlen Gecken, der Tagebuch führt über seine Gefühle und über alles, was ihm einem Gedanken ähnlich scheint. Ich weiß es nicht einmal mehr genau, ob Marie ganz in der Stadt blieb, oder ob sie nur häufig zu den Verwandten zurückkam, „der Ausstattung wegen". Es muß mir Abschied und Wiederkehr wohl nicht gar zu nahe gegangen sein. Sie lachte jetzt nicht mehr, aber ich belauerte ihr Gesicht noch immer, ob das unglückselige Lachen nicht wiederkäme. Marie aber war die einzige, welche meinem Geigenspiel anmerkte, daß es matter wurde. Sie sagte nichts, aber ich, oh, ich verstand in ihrem Gesichte zu lesen!

Ich dachte oft an eine Pistole und ihre beruhigende Wirkung, wenn mir meine Geige einfiel und wie ich dieselbe vernachlässigte. Oh, wie ich mich schämte! Seit damals weiß ich's: Es gibt Menschen, welche nicht leicht den Selbstmord vollführen können. Ich sah meine elende Zukunft voraus wie ein Verschwender den Tag des Ruins, aber ich hatte nicht die Kraft, das Vergangene zu vergessen, ich hatte nicht so viel Bravheit in mir, um wie tausend andere beim Händler einen neuen Fiedelbogen für den geschändeten alten zu kaufen und mit dem brauchbaren Werkzeug mein Handwerk rüstig weiter zu treiben.

Mein Handwerk? Ja, wie denn anders?

Als Handwerk und als ganz kleinliches pöbelhaftes Handwerk erschien mir meine Kunst, seitdem die Götter und Feen nichts mehr von mir wissen wollten. Ich hatte auf der Schule just genug gelernt, um zu spät zu erkennen, wie hoch die meisten Leute, in deren Gesellschaft ich mich bewegte, an allgemeiner Bildung über mir standen. Und ich wollte doch nicht in dem Meere der Menschheit untergehen als einer der lächerlichen Wassertropfen, die sich Musikanten nennen und nichts wissen und nichts verstehen, als nach den streng vorgeschriebenen Noten der wahrhaften Musiker, der großen Erfinder und Komponisten, Darmsaiten oder Blechröhren oder endlich Kalbfelle zu bearbeiten. Auf einmal kam's über mich, eine ekelvolle Verachtung meines Berufes, die Erkenntnis, daß der Virtuose nur ein Instrument in den Händen des höheren Talentes ist, daß ein Virtuose nicht zu den Beglückern der Menschheit gehört, sondern zu dem Heere der rohen, aufgeblasenen, geduldeten Komödianten, die man braucht, um die genialen Werke der Meister an jedem Orte zu Gehör zu bringen, wie das Regiment einen Hund braucht, der die große Trommel zieht.

Brauchst nicht böse zu werden, du Narr, der du mich so gut auf dem alten Klavier begleitet hast! Ich erzähl' euch ja nur, wie krank ich war, und was ich in der Krank-

heit dachte. Und wenn ich's heut' noch dächte? Bah, alles ist wahr und alles ist falsch! Es kommt nur auf die Laune an, in der's einem einfällt.

Damals war ich krank und hielt meine Phantasie für höhere Einsicht. Da warf ich mich aufs Komponieren. Ich mußte ein „schaffender" Künstler werden.

Ein Lied entstand. Ein einziges, kleines, einfaches, ehrliches Lied."

..... Der Bognerfranz unterbrach sich wieder, um uns die kurze, ergreifende Weise ein-, zwei-, dreimal mit immer steigendem Affekte vorzuspielen. Eben war die Sonne aufgegangen. Wie zu ihrer Begrüßung tönten die einfachen Klänge hinauf und ringsumher in die erwachenden Wälder hinein ...

„Zum ersten Male wieder nach langer Zeit kam ich ohne Groll, kam ich mit vollem Herzen zu Marie. Es war zu Anfang des Herbstes. Es war die Zeit, in welcher nach früherer Verabredung unser letztes Wiedersehen vor der Hochzeit hätte stattfinden sollen. Wie lange schon war von der Hochzeit nicht die Rede gewesen! Vielleicht konnte der heutige Tag alles wieder gut machen. Was der Komponist erschuf, das hatte mit dem goldenen Fiedelbogen nichts zu tun. Ich war geneigt, zu verzeihen. Was zu verzeihen? Ei, ist es denn etwa kein Verbrechen, Fee zu spielen?

Ich spielte mein gutes Lied. Papa schüttelte ernsthaft den Kopf und verließ ärgerlich die Stube. Marie lobte mich leise lächelnd und fragte mich, ob ich nun endlich wieder fleißig üben wollte.

Ohne Abschied ging ich. Acht Tage lang ließ ich mich, und zwar ohne Entschuldigung, nicht sehen. Dann hielt ich die Ungewißheit nicht aus und kam wieder. Der Portier meldete mir, ohne mich vorbeizulassen, Papa hätte mit Marie eine größere Reise angetreten. Die Verwandten waren alle ausgegangen. Ob keine Bestellung an mich zurückgelassen worden sei? Nein. Die Tante habe gesagt, der Musiker werde schon verstehen.

Um so besser, dachte ich und warf das Haustor zu, daß es krachte. Es war nicht Zorn, es war das Gefühl meiner neuerwachten Kraft. Sie hatte mit mir gebrochen, sie sollte es noch erfahren, daß ich der Geigerfürst war und blieb, ob sich auch vor meinen unseligen Augen schöne Feen in übermütige Koketten verwandelten.

Das vergangene Jahr wollte ich aus meinem Leben streichen. Aus eigener Kraft mußte ich wieder der echte Feenliebling werden. Ich rührte zwar noch immer die Geige nicht an. Ich tat eigentlich nichts, aber so geschäftig ging es in meinem Geiste zu, daß ich müde war, wie der Teufel, als er vor dem reitenden Grafen her die Straße pflastern mußte.

Endlich sammelte ich alles, was an Lebenskraft noch in mir zuckte, zu dem Entschlusse, wieder in öffentlichen Konzerten zu spielen. Der lärmende Beifall sollte mir erst meinen Mut wieder geben und dann fort, fort!

Wie im Fieber waren die Vorbereitungen geendet. Ich erschrak, als ich das Konzert plötzlich auf einen nahen Tag festgesetzt sah.

Freilich, für das Konzert zu üben, dazu reichte die Energie nicht mehr aus. Ich weinte wie ein säumiger Schulknabe, als der Morgen des Konzerttages da war. Ich fühlte es, ich wurde mit jeder Stunde kränker und kränker, aber ich hätte um alles in der Welt nicht den Finger zu einem Bogenstrich heben können.

Ich weiß nicht, was die Freunde von mir dachten, als ich mich von ihnen, stumm und hilflos, in saubere Kleider stecken, in einen Wagen heben und zum Konzertsaal fahren ließ. Als es an mir war, herauszutreten, wollte ich um Hilfe schreien. Aber die Stimme versagte mir. Als die Freunde mich schoben, folgten die Füße der alten Gewohnheit.

Da stand ich. Rauschender Beifall, mit dem die lieben Menschen mich empfingen, belebte mich ein wenig. Ich begann und spielte etwas sehr Schönes. Ich merkte es wohl, sie hörten mir nicht so andächtig zu wie sonst.

Und als ich fertig war, Donner und Hö'le! — damals fluchte ich, heute geb' ich den Leuten schon recht — als ich fertig war, da war es ganz still im Saal, sekundenlang, dann hoben sich hier und dort ein paar Hände zum schüchternen Klatschen und als Antwort darauf zischte es irgendwo. Die Schufte! Und sie waren eigentlich sehr rücksichtsvoll, denn sie zischten nicht alle.

In größter Wut faßte ich meinen Bogen. Es rauschte über mir in den Zweigen der Wunderkiefer und die Rosen umdufteten mich und Schlaf umfing mich. Ich spielte ihnen die große Phantasie. Und ausdrucksvoll, dafür stehe ich euch.

Dann war's aus. Was noch geschah, ist mir sehr rätselhaft.

Um mich herum gab es einen wilden Schrecken. So mag es sein, wenn einer in einer großen Gesellschaft plötzlich so unanständig ist, tot hinzufallen. So liefen sie hin und her.

Ich war aber nicht tot. Ich war nicht einmal mehr krank. Ich war plötzlich genesen. Mir war so wohl, so wohl — wie vielleicht nur noch einem schlafenden Kinde wohl sein kann. Und ich wachte doch, ich konnte den seligen Zustand mit Bewußtsein genießen.

Es war vorbei. Der Bankrott war öffentlich. Mein Betrug aufgedeckt. Nun brauchte ich nicht mehr zu täuschen, nicht mich und nicht die anderen. Nun brauchte ich den goldenen Fiedelbogen nicht mehr in die Hand zu nehmen und auch mit keinem anderen mich abzuquälen. Nun wußten alle, daß ich ein Stümper war, nun brauchte ich nicht mehr zu spielen, nie mehr. Ah! Nun konnte ich mein Leben verbringen wie ein Tier im Käfig. Ich brauchte nicht mehr zu jagen, man brachte mir die Nahrung und ich nahm sie, wie ich jetzt, ohne ein Glied zu rühren, das Glas Wasser schluckte, das meine Freunde mir einzugießen für gut fanden.

Sie brachten mich im Irrenhause unter. Ich verrückt! Ich war nur müde, so müde, daß ich den Gebrauch meiner

Hände vergessen hatte. Ich weiß nicht, welchen Namen sie meinem Zustande gaben. Vielleicht merkten sie's, wie's um mich stand. Sie suchten mich ehrlich dadurch zu heilen, daß sie mich tun ließen, was ich wollte. In meiner Zelle an der Wand hing einladend die Geige mit dem goldenen Lügenbogen.

Von einem meiner närrischen Herren Kollegen habe ich's dort gelernt: dem Sirius ist's einerlei. Der Arme, der mich den schönen, beruhigenden Spruch lehrte, war ein Astronom, der sich für den Sirius hielt. Es waren viele solche Narren da, aber auch viele stille Menschen, welche nur müde waren wie ich.

Die Tage kamen und gingen. Eines Morgens hörte ich unseren „Kaiser" — jedes Irrenhaus soll seinen Kaiser haben — einen Gassenhauer singen. Ich griff nach Geige und Bogen und spielte die Melodie. Da kamen sie und hörten mir zu. Dann sagte der Direktor, ich hätte meine Energie wiedergefunden. Als geheilt zu entlassen, hieß es. Mir war's einerlei. Ich mußte nur lächeln. Sie wünschten mir sogar Glück und verlangten Danksagungen für sich selber. Ich soll an dem Tage noch einmal gespielt haben. Dann war ich als geheilt entlassen.

Ich hatte nichts auf der Welt als meine Fiedel und das goldene Satanswerkzeug da. Ein paar hundert Gulden fand ich beim Gericht. Keiner meiner Freunde ließ sich sehen. Und ich suchte niemand auf. Man macht eine schlechte Figur, wenn man geheilt aus dem Narrenhaus kommt.

Ich war doch noch nicht ganz bei Energie. Ich vermochte keinen Zukunftsplan zu fassen. Ich glaube nur, daß ich die dunkle Sehnsucht hatte, aufs Land zu gehen. Dort war es wieder sehr schön. Noch bevor ich vollends ein Bettler war, spielte ich wieder vor Leuten. Ich hoffte wohl, mich allmählich wieder einzuüben. Dann wollte ich als neugeborener Künstler in meine alten Kreise zurückkehren.

Was mich gerade hierher trieb, weiß ich nicht mehr. Ich suchte nicht einmal ein Grab. Nun ich aber da bin, komm' ich auch nicht mehr fort" ...

Der Geiger schwieg. Lange, lange blieben wir alle stumm nebeneinander.

Plötzlich knarrte nicht weit von uns ein verstecktes Pförtchen in der Parkmauer. Ein Diener kam eilig heraus. Als er den Geiger erblickte, erhob er drohend den Arm und rief:

„Du wirst noch einmal hängen, wenn du sie erst ums Leben gebracht hast mit deiner verdammten Fiedelei. Die arme gnädige Frau! Sie jammert sich zu Tode und verbietet es uns noch, den Narren bei Gericht anzuzeigen. Aber heute noch tu' ich's und frag' sie nicht erst. Die arme gnädige Frau! Die ganze Nacht wieder hat sie kein Auge geschlossen und die Kammerjungfer hat sie stöhnen gehört. Das ganze Haus hat wach bleiben müssen. Und jetzt in aller Frühe muß ich zum Doktor laufen wegen dieses Vagabunden da!"

Der Bognerfranz blieb ruhig. Er blickte den Zornigen, der unter seinen Schimpfreden bis zu uns herangekommen war, befehlend an. Als der Diener darauf schwieg und die scheuen Blicke senkte, sprach der Geiger:

„Hier, nimm den goldenen Bogen. Die gnädige Frau soll wieder ruhig schlafen. Die gnädige Frau soll auf den Bognerfranz nicht böse sein. Ich hab's mir vom Herzen gesprochen. Die gnädige Frau soll's nun vergessen können, wie's auch für mich vorbei ist. Sag' der gnädigen Frau, ich lasse mich höflichst empfehlen ... sag' ihr, ich laß grüßen. Sag', der Feenliebling schickt ihr den Bogen wieder. Es war ihm verboten, ihn von sich zu tun. Stand's nicht so im Märchen von der heiligen Cäcilie? Es ist gut so. Ich werde nicht mehr fiedeln."

Der Diener kehrte mit dem goldenen Bogen eilig ins Schloß zurück. Uns winkte der Geiger freundlich, ihn allein zu lassen.

Der Schwimmer

Ein Streifen Strand an der Ostsee. In gerader Linie zieht sich das Geröll von Kies und Sand und strengduftendem Seetang hin. Wie eine letzte Meereswelle. Ungefähr gegen Nordost ist der Strand gelegen und von Nordost weht seit dem Wetterumschlag dieser Nacht eine steife Brise. In langen Linien, parallel fast mit der Kieswelle des Strandes, kommen die langen Wellen von der hohen See gezogen. Schäumend brechen sie sich draußen an der ersten Untiefe, brandend strömen sie heran bis zu der zweiten und letzten unsichtbaren Bank, und noch ist ihre Kraft nicht erschöpft, noch wälzen sie sich am Strande herauf, schieben sich in den Kies und den Tang, und aufdonnernd fallen sie wieder in das Bett des Meeres zurück.

Seit Sonnenaufgang dauert das Spiel. Es hat jetzt keine Zuschauer.

Der entlegene Strand soll zu einem Badeorte für die Hauptstädter umgewandelt werden. Aber noch haben die reichen Leute den Weg hierher nicht gefunden. Einsam stehen auf der Düne etwa ein Meter über der Strandwelle zwei armselige Badehütten von frischem rohem Buchenholz. Kein Mensch ist zu sehen. Auch kein Badewärter oder Beamter, kein Fischer. Das Fischerdorf liegt etwa eine halbe Stunde weiter südöstlich hinter dem kleinen bewaldeten Berg. Wer an dem Berge vorüberblickt und gute Augen hat, kann an klaren Abenden kurz vor Sonnenuntergang dort den Leuchtturm des Hafens erkennen, wie eine durchsichtige, rötlich weiße, nebelhafte, schlanke Marmorsäule, und links davon wie eine Fata Morgana rötlich weiße, nebelhafte Villen und Paläste.

Hier sucht niemand solche Pracht. Hinter den anderen Strandhügeln, hinter dem kleinen Buchenwäldchen oben, mag es eine Ansiedlung von Menschen geben. Aber öde ist es noch am Strand des künftigen Badeorts. Schreiend kreisen die Möwen und schießen nieder und zerpicken mit starkem Schnabel ihre Lieblingsmuscheln.

*

Plötzlich ertönt aus der ersten Badehütte ein kurzes Räuspern, daß die Möwen erschreckt davonschießen; gleich darauf setzt eine prächtige tiefe Männerstimme ein und singt die erste Strophe des Gaudeamus igitur. Es klingt jugendlich glücklich wie ein Naturlaut. Dann wird die schlechte Tür aufgestoßen, und der einsame Sänger tritt heraus. Er ist nackt bis auf eine einfache rote Schwimmhose. Kein Jüngling. Ein prachtvoll gebauter Mann von etwa fünfzig Jahren. Groß, breitschultrig, die Brust wie vom Bildhauer modelliert. Starke Bein- und Armmuskeln, dazu hübsche Füße und feine Hände. Nur der Nacken ist vielleicht zu stark und ein bißchen zu weit vorgebogen, aber doch nur so weit, wie man es wohl auch auf antiken Athletendarstellungen sieht. Auf dem Nacken sitzt ein fröhlicher guter Kopf. Kurzgeschnittenes braunes Haar, ein kurzgeschorener, schon graugesprenkelter Vollbart, eine gesunde Gesichtsfarbe und in dem offenen, fast schön zu nennenden Gesicht ein Paar leuchtende blaue Augen, die sich nur zu oft zusammenkneifen, sobald etwas auf einige Entfernung wahrzunehmen ist. Der stattliche Mann in der roten Schwimmhose ist also doch kein antiker Held; er ist kurzsichtig.

Der Wirt, der außerdem Ortsvorsteher und Badekommissar ist, hat ihm beim Einkauf der Bademarke gesagt, für diese Saison gebe es noch kein Badepersonal. Ob der Herr schwimmen könne?

„Denn is gaut. Versöpens man nich. Die Unterströmung, wie sie et näumen, is oft höllisch arg."

Der Mann lächelte jetzt bei der Erinnerung an das Gespräch. Er ließ seine Muskeln spielen und lachte dann laut auf. Es war ein gutes, lautes, glückliches Lachen. Freilich, wie lange war es her, daß er nicht mehr im offenen Meer geschwommen hatte? Oder vielleicht nie?

Mit drei Schritten stand der Mann auf einem kleinen Tanghaufen, dann stieß er einen Hurraruf aus und lief wie ein Knabe den Wellen entgegen. Zweimal senkte und hob sich der feste Sandboden. Dann mußte er mit Laufen innehalten, das Wasser stieg höher, und jetzt konnte er sich endlich jauchzend hineinstürzen und schwimmen, schwimmen! Wie ein Kind im Bade, wie ein Pudel im Bach, so plätscherte er um sich her, tauchte unter und steckte seinen verwunderten roten Kopf, aufkreischend vor Lachen, wieder heraus. Endlich schlug er im Schwimmen einen richtigen Purzelbaum, und damit war's fürs erste genug des Unsinns. Ein Ziel mußte ein Mann haben, immer und überall. Gestern abend nach der Ankunft hatte er gehört, daß man den Hafen und das Modebad deutlich sehen könnte, wenn man eine halbe Stunde hinausschwämme. Er wollte sich mal das Modebad ansehen. Und mit mächtig ausgreifenden Armen, mit kräftigen Fußstößen schwamm er ruhig in die See hinaus. Die Wellen kamen ihm gerade entgegen, aber sie hielten ihn kaum auf. Gerade hoch genug waren sie, um dieses köstliche Morgenschwimmen nicht langweilig werden zu lassen, auch wenn es eine Weile dauerte.

Das Meer! Xenophon! Die Zehntausend! Das Meer! Thalatta! Ja, das Meer, das war doch was anderes! Es war ja nicht so übel in den Wogen der blauen Donau, es war noch schöner dort, wo sie noch smaragdgrün war bei Passau, bevor noch der silbergraue Inn kalt und wild zugleich sich in sie hineinstürzt! Es war wohlig im Rhein, beim Mondschein, wenn man unter dem Loreleifelsen hineinsprang vom braunen Nachen und die Augen schloß und Nixengesang zu hören glaubte, es war wohl auch schön in den Fluten des

Mississippi, und groß und ein Gewinn fürs Leben, im Ganges zu baden angesichts heiliger Tempeltrümmer und frommer Menschen. Doch hier war Thalatta! Hier war Homer und die Urzeit, der Schöpfer und der Abgrund.

Der einsame Schwimmer wollte träumen. Er legte sich auf den Rücken, machte von Zeit zu Zeit nur eine kräftige Bewegung mit Armen und Beinen und träumte von den Wassern des Ganges.

*

Er machte lachend eine Kopfbewegung, um das Wasser abzuschütteln, das ihm plötzlich von links her in Mund und Augen gedrungen war, dabei nahm er trotz seiner Kurzsichtigkeit eine kleine Flottille von Fischerbooten wahr, die zu so früher Stunde schon heimkehrte zum Hafen. Wie schossen die hohen alten Fahrzeuge mit geblähten, glutbraunen Segeln dahin! „Homer! Natur! ... Ur .... was?"

Es kam ihm so vor, als machte man ihm aus einem Boote Zeichen, daß er umkehren sollte.

„Die Philister sind uns gewogen zumeist,
Sie ahnen im Burschen was Freiheit heißt!
Wellen, Hurra!"

So ein Unsinn. Vorhin, als er näher war, hätte es ihm Mühe gekostet, die Badehütten zu entdecken. Jetzt ragte über dem Buchenwald der rote Turm des Dörfchens heraus, ein Leuchtturm für den einsamen Schwimmer.

Ach so, der Wind hatte sich wieder gedreht und war noch schärfer geworden. Darum eilten die feigen Fischer nach Hause zurück, und darum fing die See an hohl zu gehen, und die Wellen so hoch, daß er von Viertelminute zu Viertelminute die Aussicht gesperrt hatte. Von Zeit zu Zeit überschlug sich eine Welle jetzt, wo er nicht mehr auf dem Rücken schwamm, von rechts und der schäumende Kamm stürzte über ihn. Hinauf! Durch! Da wußte man doch, wozu man Arme hatte. Wellen, Hurra!

Es war ein Unsinn, daß die feigen Fischer heimkehrten. Überhaupt die deutsche Fischerei lag im argen. Er hatte wichtigere Pläne im Kopf, aber der deutschen Fischerei mußte im großen Stile geholfen werden. Noch heute wollte er nach Hause schreiben und das Geeignete vorschlagen, um den Übergriffen Englands auf der Nordsee zu steuern. Kreuzer zum Schutz der Hochseefischerei. Seepolizei. Der Minister war zu ängstlich. Er wagte gewiß nicht, den Engländern die Faust zu zeigen. Die bildeten sich immer noch ein, sie wären die einzigen Wassermenschen. Unsinn! Das müßte mit dem Könige persönlich besprochen werden. Nein, Majestät, auf dem gewöhnlichen bureaukratischen Wege dauert das zu lange, ein offenes Wort, nicht drohend, aber fest und kraftbewußt, bei guter Gelegenheit, und unser ist der Anteil am Weltmeer, wie unser geworden ist der Anteil an der Erde. Und es ist nur der Anfang, Majestät; solche Wellen kennen wir selbst auf unserer berühmten Entenpfütze, der Ostsee, und solche Arme haben wir, so lachen unsere blauen Wellen uns entgegen, so wollen wir die Engländer auslachen, wenn sie kommen mit ihrem wurmstichigen Meeresruhm und ihren wurmstichigen Schiffen. Ein Wort, Majestät, und wir rufen alle Hurra und springen ins Meer und tauchen, und ...

Das war doch ein hoher Wellenkamm gewesen. Der einsame Schwimmer prustete und lachte und vergaß für einen Augenblick den Kaiser und die Hochseefischerei. Donnerwetter, das war ja recht hübsch, es prasselte ja auch von oben herunter. Schloßen und Regen durcheinander. Sturm! Juchheirassassa! Nein, nein, nur keine Einbildung, keine Landrattendummheit. Das war kein Sturm, aber eine recht ordentliche steife Brise, und für das erstemal ein recht anständiger Gruß Thalattas.

Wenn die breiten, bis mannshohen Wellen den einsamen Schwimmer hoben, so blickte er sich um, ob er den Leuchtturm, den Hafen und die Villen des Modebades sehe. Die Hagelwolke war schon vorübergetrieben, und

der Meeresspiegel lag hell da. Der Schwimmer aber sah nichts. Das lag wohl an seiner Kurzsichtigkeit. Es war auch wohl Zeit umzukehren. Man könnte am Ende ängstlich werden. Er liebte es nicht, über sich reden zu machen. Also zurück. Dort die Spitze des Kirchturms konnte er unterscheiden. Dorthin also, und nicht mehr so verträumt wie bisher, ordentlich die Muskeln anspannen wie auf dem Marsch. Zurück. Nach Hause. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten." Hier war nur zu wenig Gefahr. In der Südsee konnte ein Haifisch kommen und zuschnappen, oder ein Riesenpolyp konnte mit seinen ungeheuren Fangarmen den einsamen Schwimmer umarmen und herunterziehen in die purpurne Tiefe, zur Ruhe, zum ewigen Alleinsein, zum Frieden.

Pereat tristitia! Ausgegriffen und vorgestoßen, hinauf mit der Welle und hinunter mit dem Wellenkamm und wieder hinauf, stark und schwer, daß er den Wellenberg mit einem Male nehmen konnte und wieder hinunter, und so in einem fort zurück, nach Hause!

Eine halbe Stunde kämpfte so der einsame Schwimmer zum Strande zurück. Seine Brust fing an sich stärker zu heben. Es war doch ein verteufeltes Stück Arbeit. Den Turm sah er noch deutlicher und auch niedriger, etwas weiter zur Linken; die Strömung hatte ihn wohl etwas westlich getrieben. Aha, die Unterströmung. Er lachte nicht mehr, aber seine Augen leuchteten von Kraft und Kampfeslust. Jetzt nur keine Dummheiten! Nicht eilen, keine unnütze Bewegung, keine falsche Richtung. Immer den Turm im Auge behalten und den Wellen den Meister zeigen. Ruhig, mit vorgeschobenem Nacken, eigensinnig wie ein Wanderer durch den Sturm, so machte der einsame Schwimmer jetzt ebenmäßig seine Stöße. Von Zeit zu Zeit schüttelte er sich, wenn ihm eine hohe Welle von rückwärts über den Kopf schlug. Einmal schluckte er sogar tüchtig Seewasser. Was die Leute nur wollten? Das schmeckte gar nicht so schlecht hier in der Entenpfütze, das war eine Erfrischung.

Wieder mochte es eine kleine halbe Stunde gewährt haben. Immer weiter nach links schwebte der rote Turm über den Buchenkronen. Aber jetzt sah der Schwimmer Land und lächerlich nahe. Ein Mann ging am Strande hin und her und gestikulierte wohl und schrie. Der Schwimmer tat einen tiefen Atemzug und versuchte geradeaus dem Mann entgegenzukommen. Es war doch am besten, den nächsten Weg zu wählen. Noch etwa hundert Schritte weit trieb es ihn westlich, dann stürzte ihm unaufhörlich schmutziger Wellenschaum, Sand und Tang über den Kopf, aber dann hatte er auch schon Grund unter den Füßen, und als er sich aufrichtete, ging ihm der Wellenberg nur bis zum Hals, noch zehn Schritte, und er stand auf dem Strand. Neben ihm der Wirt, der schrie und schalt. Der einsame Schwimmer schloß für einen Augenblick die Augen wie ein müdegelaufenes Kind. Dann öffnete er sie lachend, holte einmal fast keuchend, aber doch tief und lange Atem und fragte: „Was soll's?"

„Dat wi ons den Düwel drut maken, ob Sie sich die Rettungsmedaille verdeinen. Wi mögen dat nich, dat Sie sich versöpen. Wenn Sie sich versöpen wollen, so versöpen Sie sich dröwen, wo die Kurkapelle und dat elektrische Licht ist. Wi haben hier mit schwere Kosten dat Bad injericht, wi wollen nicht mit so ne modsche Selbstmörderei anfangen, Herr Mittelgrün."

Der Mann tat wieder einen tiefen Zug, indem er sich vom Winde abkehrte und fragte zerstreut: „Wo habe ich denn meine Sachen?"

Der Wirt, Ortsvorsteher und Badekommissar zankte noch immer. Eine halbe Stunde weit hatten sie zu den Badehütten zurückzulaufen. Dem Wirt hatte es keine Ruhe gelassen, als der Wind sich drehte; Herr Mittelgrün wäre ihm gleich verdächtig vorgekommen. Na ja, schwimmen könnte er ja, das wäre richtig, aber wenn das noch einmal vorkäme, so dürfe er nicht mehr baden. Die Selbstmörderei wäre der Ruin jedes jungen Badeorts.

Stumm ging Herr Mittelgrün neben dem schelten-den Wirt durch den Wind nach den Badehütten. Er hörte nicht mehr zu. Immer endete es so. Jeder Aufschwung führte wieder zur Erde zurück. Immer, immer. Schon damals. Auf dem Gymnasium war es gewesen. La-teinisch hatte er gelernt mit solcher Lust, mit solchem Fleiß. Bis nach Untertertia war er gekommen, immer der erste. Da war der Vater gestorben, der herrliche Vater, der aus ihm was machen wollte. Und die arme Mutter hatte die Papierhandlung übernehmen müssen, und er war aus dem Gymnasium genommen worden, hinter den Ladentisch. Papier und Bleistifte auch für Gymnasiasten, selbst für Primaner.

Dann hatte er den kleinen Papierhandel in der kleinen Stadt geführt und sich ein kleines Sümmchen gespart und wollte damit das Größte beginnen, eine Buchhandlung, nicht so eine kleine, lächerliche, blöd-sinnige Leihbibliothek wie bei seinem Papierhandel, nein, Bücher. Bücher verlegen, Bücher drucken, den Goethes und den Humboldts der Zeit die Hände schütteln und sie reich machen. Da war es ihm von der alternden Mutter klar gemacht worden, daß die Apothekerstochter ihn gern hätte, daß er das Mädchen heiraten müßte. Der hübschen Mitgift wegen hatte er es nicht getan, viel-leicht hatte aber die Mutter recht gehabt, vielleicht hatte gerade dieser Schritt wenigstens den kleinen Papier-handel gerettet.

Jetzt war sein Kind, seine Elisabeth, schon dreizehn Jahre alt und blutarm und immer müde, und da hatte der Arzt die Frau und das Kind nach der See geschickt, in den jüngsten und billigsten Badeort, hierher. Vor vierzehn Tagen waren sie abgereist, und gestern hatte Herr Mittelgrün sie aufgesucht. Gegen den Willen seiner Frau freilich, aber dritter Klasse Retourbillett, es war wirklich nicht so teuer. Vierzehn Tage hatte er davon geträumt, daß sein Töchterchen im Ozean badete. Und da war der Wunsch stärker geworden als er. Auch er

wollte einmal im Ozean schwimmen, bevor er starb. Freilich der Empfang gestern abend ...

Sie waren nicht mehr weit von den Badehütten. Der Wirt wandte sich nach rechts, um quer durch den Wald nach Hause zurückzugehen. Es war Feiertag und viel zu tun. Herr Mittelgrün stand eine Weile unentschlossen da, endlich sagte er: „Ich bitte, erzählen Sie nichts ..."

„Wo werd' ick denn. Nur Ihre Fru will icks seggen. Dat sie oppassen soll."

Noch weiter als bisher hielt Herr Mittelgrün den Nacken vorgebeugt, als er bei seiner Badehütte anlangte. Er war ganz trocken zurückgekommen und hatte sich wohl mit dem Anziehen beeilt. Denn schon nach wenigen Minuten kam er aus dem Hüttchen heraus. Er hatte seinen guten grauen Anzug an. Die Hosen waren um eine Linie zu kurz, die Rockknöpfe etwas abgeschabt, um den weißen Hemdkragen trug er eine schlecht geknüpfte schwarze Krawatte. Die Absätze seiner Schuhe waren schiefgetreten, sein gelber Strohhut schon recht ausgedient. Auf der Nase saß ihm eine Stahlbrille. Nur in der Hand trug er etwas ganz Neues, einen weißen großen Sonnenschirm. Den hatte er sich gestern früh um zwei Mark erstanden, für die Spaziergänge am Strand längs des Ozeans. Und seine Frau hatte nicht einmal die Notwendigkeit verstanden. Luxus nannte sie's.

Eilig kehrte er ins Dorf zurück, wo Frau und Kind zum zweiten Frühstück im Wirtshaus ihn hatten erwarten wollen. Er wäre gern vor ihnen da gewesen, um noch einmal mit dem Wirt zu sprechen. Er holte sie an der Gartentür ein.

Eine kleine, spitze, dürre Kleinstädterin, an ihrer Hand ein hochaufgeschossenes blasses Mädchen. Mittelgrün reichte seiner Frau artig den Arm, wie sie das vor fremden Leuten gern hatte, und tätschelte heimlich sein Kind.

„Du," sagte er mit mühsam erhaltener Gleichgültigkeit, „ich habe mein erstes Bad genommen. Ich bin ein bißchen lange geblieben, da ich ja morgen wieder abreise und doch einmal die Fahrt bezahlt habe."

„Billiger wird das Billett dadurch nicht," sagte die Frau. „Setzt euch, ich werde bestellen gehen. Das heißt für dich; Lisbeth und ich haben ja volle Pension. Du mußt extra zahlen."

Und sie ging nach der Küche.

„Elise!" rief Mittelgrün und faßte das Kind mit beiden Händen um die Schultern, „denk' nur, zum erstenmal im Ozean. Oh, das war schön, draußen die Wellen, wirklich, wirklich, Elise, recht hoch, ich möchte nicht übertreiben, so hoch wie ich mitunter. Elise, weißt du, was ich dir wünsche? Ein langes Leben, so glücklich wie diese Stunde im Ozean."

„Ach, rede doch nicht so, Papa."

Drüben hatte Frau Mittelgrün lebhaft mit dem Wirt gesprochen und kehrte mit spitzer Nase und funkelnden Augen zu Mann und Kind zurück.

Der wilde Jockei

Baronin Vachdorf hielt sich selbst mitunter für eine spießbürgerliche Frau, weil sie trotz ihrer Witwenschönheit und ihrer dreiunddreißig Jahre keinen einzigen aus der Schar ihrer Verehrer beglückte. Freilich hatte sie als Mädchen nur „die tolle Magda" geheißen; das erklärte sie aber jetzt für einen Beweis dafür, wie leblos und albern der Kreis von märkischen Rittergutstöchtern um sie her war. Daß sie sich dann in den eleganten Dragonerleutnant Vachdorf verliebt und ihn trotz seiner Spielwut und seines galanten Vorlebens geheiratet hatte, war nach ihrer Meinung auch nur ein Zeichen von Spießbürgerlichkeit gewesen. Denn ihre keckſten Freundinnen hatten sich ebenfalls in Vachdorf verliebt und ihn doch nicht geheiratet. Ihrem Manne hatte sie einige Monate unruhigen Glückes zu verdanken, und später noch, als sein Charakter sie abzustoßen begann, konnte sie ein wenig stolz sein, wenn er im Wettrennen beim Herrenreiten an ihr vorüberflog. Als Reiter siegte er immer, auch wenn sein Pferd nicht als erstes ans Ziel kam.

So hatte sie spießbürgerlich und echt um ihn getrauert, als er vor bald drei Jahren den Hals brach. Jetzt lebte sie zwar wieder ganz heiter in dem Strudel der Berliner Gesellschaft, aber sie allein wußte, wie sie sich in mancher Nacht, nach einem Ball, wieder in ein ruhiges Eheleben hineinsehnte. Der gute Vachdorf war tot und ihr einziges Kind war schon vor zehn Jahren, wenige Monate nach der Geburt, gestorben. Beide wünschte sie zurück, es konnte ja ein anderer Mann und ein anderes Kind sein; und da nannten die Leute sie eine exzentrische Frau, weil sie ein paarmal in ihrem

Leben einer Regung ihres Geschmacks nachgegeben und nicht erst überlegt hatte.

Zum Beispiel: daß sie häufiger in den Zirkus als in das königliche Opernhaus ging, fanden die Damen tadelnswert, während die Herren sie für diese Laune in einer Art begückwünschten, die wieder etwas Verletzendes hatte. Es war nur ein Glück, daß sie an Herrn von Zella einen getreuen und zuverlässigen Ritter hatte. Eigentlich fehlte zur Verlobung nur noch ihr allerletztes Ja. Ihr letztes und vorletztes hatte sie schon gesagt, es aber wieder zurückgenommen, weil sie in Herrn von Zella nicht so recht verliebt war. Es wäre von beiden Seiten eine sehr nette Vernunftehe geworden. Sie war immer noch schön und immer noch reich, bei allen ihren Launen eine tugendhafte Frau und, wie sie wußte und wie Herr von Zella behauptete, geschaffen für den Zauber der Häuslichkeit. Er war bei seinen fünfundvierzig Jahren und trotz seiner kahlen Platte noch ein hübscher, frischer Mann, dem der feste blonde Schnurrbart sogar etwas Militärisches gab. Aber er war nur Beamter im Ministerium für Landwirtschaft und hätte seine Fähigkeiten sehr gern auf den Gütern seiner Frau bewiesen, weil er nun doch einmal eigene nicht hatte. Aber häßlich war seine Bewerbung um sie dennoch nicht. Herr von Zella, überdies entfernt mit ihr verwandt, war ein Ehrenmann. Er hätte längst tadellose Heiraten mit ebensoviel Geld, wie sie besaß, schließen können, er hatte nur bisher nicht gewollt. In die Baronin Bachdorf hatte er sich eben verliebt. Das war von einem so überlegenen und ironischen Mann um so schmeichelhafter.

Herr von Zella war also jedesmal ihr Begleiter, wenn sie in der Loge Nummer vier des Zirkus Renz Platz nahm und ungeduldig wie ein Kind die Eröffnung der Vorstellung erwartete. Herr von Zella hatte seine Freude an den schönen Tieren und saß neben seiner Zukünftigen lieber hier als bei einem langweiligen Diner.

Es war anfangs März und der strenge Winter wollte immer noch nicht weichen. Da blickten aus der Loge Nummer vier gegen neun Uhr abends alle Insassen wieder dem Reiter zu, der schon seit Wochen den Jubel der Galerie und den Anteil der Kenner für sich hatte. Im Programm hieß sein Auftreten jedesmal: „Der wilde Jockei, dargestellt von Monsieur Jacquel'homme." Die Baronin sah ihn heute zum fünftenmal, und immer steigerte sich ihre Vorliebe für diesen Zirkusreiter. Sie war es, die ihn in den Kreisen der Sportsleute durch ihr Beifallsklatschen lanciert hatte, und auch heute wieder kamen ihre näheren Freunde in ihrer Loge zusammen, um dem wilden Jockei von da aus zuzusehen. Während er nach seiner ersten Produktion langsam die Bahn umritt, sich kokett die Schläfen trocknete und lächelnd umherblickte, entspann sich in der Loge der alte Streit über seine Persönlichkeit. Die Baronin fand für ihre Begeisterung nicht Worte genug. Zwei Leutnants von altem Adel fanden ihn tadellos. Nach ihrer Meinung mußte es ein heruntergekommener Kavalier sein; ein gewöhnlicher Zirkusmensch könne vielleicht alle seine Künste nachahmen, aber nicht diese gleichgültige Haltung, nicht diesen beneidenswerten Wuchs, nicht dieses Verwachsensein mit dem Pferde, vor allem nicht dieses Augenspiel. Herr von Zella allein widersprach.

„Er ist der flotteste Reiter und der schönste Mann, den ich noch in einem Zirkus gesehen habe," meinte er; „aber beobachten Sie ihn nur genau und Sie werden bald den gewöhnlichen Zirkuskomödianten herausfinden. Sein Augenspiel hat überhaupt nur zwei Nuancen; entweder er blickt platonisch, mit schwärmerischen Augen bittend, zu der Dame empor, die er bemerkt hat, oder er macht das Lächeln eines unbesiegbaren Frauenhelden nach."

„Größer ist mein Repertoir auch nicht!" rief einer der Leutnants lachend.

„Ganz richtig," erwiderte Herr von Zella; „aber Sie haben für Ihre beiden Nummern je nach der Dame

hundert verschiedene Schattierungen. Jacquel'homme hat das einstudiert wie eine Primaballerina."

„Sie machen mich nicht irre," sagte die Baronin. „Sie wollen auch das romanische Blut nicht anerkennen, das in seinen Adern rollt."

„Ich weiß, Sie halten ihn für einen Südfranzosen, um sein krauses schwarzes Haar und seine etwas zu starke Nase stilvoll finden zu können; aber er ist weder ein Kavalier noch ein Südfranzose, er ist ein deutscher Zirkusreiter, wenn auch einer der besten."

In diesem Augenblick kam Jacquel'homme wieder an der Loge vorüber. Die Baronin lehnte sich aufgeregt in ihren Stuhl zurück; sie hatte ihren Marderpelz geöffnet und man konnte ihren zarten, vielleicht allzu schlanken Wuchs in dem glatten hellen Seidenkleide bewundern. Ihr Kopf, der an die Frauengestalten von Gabriel Max erinnerte, war von einem braunen Kapotthütchen und den breiten Seidenbändern so schmuck eingefaßt, daß von vielen Seiten die Operngläser auf sie gerichtet wurden. Jetzt schien Jacquel'homme sie zum erstenmal zu bemerken. Mit dem Ausdruck eines süßen Schreckens richtete er seine großen braunen Samtaugen auf die schöne Dame und dann wie ein Sterbender zur Decke empor.

„Ein impertinenter Kerl!" sagte Herr von Zella.

Nun aber ging die Vorstellung weiter. Jacquel'homme legte den Sattel frei auf den Rücken des Pferdes und stand auf dem Sattel wieder mit gekreuzten Armen wie ein Standbild.

In der nächsten Pause wiederholte er beim Vorüberreiten seine stumme Huldigung. Die Baronin hatte sich vorgenommen, den kecken Mann nicht zu beachten, aber plötzlich kam es wieder unwiderstehlich über sie, und sie schenkte dem wilden Jockei ein schönes Lächeln der Bewunderung. In einem Nu veränderte sich die Miene des Reiters, seine Augen wurden kleiner und blickten beinahe listig; um den Mund spielte das Lächeln eines Don Juan. „Und Sie, mein schönes Fräulein,

sind auch schon dabei." Die Baronin errötete bis an die Haarspitzen, die Herren schwiegen.

Jacquel'homme führte sein Stück genau wie jeden Abend zu Ende. Er ahmte den Ritt eines siegreichen Jockei nach. In rasendem Lauf sauste der prachtvolle Rapphengst rund um die Bahn. Ohne Sattel saß Jacquel'homme erst wie angegossen da, dann arbeitete er immer wilder mit Händen und Füßen und schlug wie toll mit der Parforcepeitsche drein. Zweimal wurde er scheinbar abgeworfen, zweimal saß er wieder plötzlich oben. Unter den Bauch des Pferdes glitt er hinunter und wieder saß er fest. Abermals abgeworfen, und zwar unglücklich nach hinten, krampfte er sich in die Mähne ein und ließ sich nachschleppen, und so sprang er rücklings auf das Pferd. Alles das führte er nicht nur als glänzende Reiterkünste aus, sondern spielte auch den aufgeregten Jockei vorzüglich. Endlich war das Ziel erreicht, und mit lautem Hurraruf sprang der Jockei zum letzten Male von rückwärts auf den Rücken des Pferdes.

„In diesen Menschen könnte man sich verlieben," sagte die Baronin trotzig, nachdem sie ihre schwedischen Handschuhe mit Beifallklatschen zerrissen hatte. Die Leutnants verließen die Loge, sie waren bei der Auseinandersetzung überflüssig; aber Herr von Zella tat, als hätte er den Ruf überhört. Es wäre töricht gewesen, die Baronin in diesem Augenblick zu reizen. Er wußte, daß sie einer gemeinen Handlung nicht fähig war, und hütete sich darum, ihre Gunst um einer Phantasie willen zu verlieren. Aber die Baronin nahm auch sein Schweigen übel und widersprach jeder seiner harmlosen Bemerkungen.

Die gereizte Stimmung in der Loge Nummer vier wurde immer ungemütlicher, als während der zweiten Abteilung plötzlich Jacquel'homme, als Stallmeister gekleidet, aus der Manege in den Zirkus trat. Die Baronin erkannte ihn sofort, sie ärgerte sich. In dem Jockeikostüm von braunem Plüsch — genau die Farbe ihres

Kapotthütchens — hatte er vornehmer ausgesehen. Noch mehr ärgerte sie sich, als Jacquel'homme bei der nun folgenden Nummer eine hübsche Blondine, welche hohe Schule ritt, unabläßig mit seinen Augen verfolgte. Das war seine Pflicht, da er zu ihrem Stallmeister bestimmt war. Aber warum gab sich Jacquel'homme zu einem solchen Dienste her? Sollte er der dummen Seiltänzerin zuliebe das Amt freiwillig übernommen haben?

Auch Herr von Zella hatte den Vorgang bemerkt. Mit seinem ruhigen Lächeln sagte er plötzlich:

„Ich habe diesem Jacquel'homme unrecht getan, liebe Magda, er hat auch wahre Liebesblicke, aber er scheint sie nur an Fräulein Mariani zu verschwenden."

Augenblicklich erhob sich die Baronin von ihrem Platz und sagte so heftig, wie Zella sie noch nie gesehen hatte:

„Warum sind Sie denn mitgekommen, wenn Sie mir nur den Abend verderben wollen? Begleiten Sie mich zum Wagen."

Von diesem Tag an waren die herzlichen Beziehungen zwischen den beiden gelöst. Die Baronin fehlte fast keinen Abend im Zirkus und kompromittierte sich, indem sie jedesmal dem schönen Jacquel'homme in ganz unerhörter Weise Beifall klatschte und sofort nach seiner Nummer ihren Platz wieder verließ. Dabei hütete sie sich nicht ein bißchen, gegen ihre Besucher unbefangen ihr Entzücken über den wilden Jockei auszusprechen. Sogar bis in ihre hübsche kleine Stadtwohnung trug sie ihre tolle Laune; jeden Tag brachte sie von ihrem Spaziergang irgendeine Nippessache oder ein Stück für den Schreibtisch mit, die mit Sportszeichen geschmückt waren. An ihrem eigenen vornehmen Leibe fing sie an, Schmuckgegenstände zu tragen, die Huldigungen für den wilden Jockei waren. Eine Parforcepeitsche mit Perlknopf als Brosche und Nadeln mit Hufeisenköpfen. Ihre Taschentücher trugen in den Ecken Rennmotive und ihr neuer Sonnenschirm hatte

einen Peitschenstiel als Stock. Am ersten April erhielt sie anonym — natürlich war Zella der Sender — zwei meisterhafte englische Stiche, welche Jockeis auf berühmten Pferden darstellten. Nun gerade! Die Baronin ließ die Bilder sauber einrahmen und in ihrem Salon aufhängen. Die Gesellschaft fing an, eine Katastrophe zu fürchten.

Da wurde die gute Baronin plötzlich aus Berlin und aus ihrer müßiggängerischen Schwärmerei herausgerissen. Wenige Tage nachdem die Jockeibilder an der Wand hingen und Zella deshalb endgültig mit ihr gebrochen hatte, wurde sie telegraphisch nach Thüringen berufen, wo ihr Schwager, übrigens der einzige Verwandte von seiten ihres verstorbenen Mannes, im Sterben lag. Bei ihrer nachgiebigen Natur vergaß sie den armen Kunstreiter vorläufig vollständig und lebte vierzehn Tage lang einzig und allein den Pflichten des Augenblicks. Auch hatte um dieselbe Zeit der Winter endlich Abschied genommen, der Frühling war förmlich polternd hereingebrochen, und wenn es Frühling war, hatte die Baronin von jeher kein Bedürfnis nach Menschen gehabt. Sie verschönte also ihrem Schwager mit herzlichster Aufopferung seine letzten Tage, widmete sich den Ehren seiner Bestattung in geziemender Weise und ordnete dann an Ort und Stelle bald heiter, bald unter reichlichen Tränen die Hinterlassenschaft. Sie erfuhr, daß ihr großes Vermögen um ein nicht viel kleineres vermehrt worden war, und freute sich darauf, mit Zella alle landwirtschaftlichen Fragen zu besprechen, welche durch diese Erbschaft an sie herantraten. Ihres abenteuerlichen Interesses an dem Zirkuskünstler gedachte sie nur noch lächelnd, etwa wie einer schönen Opernaufführung, deren Wiederholung man immer sicher sein konnte, so oft man wollte. Wie töricht ihre Freunde waren! Wie man sie verkannte, wenn man ihr häßliche Absichten zutraute! Nun ja, ihr gefiel der schöne, wilde Südfranzose, wie ihr die Fuchsstute aus der Erbschaft ihres Schwagers

gefiel, der konnte sie auch Zuckerbrot reichen, alles andere war ja Unsinn.

Ende April kehrte sie wieder nach Berlin zurück; sie wollte sich nur kurze Zeit aufhalten, ihre Stadtwohnung schließen und den Sommer, die langweilige Trauerzeit, auf einem ihrer Güter verbringen.

Sie sah in ihrem schwarzen Tuchkleide jünger und schöner aus als je, und es tat ihr doch mitunter leid, daß man sie so allein ließ. Sie gab ihrer Trauer und dem Ende der Saison die Schuld. Aber einige ungeschickte oder boshafte Worte bekannter Damen, welchen sie auf Spazierfahrten begegnete, verrieten ihr, daß man ihre „Tockade" für den Zirkusspringer übelnahm oder doch den Ausgang der Sache abwarten wollte. Mit einem Schlag erwachte da in der Baronin der Trotz wieder und der leidenschaftliche Anteil an dem wilden Jockei. Und von da ab ließ sie sich von hundert Kleinigkeiten ihrer Wohnung an ihn erinnern und für ihn einnehmen. Denn in allen Stuben — mit Ausnahme des Schlafzimmers — lagen und standen Jockeiabzeichen umher.

Von Tag zu Tag verbohrte sie sich tiefer in die vermeintliche Pflicht, ihre Neigung stolz und frei vor aller Welt zu bekennen. Da sie nicht die Absicht hatte, mit Jacquel'homme in persönliche Berührung zu treten, so blieb ihr nichts übrig, als ihm, allen Bekannten zum Tort, im Zirkus öffentlich zu huldigen. Man wird schreien, wenn sie so kurz nach dem Tode ihres Schwagers den Zirkus besucht. Mögen sie schreien. Wenn Jacquel'homme nur mit seinen braunen Samtaugen glücklich zu ihr aufblickt.

In einer Aufregung, mit der etwa ein verliebter Referendar seinem ersten Duell entgegengeht, erwartete die Baronin am Tage vor ihrer Abreise die Eröffnung des Zirkus. Sie gestand es sich nicht ein, aber sie hatte absichtlich den Freitag gewählt, weil ihre meisten Bekannten da den Zirkus nicht besuchten. Doch mochte anwesend sein wer wollte, sie wird dem wilden Jockei den Strauß von Parmaveilchen, den sie halb verborgen

an ihre Taille gesteckt hatte, in die Bahn hinunterwerfen. Ob er dann wohl auch noch so ausschließlich um die Mariani beschäftigt sein wird?

Sie hatte noch nicht lange in der Loge Nummer vier Platz genommen, als die beiden Leutnants sie schon mit ihrem Besuch erfreuten. Beileidsbezeigungen — Wettergespräche — Fragen nach den Sommerplänen. Die Baronin ging auf alles ein, hatte aber dabei nur den einen Gedanken: „Ich will nicht feige sein, vor ihren Augen will ich ihm huldigen."

Da räusperte sich der ältere der beiden Leutnants, mit welchem sie schon lange Zeit befreundet war und dem sie häufig ein Urteil über ihre Kleidung gestattete, und sagte: „Es freut mich ganz besonders, gnädige Frau Baronin gerade heute im Zirkus wiederzusehen. Kolossal elegantes Dementi!"

Die Baronin blickte nur über die Schulter fragend zu dem Sprecher auf.

„Na, gnädige Frau Baronin wissen ja, wie Ihr Scherz mit dem Kerl, dem Jacquel'homme, von Altenhockern gedeutet wurde. Elegantes Dementi, daß gnädige Frau Baronin gerade wieder erscheinen, nachdem Jacquel'homme durchgebrannt ist."

Aus Klugheit hätte die Baronin nicht geschwiegen, aber sie schwieg vor Schrecken. Der Erfolg war derselbe und der jüngere der beiden Leutnants nahm das Wort: „Übrigens ein beneidenswerter Junge. Wenn ich nicht der Premierleutnant R.... wäre, parole d'honneur ich möchte Jacquel'homme sein, allein schon um des bewundernden Blickes willen, den Baronin mir noch nie gegönnt haben. Und dann brennt er mit der Mariani durch, um welche sich das ganze Gardekorps — Kavallerie sogar — umsonst bemüht hat."

Die Baronin sagte, immer noch ganz hilflos:

„Ich wußte nicht, daß er durchgebrannt ist."

„Na," erwiderte der ältere Leutnant, „vielleicht war auch sein Kontrakt abgelaufen. Jedenfalls ist er fort mit-

samt der Mariani, und wir können uns Glück wünschen, daß gnädige Frau Baronin den Zirkus auch ohne diesen Star himmlisch finden."

„Astronomischer Witz!" bemerkte der jüngere Leutnant. Die Baronin nahm das Opernglas vor die Augen, um die Tränen nicht sehen zu lassen, die ihr unter den Wimpern hervortraten. Als die Leutnants sie endlich verlassen hatten, blieb sie noch eine halbe Stunde unbeweglich sitzen, dann fuhr sie nach Hause. Sie war in einer unbegreiflichen Laune. Ihr war doch nur der Spaß verdorben worden, dem Springer ein paar Blumen zuzuwerfen, bevor sie für ein halbes Jahr ihn und den Zirkus und Berlin vergaß. Und dennoch weinte sie die halbe Nacht in ihre feinen Kissen hinein. Am nächsten Morgen nahm sie alle Befehle zurück. Aus der Abreise wurde nichts, in Thüringen sollte man sie überhaupt nicht erwarten, die schöne Fuchsstute des Schwagers sollte man verkaufen. Der Sanitätsrat mußte kommen, doch der konnte ihr natürlich nicht helfen; sie befolgte auch keine einzige seiner Verordnungen; sie fühlte sich sterbenskrank, aber sie hätte so gern vor ihrem Tod „ihm" noch gesagt, daß sie ihn liebte, oder wenigstens erfahren, wo er war, und die Mariani von ihm losgerissen.

Drei Tage lang wuchs ihre Aufregung, und ihre Leute fingen an, ernstlich um sie besorgt zu werden. Da, am Abend des dritten Tages, als sie an Atemnot zu leiden begann und bald zu sterben gedachte, verfiel sie auf ein verzweifeltes Mittel; auf einen ihrer weißen Briefbogen, aber auf einen ohne Wappen, schrieb sie:

„Geben Sie mir Nachricht, wo Sie sind.

Ihre Verehrerin."

„Adresse v. Z. postlagernd."

Und auf den Umschlag setzte sie bloß:

„Monsieur Jacquel'homme, Zirkus Renz,

Berlin."

Er war ja nicht mehr da, aber die Post mußte ihn finden. Man hatte ihr so viele Wundergeschichten von der Findigkeit der deutschen Post erzählt.

Sie hatte sich in der Wirkung ihres Mittels getäuscht: sie hatte die Aufregung des Kummers nur mit schlimmeren Aufregungen vertauscht. Zuerst erschrak sie über ihre eigene Unwissenheit, als sie zwei Tage nach Absendung des Briefes die Antwort zu erwarten begann. Auf welchem Postamte sollte sie nach dem Briefe fragen lassen? Und durfte sie jemand aus ihrer Dienerschaft ins Vertrauen ziehen?

Es kostete sie große Überwindung, die erste Frage mit geschickten Lügen an ihr Kammermädchen zu stellen. Sie habe einen Gutsverwalter durch Zeitungsanzeige gesucht und wisse nicht, wo ein postlagernder Brief nun für sie liege. Geläufig erzählte das Mädchen, daß das auf der Hauptpost in der Königstraße sei, wenn man vergessen habe, ein bestimmtes Postamt anzugeben. Die Baronin schämte sich wie noch nie in ihrem Leben. Das Kammermädchen hatte offenbar Übung in postlagernden Briefen. Und wie ein Kammermädchen erschien sie sich. Unmöglich, diese Person einzuweihen!

Was war aber dieses Gefühl der Scham gegen das andere, da sie einige Tage später gegen sieben Uhr abends verschleiert zu Fuß nach der Königstraße ging, um selbst die Antwort zu holen. So mußte einer Diebin zumute sein, wenn sie beim Ladendiebstahl erwischt wurde. Eine halbe Stunde trieb sie sich vor dem Postamt umher, bis einige Herren sie zu verfolgen begannen. Ohne das Amt zu betreten, fuhr sie in der ersten besten Droschke nach Hause zurück. Noch einmal wagte sie sich in die Königstraße, das letztemal ging sie sogar bis an den Schalter heran, als der Beamte sie aber fragend anblickte, verlangte sie stotternd und glühendrot vor Angst, für einen Taler Briefmarken. Wie zerbrochen kehrte sie jedesmal nach Hause zurück.

Am Morgen nach dem letzten Versuche lag sie gegen

ihre Gewohnheit noch um neun Uhr zu Bett, da brachte das Mädchen ihre Briefe. Gleichgültig überflog die Baronin die Aufschriften, doch plötzlich schrak sie wie vor einer groben Beleidigung zusammen. Auf einem gemeinen Umschlag, der den Poststempel Rostock trug, las sie: „An die gnädige Frau Barohnin von Fachdorf Berlin Belvühstraße."

Die Handschrift gab der Rechtschreibung nichts nach. Erst eine Viertelstunde später wagte die Baronin das Schreiben zu öffnen. Sie hatte sich nicht getäuscht, sie war entdeckt. Der Brief lautete:

Rostock d. 20. 5. a. c.

Allergnedigste Frau Barohnin

„Verzeihen sie Gütigst ich weiß wer sie Sindt mein Unglücklicher Sohn will die Persohn Heyraten wenn sie aber gleich herkommen so Heyratet er sie vielleicht nicht Gott soll sie bewahren ihre jammervolle Dienerin seine Mutter

Sara Lomnitz."

Was half es der Baronin, daß sie den Brief in hundert Fetzen zerriß, was half es ihr, daß sie sich einreden wollte, sie habe geträumt? Sie schämte sich so sehr, daß sie sich selbstmorden wollte, aber das würde doch nur ein noch größerer Skandal sein. Sie wollte dem abscheulichen Zella alle Schuld geben, aber auch das half ihr nicht aus ihrer Not. Zwei Tage blieb sie im Bette liegen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Der Sanitätsrat kam und ging, ohne aus ihrem Leiden klug zu werden. Am dritten Morgen setzte er es durch, daß die Kranke ein Glas Wein trank. Müde wie eine Sterbende gehorchte sie, dann aß sie ordentlich, stand auf und ließ sich ankleiden. Sie ließ sich zu einer Spazierfahrt überreden, und als die Bekannten nicht mit Fingern auf sie wiesen, atmete sie ein wenig auf.

Doch der Wunsch, sich irgendwo zu verstecken, wo die fürchterliche Handschrift sie nicht erreichen konnte,

ließ immer noch nicht nach. Da entschloß sie sich kurz und reiste mit dem nächsten Schnellzug nach der Schweiz. Weder der Post noch ihren Freunden wurde ihr Aufenthaltsort verraten. Sie siedelte sich nicht weit von Vevey in einem kleinen Hotel hoch im Gebirg an und erwartete dort alles Schreckliche, was noch kommen mußte.

Als dann im Juli einige übermäßig heiße Tage den Aufenthalt am Genfer See unerträglich machten, war von der entsetzlichen Zeit nichts übriggeblieben als ein kleines Strähnchen weißer Haare an ihrer linken Schläfe und ein weicher Zug um den Mund, der sie nicht gerade häßlicher machte. Sie hatte die Angst vor den Menschen überwunden, schrieb endlich ein paar Briefe und fuhr nach dem Engadin, wo sie denn auch mehrere ihrer Berliner Bekannten antraf. Kein Zweifel, daß niemand von etwas wußte. Man fand ihre Zurückgezogenheit während der Trauerzeit höchst würdig und freute sich, sie wieder zu haben. Bald kam ihre gewohnte Heiterkeit über sie, sie schloß sich allen kleinen Partien an und ließ sich gegen Ende August gern überreden, für einige schöne Wochen mit den anderen nach Scheveningen zu gehen. Da verbrachte selbstverständlich Zella seinen Urlaub. Aber auch er benahm sich ganz korrekt und wußte sehr geschickt wieder anzuknüpfen, ohne sich gerade etwas zu vergeben. Auch er hatte also nichts erfahren, auch er deutete an, daß er die dumme Episode als erledigt betrachte und die schöne Baronin mehr als je bewundere. Über das kleine weiße Strähnchen an ihrer linken Schläfe sagte er ihr die artigsten Schmeicheleien: er habe einmal in Neapel bei Sonnenaufgang Schnee auf einer Palme liegen sehen, das sei schöner gewesen als der ganze italienische Frühling.

So hätte die Baronin bei ihrer glücklichen Gabe des Vergessens ganz zufrieden sein können, wäre nur nicht jeden Morgen das Erwachen gewesen. Da dachte sie freilich in den ersten Minuten an nichts, als daß das Leben doch schön war; sobald aber auf ihr Klingeln das

Mädchen eintrat und ihr die Post brachte, da war es immer auf ein Weilchen mit allem Glück vorbei. Die ganze unselige Geschichte fiel ihr zwar nicht jedesmal ein, aber wie ein Schatten flog es dann doch immer durch ihr Schlafzimmer, als ob sie irgendwo vor Jahren einmal ein Verbrechen begangen hätte und die Sonne müßte es an den Tag bringen. So verfolgte sie das Gespenst des wilden Jockei bald nah, bald fern und trieb sie aufs neue in die Irre, gerade als sie glaubte, endlich von der wilden Hetzjagd dieses Jahres ausruhen zu dürfen.

Es war Mitte September, als das schöne Herbstwetter plötzlich ein Ende fand und der Aufenthalt am Nordseestrand ungemütlich wurde; da beschloß die Baronin über Berlin nach Thüringen zurückzukehren. Bis Berlin wurde sie von Zella begleitet, sie waren in der Abteilung der ersten Klasse allein, und da kam es endlich zur Entscheidung.

„Darf ich mir eine Zigarre anstecken?" fragte Zella zwischen Rhein und Osnabrück.

„Tun Sie, als ob Sie zu Hause wären," erwiderte die Baronin; und bereits in Hannover war Zella mit der Rede fertig, welche an die letzten Worte anknüpfte und mit der Bitte schloß, ihm endlich und endgültig Ja oder Nein zu sagen.

Als Verlobte kamen sie spät des Abends in Berlin an.

Doch schon am nächsten Morgen erhielt Zella von seiner Braut einige Zeilen, in denen sie ihr Wort zurücknahm. Sie fürchte denn doch, die volle Achtung des alten Freundes nicht wieder erobert zu haben. Wenn er den Brief erhalte, sei sie zu den Doberaner Rennen abgereist. Zella nahm einen Nachurlaub.

Die Baronin war wirklich mit dem Morgenzug nach Heiligendamm gefahren, wo sie im Kurhause sogleich Bekannte antraf. Die beiden Tage bis zum Hauptrennen wurden unter ihrer Führung mit Ausflügen in die Umgegend verbracht. Eine unheimliche Kraft und der Wunsch, ihren Alp loszuwerden, trieb sie immer

wieder nach Rostock und der nächsten Umgebung. Von dort war der schreckliche Brief „seiner" Mutter gekommen, der Sara Lomnitz. Natürlich ereignete sich nichts, was ihr Beruhigung verschafft hätte.

Da — am letzten Renntage, als die Gesellschaft nach einem übermütigen Mahl nach Hause reiten wollte, kamen sie bei einem ländlichen Zirkus vorüber, in welchem die Vorstellung soeben begonnen hatte. In der Dunkelheit konnte man nur die grell beleuchtete Aufschrift: „Zirkus Lomnitz" erkennen. Die Baronin fühlte einen Stich im Herzen, daß sie glaubte, vom Pferde zu sinken. Einer der Begleiter machte die Bemerkung, dieser Zirkus Lomnitz sei in der ganzen Gegend sowohl durch die Seltsamkeit seiner Besitzerin als durch seinen prachtvollen Pferdebestand berühmt, man solle doch für eine halbe Stunde hineingehen.

Ein junger Mecklenburger Gutsbesitzer riet lachend davon ab.

„Die Reiterinnen sind die schlechtesten und anständigsten von ganz Deutschland. Und wer eines von den prachtvollen Pferden kaufen will, fällt regelmäßig 'rein. Sara Lomnitz ist der schlaueste Pferdehändler von Deutschland. Wir wollen den jüdischen Zirkus nicht unterstützen."

Doch er wurde überstimmt. Man ließ die Pferde in den Gasthof zurückführen und ging auf den Zirkus zu. Die Baronin schloß sich willenlos an.

Sie hörte, wie jemand aus ihrer Gesellschaft rief:

„Da sitzt ja Sara Lomnitz an der Kasse!"

Die Baronin blickte auf. Also das war seine Mutter, so sah ihre Korrespondentin aus.

Eine übermäßig fette Dame von sechzig Jahren — sie hatte immer noch reiches schwarzes Haar und trug über ihrem nachlässigen grünen Tuchkleid allzuviel Broschen und Ketten — nickte den Ankommenden gutmütig zu.

„Gott, der Gerechte, welche Ehre! Immer bringen Sie mir Glück, Herr Rittmeister. Seit einer geschlagenen

Stunde sitze ich da und denke mir immer, wird der Herr Rittmeister kommen oder wird der Herr Rittmeister nicht kommen? ... Heb' dem Rittmeister acht erste Plätze auf, und wenn sie nebeneinander nicht mehr frei sind, so jag' die Leut' fort ... Eine Vorstellung werden Sie sehen, meine Herrschaften, daß sich Renz in Berlin alle Finger danach lecken würde. Gott, was bin ich für eine gesegnete Mutter! Und unsere Pferde! Ich weiß, Herr Rittmeister, Sie waren das letztemal nicht ganz zufrieden, aber gehen Sie nachher in den Stall, Sie werden Ihre Wunder sehen."

Neben dem Eingang zur Manege waren der vornehmen Gesellschaft acht Stühle freigemacht worden. Man nahm Platz und die Vorstellung nahm ihren Fortgang. Zwei, drei Nummern waren schon vorüber, ohne daß die Baronin zu klarem Bewußtsein gekommen wäre, da hörte sie plötzlich, wie einer der Herren, dessen Regiment in Berlin stand, ausrief:

„Hol' mich der Teufel, das ist ja Jacquel'homme!"

Die Baronin fühlte, wie die Blicke ihrer Freunde sich auf sie richteten, und sie sah auf. Kein Zweifel, es war Jacquel'homme. Aber welch ein Abstand gegen sein Auftreten bei Renz! Er machte zwar seine Sache ebensogut, aber nicht nur die begleitende Musik war lächerlich im Vergleich zum Berliner Orchester, nicht nur der schwere Trakehner, den er ritt, war langsamer, auch er selbst war ein anderer; anstatt der prächtigen Jockeijacke aus echtem Plüsch trug er hier einen Phantasieanzug aus alten Seidenlappen, und auch sein Kopf blickte nicht so südfranzösisch wie bei Renz.

„Das ist eine nette Überraschung," flüsterte der Rittmeister. „Im Zirkus Lomnitz reitet nur die Familie, folglich ist auch Jacquel'homme ein Jude. Wahrhaftig, vom Papste hätte ich es eher geglaubt als von dem — der beste Reiter, den ich kenne!"

Mühsam nur konnte die Baronin hervorstammeln:

„Es ist vielleicht nur ein angenommener Sohn oder gar ein geraubtes Kind, das soll ja bei Kunstreitern vorkommen."

Die Herren lachten.

„Da kennen Sie Sara Lomnitz schlecht," hieß es; „nur der Clown ist ein Christ und ein Fremder, weil er mitunter Unanständigkeiten sagen muß. Alle anderen Künstler sind Söhne, Schwiegertöchter oder Enkelkinder von Sara Lomnitz; sie ist tugendhaft und stolz wie die Mutter der Makkabäer, sie ißt Schweinefleisch, aber sie raubt keine Kinder."

Die Nummer Jacquel'hommes war zu Ende und die Gesellschaft der Baronin klatschte vor allen anderen Beifall. Der Schluß seines Rittes war doch wieder ein voller Erfolg. Als er an den Herrschaften vorüber in die Menage zurückritt, blickte er die Damen alle zugleich mit dem unglücklichen, schwärmerischen Ausdruck an, den die Baronin von Berlin her kannte, und dann, als eine Cousine des Rittmeisters ihm geradezu ins Gesicht „Bravo!" entgegenrief, da setzte er ebenso plötzlich sein Don-Juan-Lächeln auf.

Die Baronin war glücklich darüber, daß er sie offenbar nicht erkannt hatte. Sie wagte es nicht, zum Aufbruch zu mahnen, bei der nächsten Nummer aber tat es ihr doch leid, daß sie nicht entflohen war; die Mariani ritt auf einem Schulpferd in die Bahn und Jacquel'homme machte in seinem entsetzlichen Jockeikostüm ihren Stallmeister. Noch liebevoller, noch aufmerksamer als in Berlin folgte er jeder ihrer Bewegungen; und als sie in die Manege zurückgeritten war, konnte die Baronin deutlich sehen, wie Jacquel'homme die hübsche Blondine sehr langsam vom Pferde herunterhob.

Und damit waren die Aufregungen dieses Abends noch nicht vorüber. Sie konnte sich nicht ausschließen als ihre Gesellschaft während der Pause den Stall besichtigte, und gerade als sie mit möglichster Unbefangenheit zum Rittmeister zwei hübsche Fuchsstuten — englisches Halbblut — lobte und eben auch schon aus dem Dunkel eine Art besserer Stallknecht auftauchte, um die beiden Tiere anzupreisen, da kam auch Jacquel'homme

vorüber, und jetzt hatte er sie erkannt. Sie hätte ihm mit seiner Peitsche ins Gesicht schlagen mögen für sein Lächeln. Und Jacquel'homme hatte noch die Keckheit, sie anzublicken, als er sich vor der Gesellschaft höflich wie ein Ladenbesitzer verbeugte.

Nach der Pause verließ man endlich den Zirkus und kehrte nach Heiligendamm zurück. Die Baronin hatte eine schlaflose Nacht, und des Morgens mußte sie gar noch erfahren, daß Zella angekommen war. Sie verließ trotz des kalten und feuchten Wetters sofort das Hotel und überlegte, während sie auf den schmalen Wegen des Buchenwaldes hin und her eilte, ob es besser sei, sich Zella anzuvertrauen oder ins Wasser zu springen. Endlich entschloß sie sich, allein nach Doberan zu fahren. Vielleicht — sie wußte eigentlich nicht, was ihr dort vielleicht Gutes begegnen könnte, aber es zwang sie etwas, die Nähe dieser schrecklichen Menschen aufzusuchen. In Doberan hatte sie bald den Platz unweit der Kirche gefunden, wo die Kunstreiter wie Zigeuner ihr Lager aufgeschlagen hatten. Der Zirkus selbst, der zeltartig um einen großen Mastbaum angelegt war, sah gar nicht so übel aus. Auch die Stallung, welche dicht an der Zeltwand dem Eingang gegenüber hergerichtet war, ließ sich noch sehen. Aber diese Wagenhäuser, in denen die Menschen wohnten! Diese Fenster mit roten Kattunvorhängen! Diese Frauengesichter, welche herausblickten! Es war ein Abgrund.

„Treten Sie nur näher, Frau Gräfin!" hörte sich die Baronin plötzlich angerufen. Es war Sara Lomnitz, welche, mit einem großen Topfe Kaffee in der Hand, in der Türe des nächsten Wagens stand und ihr mit den fetten Fingern zuwinkte. „Treten Sie nur näher, und wenn Sie daran haben einen Geschmack, so treten Sie nur ein. Gott, ich weiß, die Leute sehen sich gern bei uns um."

Die Baronin zögerte nur einen Augenblick, dann schritt sie tapfer auf die kleine Wagentreppe zu und sagte, um sich etwas Haltung zu geben:

„Ich habe mich mit meinen Freunden hier verabredet. Jetzt fängt es gar zu regnen an. Ich will gern von Ihrer Gastfreundschaft Gebrauch machen."

Und ein Maler, welcher unter dem schweren Winterhimmel diese bis auf die Fußspitzen elegante Dame hätte beobachten können, wie sie die vier Stufen zum Innern des Wagens in nervöser Hast emporklomm und wie sie oben von der Kaffee trinkenden Frau Lomnitz, welche heute in einen Schlafrock von hellem Rot gekleidet war, empfangen wurde, der Maler hätte das Genrebild nur so abzuschreiben brauchen. An der Schwelle stockte die Baronin abermals, aber die Zirkusbesitzerin zwang sie förmlich in den Wagen hinein und machte mit bürgerlicher Beflissenheit die Wirtin. Die Frau Gräfin sollte sehen, daß sie nicht bei Heidenmenschen war; jede Kleinigkeit sollte sie bemerken, durch welche der kleine Raum die Einrichtung einer Wohnstube erhielt. Den eisernen Ofen, auf welchem eben der Kaffee gewärmt worden war, das Silberschränkchen, über welchem an der Zwischenwand die Photographien der Familie hingen, das kleine Roßhaarsofa, auf welchem kaum eine zweite Person Platz hatte, wenn Sara Lomnitz sich hinsetzte, und die Nähmaschine, auf welcher eine seidene Jacke zum Ausbessern bereit lag.

Vor dem Bilde des verstorbenen Lomnitz hatte Sara einige Tränen vergossen, dann nahm sie ihren Kaffeetopf wieder vor und nötigte die Dame zum Sitzen. Das Plaudern schien ihr großes Vergnügen zu machen.

„Sie müssen uns nicht verachten," rief sie endlich, als die Baronin das Roßhaarsofa mit einigem Mißtrauen betrachtete, „wir sind arme, aber ehrliche Leut'! Gott sei Dank, ehrlich. Und Gott sei Dank hab' ich nicht einmal gesagt die Wahrheit, sind wir nicht einmal arme Leut'! Unser Palais ist nicht eingerichtet für Sie zum Stehen. Gott, der Gerechte, was für 'ne Figur zum Reiten! Fünfhundert Mark monatlich möchte ich Ihnen geben, und in Berlin müßten Sie auftreten jeden Tag.

Wär' das e Gelauf! Verzeihen Sie, Frau Gräfin, aber unsereins denkt immer ans Geschäft. Auf dem Pferd, was Ihnen gestern gut gefallen hat, würden Sie aussehen . . . ich sage gar nichts mehr! Was ich sagen wollt', arme Leut' sind wir nicht. Gott hat mich gesegnet, und mit Kindern hat er mich gesegnet! Allen Judenkindern wünsche ich zu haben solche Kinder. Was red' ich für Unsinn! Aber wenn Sie hätten solche Kinder, würden Sie auch so reden. Perlen in Gold, sage ich Ihnen. Was sage ich, Perlen in Gold! Goldene Perlen, einer wie der andere!"

Sie wischte sich eine Träne ab und stellte den Kaffeetopf wieder fort. Sie öffnete das Türchen in den Nebenverschlag und ließ ihren Gast hineinblicken. Es war der Schlafraum. Da saßen zwei bildhübsche Knaben von etwa acht Jahren auf der Erde und schrieben große Buchstaben auf Schiefertafeln. Sie waren nicht scheu.

„Meine jüngsten," sagte Sara, während ihr die Tränen nur so über die Backen liefen. „Bald darauf ist Lomnitz plötzlich gestorben. Zwei Augäpfel, sage ich Ihnen, Sie haben sie gestern arbeiten sehen drinnen. Stehlen könnte ich sie, wenn sie einem andern gehörten. Und brav! Lesen und schreiben und rechnen. Wieviel ist sechsmal neun?"

„Dreiundsechzig!" rief sofort der eine der Knaben und blickte mit prachtvollen braunen Samtaugen, mit den Augen Jacquel'hommes, zu der fremden Dame auf.

„Sogar mehr hat er gesagt und so schnell!" rief Sara überglücklich. Die Baronin schenkte jedem Kind ein Goldstück und kehrte mit ihrer Wirtin in den Empfangsraum zurück. „Sie können sich ruhig niedersetzen, Frau Gräfin. So lange die alte Sara lebt, kann jede Nonne im Zirkus Lomnitz auftreten und wird ihr nichts geschehen. Und das hier ist mein Wagen. Vornehmere Leut' gibt's und gebildetere Leut', aber solidere Leut' gibt's nicht als die Zirkusfamilie Lomnitz. Da können Sie weit herumfragen, ob Sie sich auf einem Seiden-

sofa hier herum irgendwo in einem von die Schlösser können so unschuldig hinsetzen wie auf dieses alte Roßhaar."

Seltsam bewegt von der Formlosigkeit und wieder von dem Stolze der Geschäftsfrau nahm die Baronin Platz.

„Auch die anderen Künstler sind, wie ich höre, Ihre Söhne?" sagte sie.

„Alle! Jeder ein Prachtmensch in seiner Art. Sehen Sie drüben, das ist mein zweiter, Moritz; der da drüben, der eben den Hafersack in den Stall trägt, nicht der dort auf dem Boden, das ist der Clown, der gehört nicht zu uns, das Schwein. Ein Goi, verzeihen Sie, Frau Baronin. Nein, der Moritz ist nicht schön und kann merkwürdigerweise gar keine Künste machen, aber er ist stark wie ein Pferd und versteht sich auf Pferde, und wenn ich ein Pferd wäre, würd' ich mich von keinem anderen Menschen behandeln lassen in ganz Mecklenburg. Ein Schatz! Dann hab' ich noch die beiden anderen, den Jakob und den Doktor, Gott erhalte sie gesund."

Die Baronin horchte auf. Wenn Jacquel'homme seinen Doktor gemacht hatte, bevor er Kunstreiter wurde, so brauchte sie sich doch nicht gar so sehr zu schämen, so steckte gewiß eine abenteuerliche Geschichte dahinter.

„Ein Kunstreiter, der Doktor ist?" rief sie; „das ist ja äußerst interessant!"

„Doktor!" schrie Sara aus dem Wagen heraus. „Der Doktor soll auf der Stelle herkommen! Wir nennen ihn natürlich nur so. Mein Mann wollte ihn durchaus studieren lassen. Unsinn, Gott verzeih mir die Sünde. Bis Sekunda hat er's gebracht. Talentvoll wie Humboldt oder wie er heißt! Aber auf dem Gymnasium, einem sehr feinen Gymnasium, ist er in schlechte Gesellschaft geraten, ich sage Ihnen, in schlechte Gesellschaft! Und wie er hat Einjähriger werden sollen, ist er mir krank nach Hause gekommen. Gott, ein Jammer! Jetzt gefällt es ihm bei uns besser."

In diesem Augenblick kam der „Doktor“ an den Wagen heran, ein kränklicher junger Mensch mit edlen Zügen, aber wie gebrochen an Geist und Körper. Die Baronin hatte ihn gestern auf einem Drahtseil seine Künste machen sehen. Der Doktor trat unterwürfig an seine Mutter heran, schielte aber dabei höhnisch und frech nach der schönen Fremden. Die Baronin nahm nur eines wahr: daß Jacquel'homme nicht einmal der Doktor war. Da bemerkte sie auf der Straße einen Herrn, der unsicher nach dem Zirkuszelte hinspähte.

„Zella,“ rief sie froh und winkte mit ihrem Schirm, „hierher, lieber Zella!“

Und als Zella eilig herangekommen war, lud sie ihn ein, zu ihr in den Wagen zu kommen.

„Frau Lomnitz hat mir köstlich die Zeit vertrieben,“ sagte sie, plötzlich ganz heiter geworden. „Gestern hat mir ihr Zirkus gefallen und heute gefällt sie mir selbst noch besser.“

„Es hat noch keiner was anderes gesagt,“ erwiderte Sara.

Zella war unruhig und etwas außer Atem eingetreten, jetzt blickte er mit seinem klugen Lächeln auf die beiden Frauen und sagte:

„Frau Sara Lomnitz ist ja weit und breit als Muster aller Frauen bekannt. Ich hoffe, liebe Baronin, Sie haben auch die Söhne würdigen gelernt.“

„Alle bis auf einen,“ sagte die Baronin, leicht errötend.

„Gesehen haben Sie ihn,“ rief Sara mit strahlenden Augen, „meinen Jakob, meinen einzigen, meinen Goldfisch, meinen Sozius. Ein echter Lomnitz, wie sein Vater war! So einen Menschen gibt es nicht ein zweites Mal. Will ich Ihnen erzählen.“

Zella und die Baronin saßen nebeneinander auf dem Roßhaarsofa, und Sara hatte auf einem Feldstuhl dicht am Ausgange Platz genommen.

„Im Frühjahr hab' ich geglaubt, sterben zu müssen vor Kummer über ihn. Er sagt mir doch alles. So ist

er heute früh erst gekommen, ich soll ihm die Jacke ausbessern, weil eine von den schönen Frauen aus Ihrer Gesellschaft die Jacke so angesehen hat. So hat er mir auch von Berlin alles geschrieben. Ich sage Ihnen, hier heißt er Jakob Lomnitz, in Berlin geht der Kaiser jeden Abend in den Zirkus mit der ganzen Familie, wenn Jakob Lomnitz auftritt unter anderem Namen. Und ganz Berlin ist paff, von meinem Sohn natürlich. Aber Jakob kümmert sich nicht um Frauen, als was zum Geschäft gehört, wissen Sie so lächeln, erst himmeln und dann anders, ganz wie sein Vater. Dieses Frühjahr hat sich wieder eine in ihn verschossen, aber ich sage Ihnen fein, fein! Mein Jakob hat sich nach allem erkundigt, wie sie heißt und wo sie wohnt und was sie hat. Nicht auszudenken, sage ich Ihnen. So viel Güter wie wir Pferde. Mein Jakob hat niemals einen schlechten Gedanken gehabt. Nur haben wir beide uns immer gedacht, wie schön es wäre, einmal hier alles zu verkaufen und in Berlin einen Zirkus aufzumachen. Verstehen tun wir das Geschäft. Und wie er nun zu Ostern, zu jüdische Ostern natürlich, hier war, haben wir hin und her geredet, wie es so schön wär', wenn die Baronin ihm sagen würd': „Da, Jakob, hier haben Sie Geld, gehen Sie und machen Sie sich einen Zirkus auf!" In allen Ehren! Jakob war aber so kurios. Ich habe schon geglaubt, er ist in die Liebe gegangen mit der Dame und wird Dummheiten machen. Straf mich Gott, es war noch schlimmer. Verliebt ist er bis über seine beiden langen Ohren, aber nicht in die reiche Baronin, nein, in ein armes Reitermädel, in eine Christin. Gott, was hab' ich angegeben! Verflucht hab' ich ihn alle Tag dreimal. Verrückt bin ich gewesen, an die Baronin hab' ich geschrieben, wie sie in einem Billett ohne Namen nach ihm gefragt hat. Ihr Billett habe ich noch. Aber natürlich hat sie nichts mehr von sich hören lassen. Nu, was soll ich sagen, Jakob hat seinen eisernen Kopf aufgesetzt und hat das Mädel geheiratet. Auch das war zum Guten. Ein braves Weib.

Paßt ganz in unsere Familie. Und schön wie ein Engel, und gut ist sie auch. Christin, nu ja! Aber Jakob ist glücklich, das ist die Hauptsache. Jakob, Jakob! Laß dich ansehn, mein Goldfisch!"

Langsam trat Jakob um die Ecke, im Arbeitskittel. Sein Gesicht sah genau so aus wie gestern abend im Zirkus. Er blieb auf der Treppe stehen. Als er die Dame im Wagen erkannt hatte, nahm er langsam die Mütze vom Kopf und kraute sich verlegen mit dem Zeigefinger in der Mitte der Stirnhaare.

„Jakob, so red' doch ein Wort!" rief seine Mutter. Da traf sie ein Blick des Sohnes. Sara setzte zu einem Schmunzeln an, der Baronin versagte der Atem, Herr von Zella stampfte unhörbar mit dem Fuß auf. Da sagte Jacquel'homme:

„Die gnädige Frau kommt gewiß wegen der beiden Fuchsstuten, die ihr gestern so gut gefallen haben?"

„Jawohl," erwiderte die Baronin.

Zella atmete auf. Er sagte:

„Vielleicht gehen Sie mit Herrn Jacquel'homme in die Manege, die Pferde bei Tage zu betrachten, ich werde mit Frau Lomnitz inzwischen das Geschäftliche in Ordnung bringen." Und auf französisch fügte er hinzu, sie solle den Brief wieder haben, coûte que coûte.

Gesenkten Hauptes schritt die Baronin die Stufen hinunter und neben Jakob Lomnitz in die Stallräume. Erst als sie dort allein waren, ergriff er das Wort:

„Es ist kein glänzendes Geschäft, so ein reisender Zirkus," sagte er, „man verdient in Berlin mehr. Hier sind die beiden Füchse. Sie können keine besseren Tiere zum Reiten wählen."

Zum erstenmal in ihrem Leben empfand die Baronin die Ausdünstungen des Stalles als eine Belästigung. Sie sehnte sich hinaus, wo es kalt war. Als sie aber den Kunstreiter so bescheiden vor sich stehen sah, da zwang sie doch plötzlich etwas wie Mitleid, und sie sagte leise:

„Was haben Sie für einen schrecklich schönen Beruf! Sie setzen jeden Abend Ihr Leben aufs Spiel. Glauben Sie mir nur, in dieser Gefahr liegt die Romantik, die Sie umgibt."

Jakob Lomnitz lächelte verlegen.

„Beim Lernen fällt man oft hin und kann auch einmal eine Rippe brechen," sagte er nach einer Pause, „aber später geht es. Wenn wir nur nicht eine so große Familie wären. Eigentlich liegt alles auf mir, ohne mich wäre der Zirkus längst pleite. Keine Katze ginge hinein, wenn ich nicht wäre. Die Mutter ist nicht mit der Zeit vorgeschritten, höchstens vom Pferdehandel versteht sie was."

Die Baronin hatte bei diesen Reden nur den einen Wunsch: sich in den Sattel zu schwingen und im Fluge davonzureiten.

„Also die Füchse sind gut, meinen Sie?"

„Sie haben nie bessere Tiere geritten," sagte Jakob Lomnitz mit Überzeugung. „Wegen des Preises müßte ich noch mit der Mutter reden; aber ich glaube, sie gibt sie her, wenn Sie viertausend Mark per Stück zahlen. Es sind die schönsten Pferde aus unserem Stall."

Die Baronin achtete im ersten Augenblick nicht auf die Höhe der Summe, da bemerkte sie das lauernde Gesicht Jakobs, und eine tiefe Traurigkeit kam über sie.

„Schon gut," rief sie, „wir werden über den Preis schon einig werden!"

Und nun zog doch schnell und leise ein Zug von Bitterkeit und Ekel um ihren Mund. Sie stützte sich auf eine der Fuchsstuten auf. Das Fell hatte genau dieselbe Farbe wie die Plüschjacke des wilden Jockeis im Zirkus Renz. Die Tiere werden ihre letzte Erinnerung an ihn sein.

Jakob hatte das dunkle Gefühl, daß er die vornehme Dame abgekühlt habe. Wenn er nur gewußt hätte, wodurch das geschehen war? Er rieb sich die Stirn und sagte dann:

„Soll ich der Frau Baronin ein Kunststück vormachen? Ich kann mit geschlossenen Beinen von hier

aus dem alten Schimmel drüben auf den Rücken springen. Soll ich?"

Und er setzte schon zum Sprunge an. Die Baronin sah nur die mißfarbene Wolljacke und rief flehend:

„Um Gottes willen, nur nicht auch das noch!"

Da verlor Jakob alle Ruhe. Was wollte denn diese Dame von ihm? Er trat einen Schritt näher und streckte unsicher die Hand nach ihr aus; aber ein Blick der Baronin genügte, um ihn wieder zu verwirren. Und doch wurde ihm seltsam ums Herz, als müßte er dieser hochstehenden Frau eine Liebeserklärung machen. Jetzt oder nie!

Und mit einer weichen Stimme, welche sie bis zu diesem Augenblicke nicht von ihm gehört hatte, flüsterte er:

„Ich möchte Frau Baronin gern ein Zeichen geben, daß ich ... von ... Wenn Frau Baronin nach den Fehlern der Füchse fragen wollten. Ich möchte nicht ..."

Steinunglücklich und doch wieder beinahe lachend wandte sich die Baronin dem Ausgang zu.

„Das Geschäft ist abgeschlossen!" rief sie.

Jakob schlug eine Zeltwand auseinander und ließ die Baronin hinaustreten. Sie atmete tief die reine Luft in sich ein. Da wäre sie beinahe über den Clown gestolpert, der, an einen Zeltpfosten mit dem Kopf angelehnt, zu schlafen schien.

„Va te coucher ailleurs, sale cochon!" schrie ihn Jakob an, und als der schwer angetrunkene Mann einen unverständlichen Fluch hervorstammelte, rief Jakob wieder: „Fiche moi la paix." Und verlegen zur Baronin gewandt, sagte er: „Er ist ein Irländer, aber wir Zirkusleute verstehen alle ein bißchen französisch. Auch meine Mutter versteht französisch."

Er sagte es beinahe warnend. Doch die Baronin achtete nicht mehr auf den Ton seiner Stimme.

Über die zerstampfte, feuchte Wiese hinweg gingen sie auf Saras Wagen zu. Zwei Hunde folgten der Fremden mit wütendem Gebell, und aus einem Fenster blickte das Weib Jakobs mit bösen Augen nach, die

Mariani. Zella und Sara Lomnitz waren ins Freie getreten und schienen das Geschäft mit einiger Heftigkeit zu führen. Als Zella die Baronin erblickte, wollte er sie auf französisch davon verständigen, daß die Zirkusbesitzerin einen unverschämten Preis fordere. Da fielen ihr die Worte Jakobs ein, und sie sagte laut:

„Die Familie Lomnitz spricht französisch. Übrigens sind wir handelseinig."

„Wieviel hast du gefordert? Du wirst doch nicht mit Schaden verkauft haben?"

„Viertausend Mark per Stück habe ich gefordert, Mutter!"

„Ist er nicht ein Goldmensch?" rief Sara, zu der Käuferin gewandt. „Auf ein Haar die Summe, die ich von dem Herrn verlangt habe! Und haben wir uns vorher verabredet? Wir haben uns nicht verabredet. Es liegt im Blut."

„Ich möchte mich noch einen Augenblick hinsetzen," sagte die Baronin, tief Atem holend. „Schließen Sie den Kauf für mich ab, liebster Zella."

Während die Baronin die Falltreppe des Wagens wieder emporstieg, rief Sara erschreckt:

„Was soll da noch abzuschließen sein? Haben Sie nicht gesagt, wir sind handelseinig? Sie haben es gesagt. Und bar auszuzahlen brauchen Sie uns das Geld nicht, obgleich Sie vielleicht für das Wettrennen mitgebracht haben zehntausend Mark bar in der Brieftasche. Nein? Nu, Sie sind uns sicher."

„Aber Sie haben uns noch nicht die übliche Versicherung gegeben, daß die Pferde fehlerfrei sind," sagte Zella, ironisch lächelnd.

„Es gibt keine besseren Reitpferde in ganz Deutschland!" rief Sara. „Was wollen Sie mehr? Sollen die Pferde auch noch gebildet sein? Nu, musikalisch sind sie nicht! Das ist aber auch ihr einziger Fehler. Und was Sie schwarz auf weiß haben wollen, darüber reden Sie mit Jakob. Ich handele mit Pferden und nicht mit Papieren."

Auf einen Wink Jakobs folgte ihm Zella in den Wagen. Die Baronin saß auf dem Roßhaarpolster; sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und hielt die Augen geschlossen. Sie sah jetzt bleich aus. Jakob zog ein Schubfach der Kommode auf und nahm ein Bündel von allerlei Papieren heraus. Nachdem er den groben Bindfaden gelöst hatte, fiel ein Haufe abscheulich schmieriger und fettiger Rechnungen und Stempelpapiere auseinander. Dazwischen lagen hier und da kleine, zierliche Blättchen. Eines davon suchte Jakob hervor und wollte es der Baronin reichen. Mit schwerverhaltenem Zorn riß es ihm Zella aus der Hand und steckte es in die Brusttasche.

„Wir sind fertig, Baronin. Wollen Sie nicht gehen?"

„Ich bin so müde," sagte sie leise. Dann aber plötzlich: „Ich möchte die neuen Pferde versuchen. Wir reiten nach Heiligendamm zurück."

Und schon war sie die Treppe hinuntergesprungen.

„Sie borgen uns doch die Sättel," sagte sie lachend zu Sara Lomnitz.

Diese überlegte.

„Sie sehen, wir genießen kein rechtes Vertrauen," sagte Zella, der gleichfalls mit Jakob den Wagen verlassen hatte. „Sie können ruhig sein, Sie erhalten morgen aus Heiligendamm die Sättel mit Ihrem Gelde."

Jakob blickte verlegen zu Boden. Da rief seine Mutter:

„Laß sie reiten, das Geschäft ist abgeschlossen!"

Wenige Minuten darauf trabte Zella an der Seite der Baronin der Landstraße zu.

„Der Preis war hoch, aber die Tiere scheinen wirklich gut," sagte Zella.

Die Baronin versuchte nacheinander jede Gangart und wurde guter Stimmung, als sie endlich am Saume des Waldes einen kurzen Galopp angeschlagen hatten.

„Ich habe noch kein so gutes Reitpferd gehabt," sagte sie, das Tier zügelnd.

Sie waren jetzt gegen den Wind geschützt und Zella zog eine Zigarette hervor.

„Sie erlauben doch, Baronin?“ Langsam nahm er aus der Brusttasche einen Brief, bei dessen Anblick sie von Glut übergossen wurde. Er faltete ihn zusammen, ohne einen Blick hineinzuwerfen, steckte ihn in Brand, zündete an dem Fidibus seine Zigarette an und ließ dann das Papier ruhig bis an seine Finger verkohlen.

„Haben Sie sich wehe getan, Zella?“

„Das ging nicht tief. Bevor du heiratest, wirst du den Schmerz vergessen haben, pflegte meine Mutter ihren Kindern zu sagen.“

Die Baronin reichte ihm ihre Hand hinüber, er ergriff sie und wollte eben einen Kuß darauf drücken, da fuhren beide entsetzt auseinander. Dicht unter ihnen setzte es grauenhaft ein wie ein Eselsgeschrei, um dann sofort in ein breites Pferdegewieher überzugehen. Zellas Stute war es gewesen. Beide hielten die Tiere kurz an. Da antwortete das Pferd der Baronin in gleicher Weise. Wie ein dreigestrichenes hohes C begann es, wie das Geschrei eines Esels, nur zwei Sekunden lang, um dann in ein anständiges Pferdegewieher überzugehen.

„Nein, musikalisch sind sie nicht!“ rief Zella übermütig.

Aber die Baronin hatte Tränen in den Augen und rief:

„So können wir uns doch unmöglich in Heiligendamm sehen und hören lassen!“

„So reiten wir auf Waldwegen bis in die Nähe, und ich hole dort Ihren Diener.“

Zornig setzte die Baronin die Sporen ein, und im Galopp ging es unter den hohen Buchen dem Strande zu. Erst nach einer Viertelstunde hielten sie inne, als die Tiere abermals ihren einzigen Fehler hören ließen.

„Und ich wollte durch diese Pferde eine letzte Erinnerung an den wilden Jockei bewahren,“ sagte die Baronin trostlos.

„Finden Sie nicht, liebe Baronin, daß die Erinnerung durch den einen kleinen Fehler erst vollständig wird?

Im Berliner Tiergarten freilich werden wir beide unsere Künste auf diesen Tieren nicht zeigen können. Nehmen Sie die beiden Stuten nach Thüringen mit, da können Sie sie an heiteren Tagen benützen."

„Zella, Sie könnten nicht so spotten, wenn Sie böse wären. Wollen Sie mich immer noch nach Thüringen begleiten oder erinnert auch mein Fehler an etwas sehr Dummes?"

Zella drängte auf dem schmalen Weg sein Pferd dicht an das der Baronin heran.

Ein Abend im Irrenhaus

Mit Doktor Haftings spreche ich in diesem Leben kein Wort mehr.

Drüben erst? Im Jenseits?

Machen Sie sich nicht auch noch über mich lustig. Doktor Haftings hat mich so hineingelegt, daß ich mich eigentlich schämen müßte, es zu erzählen. Und dabei hat er mich ausgelacht mit dem ganzen Zynismus eines Privatdozenten für Gehirnphysiologie. Hören Sie nur.

Es war Mitte Januar und ich war für den Abend in keinem einzigen Hause zwischen dem Potsdamer Tor und dem Zoologischen Garten zum Essen geladen. Merkwürdig! Was? Wozu ist man denn einer der besten Klavier- und Taschenspieler von Berlin, wenn man nicht jeden Abend zwischen drei Einladungen zu wählen haben soll. Ja, da traf ich gegen Mittag unseren gemeinsamen Freund Gresse bei Josty im Café. Sie wissen doch: Gresse! Der unser aller Freund ist und dessen einzige Beschäftigung zu sein scheint, daß er uns in neuen Familien einführt, die ein Haus machen wollen. Gresse hört, daß ich frei bin, und verpflichtet mich sofort, eine große Gesellschaft bei Fleischers mitzumachen. Da fangen Sie schon zu lachen an! Sie wissen also, wen ich meine. Man habe mich schon lange bei Fleischers gewünscht. Der dicke reiche Fleischer mache nicht mehr in Getreide, sondern habe jetzt den besten Koch und die beste Musik, da drüben in dem neuen Stadtteil hinter dem Tiergarten. Wir wissen ja, daß Gresse überall das Recht hat, bei seinen Freunden seine Freunde einzuführen. Vielleicht bekommt er sogar soundsoviel für das Stück. Ich sage nein. Den dicken Fleischer habe ich noch mit keinem

Auge gesehen, von der dicken Frau Fleischer habe ich zu viel gehört. Für seinen Koch bin ich noch nicht reif. Mir schmecken Frauen und Hühner noch ungetrüffelt. — Gresse zieht ein Gesicht, wie wenn er einen vergebens anzupumpen versucht hat, und sagt: „Schade, es ist da eine Dame, die in Sie verliebt ist." — So? — „Die Dame liebt die Offenheit, sie liebt so viel. Sie hat mir sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß sie Sie gern auszeichnen möchte."

Man ist bekanntlich kein Unmensch, und da die Dame auch noch sehr hübsch sein soll, sage ich endlich zu. Ich werde ohne jede Förmlichkeit kurz nach neun Uhr erscheinen. Gresse wird die Vorstellung übernehmen. Wie die verliebte Dame heißt? — „Sie werden sie zu Tisch führen."

Es war kurz vor neun, ich steckte schon im Frack und philosophierte darüber nach, ob ich nicht eigentlich mehr Lust hätte zu schlafen als Eroberungen zu machen. Da klingelt's, und Doktor Hafkings kommt herein. Auch er im Frack. Im Sommer habe er mir einmal versprochen, mich zu einem Feste in seiner Anstalt mitzunehmen. Sie wissen, er ist Assistenzarzt in so einem behaglichen Privatirrenhause. Jetzt komme er sein Wort einlösen.

Nee, lieber Freund, sage ich, das war damals eine Kateridee von mir. Irrenhaus? Nicht mein Geschmack, nicht für eine Stunde. Herzlichen Dank für das gute Gedächtnis und den guten Willen. Heute habe ich Besseres vor. Und ich erzähle ihm meine Verhandlung mit Gresse. Doktor Hafkings kriegt sein hübsches infames Lächeln und sagt:

Du machst dir ein ganz falsches Bild von unserer Anstalt. Die Pension ist so teuer, daß alle unsere Patienten, Männlein und Weiblein, nur den obern Zehntausend angehören. Komfort wie in einem Hotel ersten Ranges, und namentlich an solchen Abenden läßt der Direktor sich nicht lumpen. Es ist seine Reklame.

Du begreifst aber ...

Du machst dir ein falsches Bild! Namentlich die hysterischen Damen hätten dich interessiert. Da ist eine Kranke, mehr als hübsch ... und du hättest sie zu Tische führen können.

Aber verrückt!

Na ja, sie hat eine wunde Stelle. Aber wer ist denn geistig gesund in der Großstadt? Psychologisch ist so eine Dame ...

Kurz, ich lasse mich wieder überreden, verzichte auf die unbekannten Genüsse und die Tischdame bei Fleischers und nehme die Einladung von Hafkings an.

Sein Wagen wartete vor der Tür. Er sagte dem Kutscher etwas und wir fuhren über den harten Schnee nach dem Tiergarten.

Als mir neue Bedenken kamen, lachte Doktor Hafkings wieder mit seinem hübschen infamen Lachen. Von Gefahr könne keine Rede sein. Nicht einmal unheimlich sei die Geschichte, nicht unheimlicher als in der anderen guten Gesellschaft. Ich würde keinen Unterschied wahrnehmen. Sicherlich würden sogar Skatspieler da sein.

Wir waren angelangt und Doktor Hafkings führte mich eilig durch einen kleinen Vorgarten in ein hell erleuchtetes Haus. Es sah gar nicht bedenklich aus. Fleischer oder Sie hätten ebenso wohnen können. Hier sind die Festräume, rief Hafkings, gewissermaßen die Schaufenster der Anstalt. Das eigentliche Irrenhaus ist dort. Dazu machte er eine vage Handbewegung, die ebensogut das Hintergebäude und das Nachbarhaus wie halb Berlin bezeichnen konnte. Über weiche Teppiche kamen wir in das erste Stockwerk und wurden da von zwei Dienern in Livree empfangen.

Richtige Diener? fragte ich.

Nein, Dummköpfe und Diebe, welche ihrem inneren Charakter folgen und die Rolle von Bedienten übernommen haben. Sie sind musterhaft vor den Gästen. Aber du solltest sie unter vier Augen sehen! Bestien!

Brechen sie niemals aus?

Selten. In großem Stil ist so etwas seit etwa hundert Jahren nicht mehr passiert.

Während wir die Pelze ablegten, sagte der Doktor Hafkings leise: Richtig, du wirst gar nichts vermissen. Wir haben hier einen Zwillingsbruder des dicken Fleischer. Er hält sich für seinen reichen Bruder, und seine Verrücktheit besteht darin, daß er glaubt, er sei der geachtete Wirt der versammelten Gesellschaft. Soweit verlangt er respektiert zu werden. Ich werde dich ihm vorstellen, um ihn nicht zu reizen.

Und die schöne Dame, die du mir versprochen hast?

Sie wird dich selbst ansprechen. Das ist so ihre Art. Sie liebt die Offenheit.

Wir traten ein und mein bängliches Gefühl verlor sich nach wenigen Minuten. Es schien zuzugehen wie in jedem anderen Salon. Nur eine gewisse Gemeinheit und krankhafte Gespanntheit glaubte ich auf allen Gesichtern zu sehen. Sonst aber: Kleidung und Benehmen wie anderswo, wo man seine Abende zubringt.

Ein dicker Herr trat auf uns zu; er sah aus wie ein Pferdehändler, dem ein Oberkellner Anstandsunterricht gegeben hat. Ich wurde vorgestellt. Der falsche Fleischer verriet seinen Zustand nur dadurch, daß er einen Augenblick auch den Doktor Hafkings wie einen Fremden anstarrte. Dann sagte er unter Händedrücken, was man so zu sagen pflegt. Freude ... bescheidenes Heim ... Hafkings wird frech und meint: Sie wissen doch, lieber Fleischer, wen ich Ihnen da zuführe? Fleischer drückt mir noch wärmer die Hand, murmelt etwas von großer Ehre und läßt uns stehen.

Ich werde dich zweien oder dreien von den Herrschaften vorstellen, dann wirst du dich gefälligst selbst bedienen.

Du mußt mir aber doch vorher ein wenig erzählen, wer die Leute sind.

Mit Vergnügen, ich bin ja Psychiater. Von unserem Wirt, dem falschen Fleischer, wirst du ja gehört haben.

Er hat einigemal mit dem Ärmel das Zuchthaus gestreift und säße vielleicht dort, wenn er nicht hier in einem Irrenhause lebte ... wie wir alle.

Du, Hafkings, sagte ich dämlicherweise, so etwas habe ich über den richtigen Fleischer auch schon gehört.

Ach, das tut nichts, bei dem sind das nur die Vermutungen seiner Freunde ... Siehst du da drüben die geschminkte Dame mit der Wespentaille? Ihr Vater war Kommerzienrat, ihr Mann ist Titularprofessor. Ihre fixe Idee ist, daß alle Welt von ihrer Schönheit spreche. Vor fünfundzwanzig Jahren soll das nämlich wirklich so gewesen sein.

Und wegen so einer Kleinigkeit ist sie hier?

Du mußt nämlich wissen, daß die Leute trotz der großen Mitgift nur noch knapp zehntausend Mark jährliches Einkommen haben und daß sie glaubt, davon elftausend für Toiletten, Schminke einbegriffen, ausgeben zu müssen. Sie geben offne Gesellschaften und hungern heimlich. Der lange blonde Herr, der mit ihr spricht, ist ein gewisser Doktor Hartwig, Arzt, erst vor einem Jahre von seinen Examinatoren auf die Menschheit losgelassen. Er weiß, daß er nichts weiß, und ist insofern ein Philosoph. Aber er hat die fixe Idee, der gesuchteste Arzt von Berlin zu werden, und verfolgt dieses Ziel mit der ganzen Schlauheit eines Wahnsinnigen. Der Fall ist für unser einen sehr kompliziert. Seine Geldgier wäre natürlich kein Symptom von Geisteskrankheit. Alle wissenschaftlichen Morde, die er auf dem Gewissen hat, werden durch seine Eitelkeit und seine Unwissenheit entschuldigt; aber schließlich kann der Staat doch nicht dulden, daß so ein Mann jährlich ein Dutzend Menschen umbringt.

Er ist also hier unschädlich gemacht?

Den vernünftigen Menschen kann er nicht mehr schaden. Aber hier in dem großen Irrenhause — und Hafkings machte wieder seine vage Handbewegung — treibt er sein Unwesen. Die beiden Herren, die mit ihm sprechen, sind der Prinz X. und der junge Teltower.

Prinz X. war in seinen Kreisen schon lange unmöglich; in Bürgerkreisen dienert man ihm Hofknickse, trotzdem er jeder Dame, der ältesten wie der jüngsten, nach zwei Minuten den Vorschlag macht, ihn in seiner Junggesellenwohnung zu besuchen. Der junge Teltower ist harmloser. Er möchte gern mit dem Prinzen X. verwechselt werden und spricht darum nur von Tänzerinnen und Pferden. Sein Körper hat Schaden gelitten, besonders sein niedliches Gehirn. Er läßt sich von Doktor Hartwig unter die Erde bringen.

Teltower? Du, von dem habe ich schon gehört. Alle Leute nannten ihn blödsinnig. Aber ich dachte, er ginge frei herum.

Was man so frei nennt! Aber da kommt ja Frau Urban schon auf dich zu. Sie wird sich dir gründlich vorstellen. Mein Gott, wir sind eben in einem Irrenhause. Ich drücke mich.

Ich war etwas verlegen. Ich stellte mir einen Augenblick vor, ich wäre bei dem richtigen Fleischer, weil mir dort doch auch eine verliebte und offenherzige Frau versprochen worden war. Frau Urban war eine hübsche kleine Person, die mir in anderer Gesellschaft kaum aufgefallen wäre. Hier bemerkte ich sofort dunkle Ränder um ihre schönen, flackernden Augen und gemeine Falten um den hübschen Mund. Sie sah so ... ich möchte sagen, zerdrückt aus.

Sie trat unbefangen an mich heran, nannte mich beim Namen und freute sich, meine Bekanntschaft zu machen. Nach einigen Redensarten über mein letztes Konzert und den neuesten Theaterklatsch bat ich um die Erlaubnis, sie zu Tische führen zu dürfen.

Ach was, rief sie, das habe ich ja schon veranlaßt. Wir sitzen nebeneinander, und wenn Sie nett sind, werde ich nach dem Braten unwohl, muß fort und Sie begleiten mich nach Hause. Sie sind doch nicht zu schüchtern.

Das war ein starker Tobak. In wirklich guter Gesellschaft hatte sich so etwas höchstens zweimal in meinem

Leben ereignet. Frau Urban fiel nicht auf. Sie wurde von einigen Pensionärinnen der Heilanstalt geschnitten und die jüngeren Herren lächelten eigentümlich, wenn sie an Frau Urban vorüber kamen.

Ein stattlicher Mann trat auf uns zu und stellte sich mir als den Dichter Felix Raguhn vor. Da ich den Namen niemals gehört hatte, mußte ich glauben, er wäre eben der Dichter, der in keinem Irrenhause fehlt. Raguhn war offenbar eifersüchtig. Er erklärte sich für einen Musikfreund und führte mit Frau Urban ein ganz gebildetes literarisches Gespräch. Wir sprachen von Ibsen, wie man überall von Ibsen spricht. Raguhn schimpfte und Frau Urban verteidigte. Sie verbarg ihre Krankheit meisterlich und wäre so, wie sie jetzt unter sechs Augen war, eine Zierde jedes ästhetischen Tees gewesen. Nur daß leider schon zu viele Herren davon wußten, wie sich ihre Krankheit unter vier Augen äußerte. Das war mir unangenehm, und ich faßte den Entschluß, etwas zurückhaltend zu sein und Frau Urban wie die übrige Gesellschaft nur psychologisch zu studieren.

Inzwischen waren noch mehr Herren gekommen. Alle mit dem gleichen jugendlichen und doch müden Lächeln. Ich beobachtete, daß gerade die ältesten Herren die Müdigkeit zu verbergen und die Jugendlichkeit zu übertreiben suchten, daß die jüngsten es umgekehrt machten. Diese Freude an der Lüge schien mir bezeichnend für die Welt, in der ich mich befand. Mehr als einmal sah ich, wie ein Herr mit einer Dame am Arm eintrat, beide Gesichter wie zerzankt, aber mit einem frisch aufgesetzten Lächeln über den verwüsteten Zügen.

Doktor Hafkings rief mich heran, er wolle mich an der Unterhaltung mit einer schwedischen Sängerin teilnehmen lassen, die auch nach kurzer Vorstellung in ihrer Auseinandersetzung fortfuhr: daß sie sich selbst für eine maskuline, den Doktor Hafkings jedoch für eine feminine Natur halte. Ein wild aussehender Herr reichte ihr den Arm und führte sie fort.

Der Maler! sagte Hafkings zu mir. Er malt das Laub blau und behauptet, es so zu sehen.

Ich fragte, warum denn alle diese Leute, die doch in der Anstalt wohnen, so vermummt die große Treppe heraufkämen.

Du weißt gar nichts, sagte Hafkings, und sein infames Lächeln war nicht mehr hübsch. Es ist doch bekannt, daß die Insassen von Irrenhäusern nicht eingestehen wollen, wo sie sind. Wahnsinn ist die Krankheit, die man nicht eingesteht. Alle diese Herrschaften behaupten, irgendwo in Berlin W zu wohnen. Dadurch besonders unterscheiden sich solche Häuser von den Gefängnissen, daß die Verbrecher dort nicht leugnen, eingesperrt zu sein. Hier zeigt niemand gern sein trübes oder sein wildes Herz, er hätte denn zu enge Stiefel oder zu weite Magenwände. Übrigens wollen wir uns doch hier nicht bloß miteinander unterhalten. Ich mache meine Studien, mache du die deinen.

Unmittelbar darauf sprach mich ein Herr an, der aussah wie ein Pastor oder ein Schauspieler. Er sei Komponist und über Wagner hinausgekommen. Er erkläre nicht nur die Melodie für veraltet, sondern auch die Harmonie. Der Individualismus, der in der Politik als Anarchismus die Welt friedlich umformen werde, sei sein musikalisches Prinzip. Ich müsse seine Kompositionen öffentlich spielen. Sie seien sehr leicht zu lernen, weil man sie unter Umständen auch anders spielen könne. Die Kosten des Konzerts werde er gern tragen, und wenn er mir sonst gefällig sein dürfe ...

Der Mann sprach so vernünftig, daß ich beinahe vergaß, wo ich mich befand. Und dieser Eindruck blieb, als ich wieder eine Weile allein war und neugierig Beobachtungen anstellte. Jedermann hatte sich offenbar in seinem Wahnsinn irgendeine Rolle zurechtgelegt, die Herrschaften duldeten einander, um gemeinsam Gesellschaft spielen zu können. Die Sache fing an, mich zu fesseln. Ich legte mich auf die Lauer, wahrhaftig, weil

ich an Sie dachte und Ihnen den Stoff für ein sensationelles Feuilleton erzählen wollte. Ein Abend im Irrenhause! Das würde Ihnen doch mit Kußhand abgedruckt. Der Gesamteindruck war mir schon klar. Was sonst nur ausnahmsweise in unserer Welt sichtbar wird oder was nur pessimistische Menschen zu sehen glauben, die Leere, die Unwahrheit, die verbrecherische Gemeinheit, das war hier der normale Zustand. Ich lernte noch zwei oder drei Mediziner kennen, sie glichen ganz den anderen Patienten. Und einer von ihnen half mir — allerdings sah er mich dabei verwundert an, als ob er auch mich für einen Wahnsinnigen hielte — die Erscheinungen in drei Klassen ordnen.

Zunächst waren alle Anwesenden ohne Ausnahme größenwahnsinnig. Geradezu grotesk wirkte es, wie der eine immer dem Größenwahnsinn des anderen schmeichelte, um vom anderen selbst wieder anerkannt zu werden. Es war so, als ob jeder zu jedem gesagt hätte: „Gut, ich gebe zu, daß Sie der Kaiser von Brasilien sind; aber dann müssen Sie zugeben, daß ich der Kaiser von China bin." So klassische Fälle erlebte ich nun gerade nicht, aber hundertmal doch intimere Beispiele eines gegenseitig unterstützten Größenwahnsinns. Ich, Ich, Ich, tönte es von allen Seiten. Ich spiele die Don-Juan-Phantasie besser als Liszt selbst; sonst hätte Liszt auch nicht solche Bosheiten über mich verbreitet. Was wäre Virchow ohne meine Entdeckungen. Ich bin darum auch nicht Professor geworden. Die Kerls halten zusammen wie die Kletten. — Mein Umsatz in amerikanischen Eisenbahnpapieren ist größer als der von Bleichröder. — Ich bin ein lebendiges Konversationslexikon. — Ich hatte immer die schlechteste Zensur der ganzen Klasse. — Ich bin der beste Schwimmer von Berlin. — Ich der beste Radler. — Ich, Ich, Ich! — Ich habe die schärfsten Augen. — So kurzsichtig wie ich ist kein anderer. — Ich habe das meiste Geld. — Ich habe die meisten Schulden. — Ich, Ich, Ich!

Und daneben der stille Tauschhandel des Größenwahnsinns: Das ist mir sehr interessant, was Sie mir da erzählen, Herr Professor. Ich will gern glauben, daß Sie verdienten an Mommsens Stelle zu stehen. Aber solche Zigarren, wie ich sie direkt aus Havanna beziehe, haben Sie noch nie geraucht. — Das will ich gern glauben, aber im Unterrichtsministerium ...

Unaufhörlich wurden solche Reden und Gegenreden gewechselt. Aber ein gräßliches Gegenbild fanden sie in dem, was hinter dem Rücken geflüstert wurde. Da zeigte sich eine wirklich wahnsinnige Bosheit. Keiner, der nicht in geflüsterten Worten zum Schuft gemacht oder für geisteskrank erklärt wurde. Der betrügt seine Frau, die betrügt ihren Mann. Der hat seine Gläubiger bestohlen, die bezieht ihr Wirtschaftsgeld vom Liebhaber. Der hat ein Testament unterschlagen, die hat ihren Mann ins Irrenhaus gebracht. Der duldet seinen Chef als Hausfreund. Überall dasselbe. „Ich, Ich, Ich" im lauten Gespräch; „der, der, die, die" leise in den Ecken.

Sodann schien auch der erotische Wahnsinn stark verbreitet. Man konnte das weniger aus den behorchten Gesprächen schließen als aus anderen Zeichen. Schon die Abendtoiletten der Damen bewiesen hier erotischen Wahnsinn. Ich hätte mir sagen sollen, daß man in guter Gesellschaft außerhalb des Irrenhauses ebenso gekleidet ging, wie ich mir auch hätte sagen können, daß die lauten Gespräche und das Flüstern anderswo ähnlich waren wie hier. Mir aber schienen diese ausgeschnittenen Kleider und das übrige einen Stich ins Geisteskranke zu haben. Es war nicht anders: die Formen des weiblichen Körpers, die den Mann zumeist verlocken können, waren unterstrichen, ich kann es nicht anders ausdrücken. Mit dem Unterstreichen der Augen fing es ja buchstäblich an. In der Freude an der Fälschung mochte wohl das Krankhafte bestehen. Falsch ist die Üppigkeit der Haare, falsch die Büste, die Hüften und manches andere. Was kann so eine Frau damit beabsichtigen? Ihren Mann kann sie

nicht täuschen wollen, nicht einmal ihren Geliebten. Sie muß also die Absicht haben, die Augen jedes Fremden anzuziehen. Das ist doch erotischer Wahnsinn? Wenn ein Hahn sich falsche Schwanzfedern aufbinden und seinen Kamm rot färben wollte, so dürften wir doch sagen, daß der Hahn verrückt ist!

Der erotische Wahnsinn äußerte sich auch bei den Herren. Aber deutlicher zu erkennen war er an der Haltung der Damen. Mit grauenhaft automatischer Regelmäßigkeit wiederholten sie alle irgendeine Lockbewegung. Die eine streckte immer wieder ihre Füßchen unter dem Saume des Kleides vor, die andere hatte eine bestimmte Art, ihre kurzen Ärmel fliegen zu lassen und den Ellbogen zu heben; die dritte schüttelte alle paar Minuten einmal den kleinen Kopf mit dem gebrannten Haar; die vierte sprach unaufhörlich und zeigte dabei in regelmäßiger Bewegung die schönen Zähne, so daß es aussah wie das bewegliche Gebiß im Schaufenster eines Zahnarztes; die fünfte konnte die Nüstern bewegen und tat es wie ein Rennpferd auf dem Sattelplatz; die sechste hatte Atropin gebraucht und machte jetzt unaufhörlich große zornige Augen. Auch wenn sie nur guten Abend sagte! Wahrhaftig, die so ausgeprägt kranke Frau Urban war eigentlich noch eine der ruhigeren Kranken.

Die dritte Form des Wahnsinns, auf die mich Doktor Hafkings aufmerksam machte, war anfangs nicht so leicht zu beobachten: der Hungerwahnsinn. Bis gegen elf Uhr war es eigentlich nur so eine Art theoretischer Hunger, eine Gier nach Wagen und Pferden, nach Badereisen und Toiletten, nach Theater und Bällen, oder eigentlich nur Hunger nach dem Gelde, womit das alles zu erkaufen ist. Selten äußerte sich dieser Wahnsinn ehrlich. Es war ein Nebenton, für den das Gehör erst geschärft werden mußte. Dann aber wuchs dieser Nebenton zu einem lauten Brausen an und überschrie die anderen Gespräche. Ich muß verhungern! Ich habe nicht genug!

Nicht genug! Nicht genug! Es war wie eine höllische Symphonie. Ich hätte sie auf der Stelle komponieren können. Die Geigen fistelten ohne Ende: Ich, Ich, Ich, der, der, die, die. Die Bässe brummten dazu wortlos die Gedanken des erotischen Wahnsinns. Aber die leisen Nebentöne des Hungerwahnsinns schwollen mächtiger und mächtiger an, bis sie die Melodie wurden und wie mit Posaunen alles andere übertönten zu dem Texte: Millionen! Millionen! Nicht genug! Nicht genug!

Als es beinahe elf Uhr geworden war und man immer noch nicht zu Tische ging, da kam über die ganze unglückliche Gesellschaft erst der brutale bestialische Hungerwahnsinn, wie man ihn an Fasttagen im Zoologischen Garten studieren kann, wenn der Tiger in seinem Käfig hin und her rennt, wenn selbst der Löwe vor Wut mit der Tatze nach der Löwin schlägt und sie anblickt, als wolle er seine Zähne in ihren Hals schlagen. Die Damen wurden nur stiller. Aber die Herren! Langsam ließen sie die Maske der Wohlerzogenheit fallen. Wie hungernde Affen grinsten sie in jedes Gespräch hinein. Wie ein Geruch von Hunger stieg es zu den elektrischen Lichtern empor. Ich wurde mir plötzlich meiner schrecklichen Lage bewußt. Und das Entsetzlichste war, ich begann selbst etwas wie den Hungerwahnsinn zu spüren. Ich mußte an mich halten, um dem falschen Fleischer nicht Grobheiten zu sagen.

Da trat ruhig Frau Urban an mich heran, ließ mich meinen Arm in den ihren legen und kniff mich dabei lächelnd in den kleinen Finger. Wir gingen zu Tische.

Rechts von mir saß also Frau Urban, links eine Frau von Kochansky. Auf der anderen Seite von Frau Urban saß der Dichter. Uns gegenüber, zu beiden Seiten einer Brillantenausstellung, die um eine dicke Frau gehäuft war, der Maler und der blödsinnige junge Teltower. Anfangs suchte jeder nur seinen Hungerwahnsinn zu stillen. Freilich wurde dazu überall gesprochen; aber es war nirgends eine zusammenhängende Unterhaltung.

Man schluckte die Austern, man schluckte die Suppe. Als ich dazu alles Weißbrot gegessen und zwei Glas von einem schweren süßen Wein getrunken hatte, wurde ich ruhiger und konnte wieder beobachten. Frau von Kochansky war ganz merkwürdig. Sie hatte sich vorher in ihrer Zelle wohl bis aufs äußerste schnüren lassen. Sie konnte jetzt kaum einen Bissen hinunterbringen. Man sah es ihr an, daß sie Schmerzen aushielt. Doch sie verlor keinen Augenblick ein stilles wahnsinniges Lächeln von ihren Lippen und wiederholte mechanisch Zeitungsurteile über Theater und Musik. Dabei stellte sie den Puder auf Gesicht, Hals und Armen aus. Sie sprach kein selbständiges Wort, aber sie gab mich nicht frei. Frau Urban wurde ungnädig, flüsterte mir etwas Beleidigendes zu und unterhielt sich von da ab nur noch mit dem Dichter. Es war mir eine Erleichterung, denn jetzt fiel mir ein, daß ihr Vorschlag, sie nach Hause zu begleiten, doch unausführbar war, da sie ja hier im Hause wohnen mußte. Entsetzlich, in einer Zelle! Als ich nach einer halben Stunde wieder das Wort an sie richtete, sprach sie mit mir nur noch von Herrn Fleischers Küchenchef.

Eben war ein Braten herumgereicht worden. Sie aß davon, dann lehnte sie sich zurück und erbleichte. Sie erbleichte wirklich. Ihr sei nicht wohl, sie müsse nach Hause gehen. Der Dichter sprang auf und bot ihr den Arm. Der falsche Fleischer kam herbeigelaufen und bedauerte unendlich. Der Maler und der junge Teltower lächelten.

Es wurde weiter getafelt, ohne Frau Urban und ohne den Dichter. Frau von Kochansky sprach unaufhörlich, ich brauchte nicht mehr zuzuhören. Ich horchte nach den übrigen Tischgesprächen und erschrak. Etwas wie der kulinarische Kaiserwahnsinn, der aus dem alten Rom berichtet wird, schien sich dunstig über die Gehirne gelegt zu haben. Wir saßen über vierzig Personen an der Tafel und alle unterhielten sich von den Speisen. In unserer Tischgegend führte der blödsinnige Teltower das große

Wort. Er sprach über die Soße, die eben gereicht wurde. Bei achtzehn Grad müsse das Öl hineingetropft werden, nicht bei fünfzehn Grad. Die Herrschaften hatten keine naturwissenschaftlichen Kenntnisse; aber über die Soße unterhielten sie sich jetzt fast gelehrt. Dabei hantierten sie musterhaft mit Messer und Gabel, führten kleine Bissen zum Munde, lächelten und kauten und dankten zierlich den Dienern in Livree, welche die Schüsseln wieder anboten. Und diese verkleideten Aufwärter schwitzten und prusteten den Gästen den heißen Atem hinter die Ohren. Sie verwandten kein Auge von den Schüsseln und ich hatte Angst, plötzlich würden die Diener und Gäste wie Tiere zu knurren anfangen, die Speisen und die Teller auf die Erde schmeißen und sich dort um Fisch und Geflügel balgen.

Der junge Teltower hatte das Gespräch an sich gerissen. Andächtig wie eine Eidformel sagte er das Kochrezept zu einer Fischsoße auf. Frau von Kochansky nickte ihm zu und schraubte mit leisen Bewegungen ihre Schultern aus den Achselbändern heraus und nahm kleine Schlückchen von einem Wein, dessen Namen der Aufwärter uns wie eine reizende Unanständigkeit ins Ohr flüsterte. Auch die Herren nickten und keiner lachte, als der junge Teltower seine kulinarischen Reiseerlebnisse erzählte. Aus Rom und Paris und Petersburg: Kochrezepte. Er erzählte den uralten Witz, er hätte seine rassenreine Ulmer Dogge erschießen müssen, weil der Hund noch im April junge Gänseknochen fraß, der Proletarierhund, der keine Erziehung annahm, der Hund! Und der junge Teltower gab weiter zum besten, wie er gestern mit Herrn Fleischer das heutige Menu Probe gegessen hätte, um noch die letzte Feile anlegen zu können. Gräßlich fiel mir in diesem Augenblicke ein, wo ich war; ich stellte mir diese Generalprobe in ihrer ganzen Wahnsinnigkeit vor. Am Küchenherde des Irrenhauses, unmittelbar am Herde, er und Herr Fleischer und der französische Küchenchef.

Ich konnte nicht mehr denken. Ich sah um mich und erblickte den künstlerisch geschmückten Raum, den prächtigen Tafelschmuck, die Handmalereien auf den Tellern und die wertvollen Bilder an den Wänden. Kein Mäzen hätte sich des Raumes schämen müssen, und in einem solchen Raume diese Unterhaltung, nicht nur über das, was man aß, sondern noch gar über das, was ein gebildeter Mann zu der und der Jahreszeit noch essen dürfe. Dürfe! Aber doch nicht vom Essen allein! Wie ein glühender Dampf schien es zur kassettierten Decke emporzusteigen. Essen und Kunst. Ich vernahm Namen: Goethe, Zola, Wagner. Spargelspitzen in Öl und Kunst. Kunst in jeder Aussprache. Kunst, Khunst, Kuhnst! Konst! Und Spargelspitzen!

Der falsche Fleischer schlug ans Glas und sprach einen sogenannten Toast. Ich hätte in einem bürgerlichen Kreise nicht hingehört; hier aber war es doch ein Krankheitssymptom. Daß jedes Wort gelogen war, war nicht auffallend; nicht daß er die hungrigen Tiere seine werten Gäste nannte, daß er von Bürgersinn und Bürgertugend sprach, von Freude und Jugend und Freundschaft und Treue, und daß die Zuhörer darunter doch nur Trüffeln und Heidsieck und Havannazigarren verstanden. Es läßt sich das schwer beweisen, aber unter Treue verstanden sie ganz gewiß Zigarren. Dann antwortete irgend jemand, der zu den Namen der Anwesenden Reimworte gefunden hatte. Es war peinigend und witzlos. Aber der Redner lachte und die werten Gäste lachten, während bei gesunden Menschen doch das Lachen ein Zeichen von Behagen ist. Dann klopfte wieder ein anderer ans Glas. Man nannte mir den Namen eines Abgeordneten, von dem ich noch gar nicht erfahren hatte, daß er wahnsinnig geworden sei. Er fügte wieder sinnlos Worte an Worte und hatte zu viel getrunken.

Eben bemerkte ich noch, daß der junge Teltower, mit dem Ausdrucke eines Priesters im Beichtstuhl, eine neue Weinsorte prüfte, da war es mir, als ob sich mir jemand

von rückwärts näherte. Der Aufenthalt in solchen Räumen mußte doch gefährlich sein; denn ich schrak zusammen wie ein Kranker, als sich mir eine Hand auf die Schulter legte. Gresse stand hinter mir und sagte: „Sie entschuldigen, daß ich so spät komme. Aber Sie sind ja gut aufgehoben. 'n Abend Frau von Kochansky! 'n Abend Teltower! 'n Abend Fleischer!"

Ich habe in diesem Augenblick wahrscheinlich einen bedauernswerten Eindruck gemacht. War denn Gresse freiwillig hier im Irrenhause? Ein Gast wie ich? Oder war er unfreiwillig hier? Er wollte doch zu dem richtigen Fleischer gehen? Dort erwartete er mich ja! Und wunderte sich gar nicht, mich hier zu finden!

„Wo ist denn Frau Urban?!" fragte Gresse. „Das ist nämlich die Dame, die Ihre Bekanntschaft machen wollte."

Der junge Teltower lachte.

„Sie ist nach dem Braten unwohl geworden. Der Dichter hat sie nach Hause begleitet. Hier die beiden leeren Plätze."

Ich war im Begriff, mich unmöglich zu machen. Ich wollte Gresse fragen, ob wir uns in dem Salon des noch unverhafteten richtigen Fleischer befänden, oder mit dem falschen Fleischer im Irrenhause. Da trafen mich die Augen des Doktor Hafkings. Hm, sein infames Lächeln genügte mir. Da hatte ich drei Stunden in der allerbesten Gesellschaft verbracht und so etwas von ihr geglaubt. Ich blieb schließlich sitzen, was hätte ich auch anders tun können. Aber ich nahm mir vor, ich schwor es mir sogar zu, dieses Haus nie wieder zu betreten.

Die Geschichte ist jetzt drei Jahre her. Na, zweimal in jedem Winter bin ich beim dicken Fleischer gewesen. Aber mit Doktor Hafkings spreche ich in diesem Leben kein Wort mehr, außer wenn wir einander irgendwo treffen.

Der steinerne Riese

Erstes Kapitel

Jawohl, in Italien lag die kleine Residenzstadt. Und es war eine von den Städten, von denen man die österreichische Grenze mit der neuen Eisenbahn bald erreichen konnte, nach dem Gebiet des Hauses Savoyen gelangte man schon nach einer vierstündigen Wagenfahrt. In dieser Stadt spielte sich unsere kleine Geschichte ab. Es ist beinahe gar nichts an ihr erfunden. Niemand wird es wagen zu behaupten, sie habe sich anderswo zugetragen und zu einer anderen Zeit als im Beginn des Jahres 1859.

Auf der Piazzetta stand das hübsche kleine Häuschen der verwitweten Obristin Z... Es hatte seine Stelle gerade da, wo die Obristin allein leben und sterben wollte; aber die Lage war auch sonst sehr nett. Gegenüber erhob sich der zierliche Palazzino, das bekannte Palais des Prinzen Carlo Fernando. Und in der Mitte des Platzes, der des Samstags einen Markt und sonst täglich um die Mittagszeit die Promenade vorstellte, war ein Wahrzeichen der Stadt zu sehen, der steinerne Riese, eine alte unförmliche Sandsteinfigur auf hohem Granitpostament. Aus dem Mittelalter stammte dieser Ritter gewiß. Die Gelehrten aber stritten darüber, ob es ein Roland war, wie ihn die deutschen Städte häufig aufzuweisen hatten, oder die Bildsäule eines Kreuzritters. Die Marktweiber, welche seit Marktweibergedenken das Ding den „steinernen Riesen" nannten, schwuren darauf, daß es ein wundertätiges Bild sei. Nur ein maledetto

tedesco, ein Österreicher, konnte daran zweifeln. In diesen aufgeregten Zeiten hoffte man viel vom steinernen Riesen: der Heilige Vater wird König von Italien werden und das Öl wird gut geraten.

Die Obristin war weder ein Gelehrter noch ein Marktweib; für sie gehörte der steinerne Riese zur Aussicht und zur Weltordnung, wie sie beide von ihrer Stube aus wahrnahm. Es waren Narren alle, die an eine Veränderung der Verhältnisse glaubten.

Heute stand sie schon lange mit ihrem Sohn Luigi und mit ihrer Nichte Mathilde am Fenster. Sie wartete auf den Hofwagen, welcher Mathilde über die ganze Breite der Piazzetta hinweg zur Prinzessin Carlo Fernando bringen sollte. Mathilde war erst achtzehn Jahre alt und mußte es als einen besonderen Glücksfall ansehen, daß die wählerische Prinzessin gerade sie zu ihrem Hoffräulein ausersehen hatte. Mathilde brauchte nicht für eine Schönheit zu gelten; das Blond ihrer gescheitelten Haare war nicht eben goldig, sondern spiegelte stark ins Rote, und ihr Mund zeigte beim lebhaften Sprechen nicht eben kleine Zähne. Trotzdem war sie es gewöhnt, die Herren zu bezaubern, wenn sie plauderte. Zu Beginn des Winters hatte sich sogar Graf L..., Luigis liebster Regimentskamerad, der reichste Kavalier der Residenz übrigens, in sie verliebt und auf einem Balle schneidig um ihre Hand geworben. Sie hatte ihm einen Korb gegeben und die treue Neigung für den Cousin eingestanden. Graf L..., der — wenn die Leute recht hatten — mehr an politische Dinge als an die Liebe dachte, hatte traurig gelacht und gesagt: „Der Glückspilz! Wissen Sie? Sie sind, wie ich das junge Italien möchte: frei und gehorsam, frei und gehorsam wie ein echtes Weib."

Luigi war mit seinen vierundzwanzig Jahren ein so schmucker Leutnant und Kürassier, wie ihn nur das Herz eines unbegüterten adligen Fräuleins träumen mochte; so ruhig er dastand, man sah es ihm an, er mußte

ein vorzüglicher Reiter und Tänzer sein. Doch ein kluges Lächeln, das sich unter dem dünnen schwarzen Schnurrbart noch nicht verbergen konnte, und mitunter ein keckes Aufblitzen der dunklen Augen verrieten, daß er noch etwas mehr war als ein guter Reiter und Tänzer.

Frau von Z... stand unbewegt am Fensterkreuz. Sie paßte vortrefflich in die altmodisch elegante, stark parfümierte und mit allerlei Damentand überladene Stube hinein. Die mittelgroße rundliche Frau mochte die vierzig schon um einige Jahre überschritten haben, hatte aber noch immer die Farben eines jungen Mädchens, und ihr dunkles Haar zeigte noch keinen grauen Faden; auch ihre Bewegungen waren noch jugendlich und ihr Sohn war in seinen dunkelblauen Waffenrock nicht strammer eingepreßt, als sie in ihr pralles lilafarbenes Seidenkleid. Vor fünfundzwanzig Jahren war der Braut des damaligen Leutnants von Z... aus allerhöchstem Munde versichert worden, daß sie unter allen Damen des Hofballes die wespenhafteste Taille besitze: seitdem schnürte sie sich wohl ein wenig zu fest.

Die drei Menschen hatten bisher stumm auf den Palazzino, den steinernen Riesen oder in den klaren Himmel hinausgeblickt. Durch das offene Fenster strömte die milde Luft des Januartages hinein und schien Mathilde zu weit wandernden Träumen anzuregen. Da schlug es bald nacheinander auf dem Kirchturm und auf einer kleinen Standuhr des Boudoirs vier Uhr. Die Obristin blickte nach dem Kaminsims, als wollte sie sich überzeugen, daß die Pendule, ein Geschenk der hochseligen Prinzessin Maria Anna, sauber glänze. Dann sagte sie:

„Der Wagen wird gleich hier sein. Ich habe meinen Entschluß gefaßt. Ich denke, Gott und der Padre Anselmo werden mich recht beraten haben, und es wird zum Guten für uns alle ausschlagen. Ich bin rasch wieder da!“ Kaum hatte die Frau die Tür des Boudoirs hinter sich geschlossen, als die beiden jungen Leute ein-

ander mit dem gleichen glücklichen Lächeln anblickten. Ohne sich von der Stelle zu rühren, reichten sie einander die rechte Hand und öffneten gleichzeitig die Lippen. Luigi sprach zuerst:

„Du bestehst also darauf, daß auch Mama nichts erfahren soll? Und ich möchte es am liebsten durch den Polizeisoldaten austrommeln lassen, daß du meine Braut bist, Tilda."

„Nein! Niemand kann ja verstehen, was wir einander sind. Siehst du, Luigi, wenn ein großer Dichter ein Drama geschrieben hat, und niemand außer ihm hat es gelesen oder gesehen, er aber ist zufrieden mit seinem Werk, dann muß ihm so zumute sein, wie mir bei dem Gedanken: Du bist mein und ich weiß es allein! Wenn ich so ein Dichter wäre, ich möchte den Vorhang nicht aufgehen lassen, niemals!"

Luigis Schnurrbärtchen zitterte ein wenig, als er erwiderte: „Und ich kann dir vertrauen?"

„Wie auf deine Ehre!"

Da beugte sich Luigi zuerst auf ihre Hand und küßte jeden Finger, auch den mit dem Goldreif. Allerlei Lug und Trug hatte Mathilde der Frau Obristin vormachen müssen, um den Ring, Luigis Brautgabe, seit Monaten offen tragen zu können. Dann schnellte der Leutnant plötzlich empor, unfähig sich länger zu bemeistern, schloß das Mädchen in seine Arme und drückte seine Lippen zuerst auf ihr Haar und die Stirn und endlich innig auf den Mund. Ein leises Lüftchen erinnerte sie plötzlich daran, daß sie am offenen Fenster standen. Beide blickten erschreckt auf; Luigi lachte und Mathilde errötete, als von der Piazzetta herauf nur ein alter Dachshund, dem die Sonne ins Gesicht schien, ihnen zublinzelte.

„Versprich mir, Luigi, vor der Hochzeit nicht wieder! Nicht wieder so küssen. Es verwirrt mich. Ich habe dich zu lieb."

„Zu lieb?"

„Nein, gerade recht!"

„Und bei der Prinzessin? Ich werde dich kaum mehr sehen."

„Doch, du weißt ja, der Prinz verkehrt mit ihr nur durch Briefe oder Boten. Wenn du klug bist, wirst du allein der Bote sein. Still! . . . Mama!"

„Und wie lieb hast du mich?"

„So viel," flüsterte Mathilde und hielt Daumen und Zeigefinger der rechten Hand vor seinem Gesicht nahe aneinander, „so groß ist mein Auge, und so viel habe ich dich lieb."

Noch einmal berührten sich rasch ihre Fingerspitzen, dann trat Frau von Z . . . herein. Sie hielt feierlich in der Hand ein Holzrähmchen mit dem Daguerrotyp eines Offiziers. Förmlich forderte sie die Nichte auf, auf dem gelbseidenen Sofa Platz zu nehmen, setzte sich ruhig ihr gegenüber und sagte nach einigen vorbereitenden Worten:

„Ja, liebes Kind, so hat es Gott mir eingegeben durch den Padre Anselmo. Das Ölbild hier an der Wand würde im Palais des Prinzen Carlo Fernando wie ein lauter Vorwurf klingen. Auch könnte ich mich von dem schönen und kostbaren Bild meines seligen Gatten nicht trennen. Doch auch dieses Bildchen wird erinnern. Du mußt nicht glauben, daß der Prinz wirklich eine Schuld auf sich geladen hat, was auch die österreichischen Generale sagen mögen. Stelle das kleine Daguerrotyp ruhig in deinem neuen Heim auf ein Tischchen, und es wird dir Glück bringen. Die Prinzessin wird keine Demonstration darin finden und wird es dennoch nicht übersehen können. Ihr wißt, liebe Kinder, wie sichtbarlich der Heldentod meines armen Mannes sich zum Glück für uns alle gewendet hat."

Luigi hatte Mühe, seine Ungeduld zu verbergen. Er wußte, daß seine Mutter bei dieser Geschichte jedesmal Rührung verlangte, und stellte sich mit dem Rücken gegen das helle Fenster. Die Obristin hatte sich nicht unterbrochen.

„Am Morgen jenes furchtbaren Tages — es sind nun bald elf Jahre her seit der schrecklichen Kriegs- und Revolutionszeit — damals war mein Gatte ein Major mit vielen Vordermännern. Wenige Stunden später wollte es die Schickung, daß die Abteilung des Prinzen Carlo Fernando in ihrer ungestümen Tapferkeit und in seinem Gottvertrauen weiter und in anderer Richtung vorging, als das Oberkommando wünschte. Es scheint, die ganze Truppe geriet in Gefahr, gefangen genommen zu werden. Da wurde das Regiment meines Mannes geopfert. Du, mein lieber Luigi, kennst genauer alle schönen Momente dieser Stunde. Dein Vater führte das Regiment „mit unvergleichlicher Bravour", so heißt es im offiziellen Bericht. Dein Vater erhielt drei Kugeln, aber als er in der folgenden Nacht starb, war er Oberst. Ihr wißt, wie sein Souverän sein Andenken ehrte, und ihr kennt hoffentlich jedes Wort des Briefes, den Prinz Carlo Fernando mir damals schrieb."

Luigi war inzwischen hinter den Fauteuil seiner Mutter getreten, um Mathilde unbefangener betrachten zu können. Er drehte an seinem Bärtchen und sagte: „Gewiß, liebste Mama. Ich fürchte nur, ich werde zu häufig an all das erinnert. Nicht böse sein, Mamachen, ich meine ja dich nicht. Aber der gegenwärtige Oberst des Regiments, mein höchst ehrenwerter und höchst haudegenmäßiger colonnello erwähnt den Ehrentag des Regiments bei jeder, aber auch bei jeder Gelegenheit, und dabei blickt er mich immer so herausfordernd an, als hätte ich auf der Stelle den erblichen Heldentod zu sterben. Na ja! Ich kann doch nicht dafür, daß ich damals erst dreizehn Jahre alt war, und daß seitdem kein Krieg ausgebrochen ist. Noch dazu bin ich beim Manöver Regimentsadjutant! Da muß ich immer wie toll reiten, um diesen Oberst zufrieden zu stellen. Ich tue das ja soweit nicht ungern, aber so oft ich mit geraden Gliedern von meinem Adjutantenritt zurückkomme, hat er denselben strengen Blick für mich. Er

scheint meine Existenz zu mißbilligen. Das ist doch am Ende unangenehm, wenn einer immer auf meinen Heldentod wartet und ich vorläufig so gerne leben möchte."

Luigi warf seiner Braut einen glücklichen Blick zu, den sie nicht zu erwidern wagte.

„Ich versichere dich, Mathilde, wenn mein colonnello nicht trotz seines bürgerlichen Namens die leibhaftige Soldatenehre wäre, ich müßte mitunter irgendeine böse Todfeindschaft vermuten."

Frau von Z... nahm den feierlichen Ton wieder auf.

„Der Heldentod deines Vaters ist für uns alle, ich möchte sagen ein erhebender Trauerfall gewesen. Ich will von mir nicht sprechen. Du aber, lieber Luigi, verdankst deine Karriere doch nur dem Interesse, welches Prinz Carlo Fernando dem Manne widmete, welchen Verleumder und Demokraten sein Opfer, seinen Retter in der Not zu nennen pflegten. Und auch du, liebe Mathilde, wärest der Prinzessin ohne deinen Familiennamen kaum so nahe getreten. Man wird hoffentlich, und so Gott will, das Bild auf deinem Zimmer nicht indiskret finden. Die Prinzessin ist zu gütig, um nicht ab und zu in deine Appartements zu kommen. Sie wird dort das Bildchen sehen und nach deinem Oheim fragen. Sie wird... Noch eins. Du wirst den Gerüchten nicht glauben, welche sich so plebejisch mit der Ehe des prinzlichen Paares beschäftigen; es ist eine Torheit, die Prinzessin eine unglückliche Frau zu nennen. Es ist unter allen Umständen das höchste Erdenglück, eine Prinzessin zu sein. Und es ist eine Gnade Gottes, die nur durch die Geburt verliehen wird. In diesen Regionen gibt es keine so romanhaften, wie sag' ich doch gleich, Sentiments. Die Prinzessin ist viel beneidet worden. Freilich, sie ist hier nicht zu Hause. Der Prinz war vor fünfundzwanzig Jahren der schönste junge Mann des Hofes. Auf einem bal champêtre... Da kommt der Wagen. Du mußt bereit sein, wenn der Lakai klingelt."

Schon nach vierzehn Tagen fing das Leben der heimlich Verlobten an, sich ganz nach ihrem Wunsch zu gestalten. Der Prinz und die Prinzessin standen einander schroffer als je gegenüber, und es bedurfte einer mündlichen Vermittlung, wenn auch nur ein Beileidstelegramm nach Wien oder Neapel abzuschicken war; und es war ein Glück, daß der Adjutant des Prinzen und das neue Hoffräulein sich in ihr Nebenamt so gut zu schicken schienen. Luigi hatte schon früher in einzelnen kritischen Fällen den Botendienst so geschickt besorgt, daß es ihm in der kleinen Hofgesellschaft den Spitznamen eines Postillon de haine eintrug. Er war um seine unaufdringliche Menschenkenntnis und seine zuverlässige Verschwiegenheit ebenso geschätzt wie um der guten Form willen, in die er seine Bestellungen hier und dort zu kleiden wußte. Mathilde aber war eine Entdeckung, ein Geschöpf der Prinzessin. Deren bisherige Vertrauensdame, die alte Gräfin, hatte freilich andere Vorzüge besessen; sie verstand in dem argen Palaiskriege die kleinen Bosheiten ihrer Gebieterin geistreich zu redigieren und sie so wie Pfeile gegen den Prinzen abzuschnellen. Der Adjutant hatte gewöhnlich solche Epigramme für sich behalten und dem Prinzen nur das geschäftliche Resultat mitgeteilt, es war nicht seine Schuld, wenn die bonmots dennoch bei Hofe und über die Gesellschaft hinaus sogar in der Stadt erzählt wurden. Aber wie das bei geistreichen Leuten in ungenügender Stellung der Fall zu sein pflegt, schonte die spottlustige alte Gräfin auch ihr eigenes Nest nicht, und die Prinzessin hatte schon lange die unbestimmte Ahnung, daß auch diejenigen Anekdoten von ihrer Vertrauten stammten, die von der Gegenpartei auszugehen schienen.

Zur Strafe für solche Tücke war ein junges Hoffräulein gesucht worden, und die Prinzessin war nun ganz glücklich, als sie eine so liebliche, junge Diplomatin

gefunden hatte, welche nach der begreiflichen Zurückhaltung der ersten Tage ihr schwieriges Amt ebenso pünktlich und dabei viel ehrlicher versah als ihre Vorgängerin. Die Prinzessin vernahm allerdings keine feingeschliffenen Bosheiten mehr, die sie für die Erzeugnisse ihres eigenen Witzes halten sollte, dafür wurde sie auch nicht mehr durch scharfe Antworten gekränkt, welche angeblich immer von dem jungen Adjutanten des Prinzen herrührten.

Fräulein Mathilde von Z... hatte in ihrem jungen Köpfchen offenbar den Plan gefaßt, die hohen Ehegatten ernstlich miteinander zu versöhnen. Das sah die Prinzessin ganz deutlich, und im stillen lächelte sie darüber. Was wußte das unschuldige Gemüt von dem unausgesprochenen Herzeleid einer Frau, welche sich der Verwandtschaft mit einer der ältesten Dynastien Europas rühmen durfte, welche von jedem Bewohner der Residenz ehrfurchtsvoll gegrüßt wurde, und welche dennoch in ihrem Palais und auf ihrer Villa, in ihrem Schlafgemach wie in ihrem prächtigen Wagen ein vernichtetes Leben beklagte? Sie wurde als Frau vernachlässigt. Je nun — aber sie war eine Prinzessin ohne Einfluß. Diesen bittersten Schmerz konnte ein Hoffräulein nicht heilen. Immerhin tat ihr der sichtliche Eifer des Hoffräuleins wohl, und wenn der Erfolg auch kein besserer sein konnte, als daß etwa der Prinz ihr wenigstens öffentlich mit mehr Rücksicht begegnete, so wäre das schon für ihre Nerven ein wahres Glück gewesen. Doch die Prinzessin wollte gar nicht so genau rechnen. Die Prinzessin war, so glaubte sie selbst ganz aufrichtig, eine schwärmerische Natur, ohne Standesvorurteile, voll Menschenliebe. Auch ohne Aussicht auf einen Vorteil blieb die Hingebung der guten Mathilde eine sehr erfreuliche Erscheinung. Wie erschöpfte sich das arme Ding in Gründen, um der Prinzessin jeden Vorschlag des prinzlichen Adjutanten annehmbar zu machen. Es handelte sich in den heikelsten Fällen immer um formelle Schwierigkeiten, welche vor jedem unabwendbaren Begegnen der Ehegatten auszugleichen waren.

Mit der alten Gräfin waren die Verhandlungen oft so bitter geführt worden, daß jedes gemeinsame Erscheinen in der Öffentlichkeit die Kluft zwischen dem Prinzen und der Prinzessin nur vergrößerte.

Jetzt, wenige Monate nach Beginn der Friedensarbeit Mathildes, hatte der Prinz bei Gelegenheit einer Galaoper seiner Gemahlin vor versammeltem Hof eine anerkennende Bemerkung über ihre Wagenpferde zugerufen. Das war freilich nicht alles, worauf die Prinzessin durch ihre Verwandtschaft Anspruch erheben konnte, es war aber doch etwas. Und Fräulein Mathilde, die um solcher Dinge willen manche Stunde lang mit dem Adjutanten verhandeln mußte, verdiente schon zur Aufmunterung Dank und Anerkennung.

Am Hofe selbst, im Schlosse des regierenden Herzogs, spöttelte man noch über das Heiratswiederherstellungsbureau in den Zimmern des hübschen Hoffräuleins, als gegen Ende Januar ein Ereignis eintrat, welches Hof und Stadt für einige Tage mehr beschäftigen sollte als alle politischen Nachrichten aus Paris, Wien oder Turin.

Es war auf dem ersten Hofball dieses Winters. Das herzogliche Paar war durch ein ernstliches Unwohlsein des Erbprinzen am Erscheinen verhindert, und andere Mitglieder des regierenden Hauses mußten wegen des einen oder des anderen Zufalls darauf verzichten, heute die Stellvertretung zu übernehmen. So kam es, daß Prinz Carlo Fernando und seine Gemahlin nach vielen Jahren zum ersten Male gemeinsam eine offizielle Rolle zu spielen hatten: sie sollten gemeinsam repräsentieren. Man erzählte sich, der Herzog habe seinem Vetter ernstliche Vorhaltungen gemacht, das Zerwürfnis mit seiner Gattin in keiner Weise merklich werden zu lassen. Die beiden letzten Tage vor dem Fest mußte denn der gute Adjutant immer wieder durch die langen Korridore zu dem armen Hoffräulein laufen und mit ihr beraten. Gewiß eine schwere Aufgabe. Aber sie schien zu glücken,

denn der Bote verließ den Feind jedesmal mit einem ganz vergnügten Gesicht. Wirklich hieß es schon am Morgen des Festtags, daß der Prinz am Arme seiner Gemahlin erscheinen, dann zwar von ihr getrennt Cercle halten würde, aber nach Mitternacht an ihrer Seite das Souper einnehmen wollte. Wenn die Gatten es erst über sich brachten, Arm in Arm zu legen, dann war auch jedes weitere Wunder möglich. Und die fremdländischen Gesandten berichteten nach Paris und Wien, nach Rom, Neapel und Turin, daß die Aussöhnung im Palazzino des Prinzen Carlo Fernando unmittelbar bevorstehe.

Auch in der Stadt waren alle hoffähigen Kreise in Aufregung; nie vorher war das Erscheinen des Hofes mit solcher Neugier erwartet worden. Man wußte, der leichtlebige Prinz werde sich tadellos in die Lage finden. Aber wie wird die Prinzessin dreinblicken, welche sonst ihr trauriges Schicksal so absichtlich und so deutlich von ihren Augen lesen ließ?

Jede boshafte Erwartung wurde getäuscht. Prinzessin Carlo Fernando repräsentierte vorzüglich, wenn sie wollte; auch war sie heute von den Pflichten des Abends zu sehr in Anspruch genommen und über die Wichtigkeit dieser Aufgabe zu sehr erfreut, um die Duldermiene und die Haltung der unglücklichen Frau bewahren oder wiedergewinnen zu können.

Während sie nun an dem einen Ende des großen Schloßsaales Cercle hielt, an ihre alten Getreuen freundliche Wortete richtete und einige junge Offiziere wie die Gattinnen hervorragender Kaufleute zur Vorstellung befahl, ereignete sich das Unvermutete, daß der Adjutant des Prinzen in strammer militärischer Haltung vor sie selbst hintrat, um ihr ein Telegramm zu überreichen, das der Prinz eben erhalten hatte. Irgendwo in einer fernen Residenz war ein Prinz geboren worden. Die Wangen der Prinzessin röteten sich leise. Es tat ihr wohl, daß sie vor den Augen der versammelten Gesellschaft eine solche Aufmerksamkeit erfuhr. Sie hatte den Vermittler des

Prinzen bisher noch niemals gesprochen, ihn eigentlich auch noch nie gesehen. Jetzt erriet sie, wen sie vor sich hatte, und der junge Offizier machte ihr mit seinem kecken, offenen Gesicht einen guten Eindruck. So sagte sie zu ihm, obwohl sie nur höflich sein wollte, mit fast zu großer Freundlichkeit: „Ich danke Ihnen. Sie sind der Überbringer einer frohen Nachricht. Nicht wahr, von Z...?"

„Zu Befehl, Hoheit. Leutnant von Z... Adjutant Seiner Hoheit des Prinzen Carlo Fernando."

„Ich habe mir Ihren Namen gemerkt. Sie sollen ein geistreicher Spötter sein."

„Hoheit, man hat mir geschmeichelt, um mich zu verleumden."

Die Umstehenden hatten einen so weiten Kreis gebildet und die Unterhaltung wurde so leise geführt, daß niemand ein Wort verstehen konnte. So hatte Luigi in vollkommen dienstlicher Haltung es wagen dürfen, in die Worte „um mich zu verleumden" einen herzlicheren Ton hineinzulegen, als bei Hofe gestattet war. Die Prinzessin glaubte aus dem Klange seiner Stimme die feierliche Versicherung herauszuhören, daß ihn für keine der Anekdoten die Schuld träfe. So überzeugend war dieser Klang, daß die Prinzessin vertrauensvoll weiter fragte: „Sie sind also nicht so geistreich, wie man mir versichert hat?"

„Selbst wenn ich es wäre, Hoheit — und ich bin es wahrhaftig nicht —, so wäre ich verstummt vor Hoheit."

Die Prinzessin trat noch einen kleinen Schritt vor.

„Sie vernahmen den Witz: Rom sei nur deshalb die schönste Stadt der Welt, weil Seine Heiligkeit allein Ehen lösen könnte."

„Ich vernahm es, Hoheit."

„Meine liebe, alte Gräfin will es zuerst aus Ihrem Munde vernommen haben. Und damals, als von der Romfahrt des Prinzen die Rede war."

„Das Wort fiel wirklich damals zuerst, aus dem Munde der Gräfin."

Wieder versuchte Luigi seine ganze Seele und seine ganze Ehre in diese Worte zu legen. Abermals hatte er Erfolg. Die Prinzessin erwiderte: „Es steht Behauptung gegen Behauptung. Aber Ihnen glaube ich. Man hat in Turin immer gegen mich intrigiert. Ich fürchte, die Gräfin steht in Beziehungen zu Turin. Sie wissen, man besoldet von dort aus so viele Agenten."

Dann fuhr sie mit lauter Stimme fort:

„Sie sind ein guter Bote gewesen, Herr Leutnant. Überbringer guter Nachrichten pflegte man schon in alten Zeiten zu belohnen. Wir wollen ehrwürdige Gebräuche nicht in Vergessenheit geraten lassen. Sie sind jung und ich sehe hier meine liebe Mathilde, die vielleicht auch lieber tanzen möchte, als unserem Cercle zuzusehen. Sie dürfen Ihre Cousine um einen Tanz bitten, Herr Leutnant."

Die Prinzessin hatte die Aufmerksamkeit ihres Gatten mit einer Auszeichnung für den Boten beantworten wollen, und sie hatte gehofft, daß der Walzer des Adjutanten und des Hoffräuleins Beachtung finden würde. Aber sie schaute überrascht, als sie jetzt die glücklichen Gesichter der beiden jungen Leute erblickte. Ei, so anmutig wurde sie hintergangen. Darum also förderten die jungen Leute so eifrig den Frieden des prinzlichen Paares! Eine Liebesgeschichte! Immerhin! Die Prinzessin lächelte mitleidig, aber doch nicht ohne sentimentalen Anteil. Sie war mit ihren freudlosen vierzig Jahren gern damit beschäftigt, an fremden Schicksalen zu arbeiten. Was sie in solchen Fällen für das Glück ihrer Auserwählten hielt, mußte dann allerdings schnell und deutlich, für alle Augen sichtlich, eintreten, sonst betrachtete sie die Sache gerne als eine persönliche Kränkung. An jedem Mißlingen ihrer menschenfreundlichen Absichten trug immer der Prinz die Schuld, der sie bei Hof um jeden Einfluß brachte und der weder in der hohen Politik noch in den Angelegenheiten des letzten Gartengehilfen sie so walten ließ, wie es ihrer Geburt

geziemte; und ihr Gatte war das unfreiwillige Werkzeug ihres und seines Feindes, des Hauses Savoyen in Turin. Ein Prinz das Werkzeug dieser Parvenüs! Als sie nun den Leutnant ganz leutnantsmäßig erröten sah und beobachtete, wie Mathilde nach einem tadellos höfischen Knix, doch wie vom Glücke getragen, im Arme ihres Vetters fortschwebte, da hatte sie rasch einen ihrer Beglückungspläne geschmiedet. Und diesmal sollte der Prinz ihre Wünsche fördern müssen. Die beiden guten Geschöpfe, welche an der unheilvollen Ehe der Prinzessin so eifrig herumflickten, sollten wenigstens selbst Gelegenheit haben, ein Beispiel von idealem Eheglück zu geben. Das war ja leicht zu erreichen. Das bißchen Armut, das im Wege stand! Wofür war man denn Prinzessin? Für die Ausstattung des Hoffräuleins sorgte der Platz in der reichsten Fräuleinstiftung des Landes, der eben frei geworden war; und der Leutnant mußte rasch Karriere machen. Er war ja ohnehin beim Prinzen gut angeschrieben. Es wird schon gehen. Die Z...s sind durchaus verarmter Adel, aber viel fähige Menschen unter ihnen. Die durfte man protegieren.

Man hatte von den Z...s niemals Unbequemlichkeiten.

Während der Prinzessin solche Gedanken durch den Kopf gingen und sie dabei fortfuhr, Cercle zu halten und für jeden ein freundliches Wort zu haben, ohne daß eine grobe Verwechslung vorfiel, tanzten Luigi und Mathilde durch den Saal, als ob sie auf einer Wiese zwischen hohen Bäumen eines Frühlingsabends allein gewesen wären. Die Hofleute blickten erstaunt auf die symbolische Wiedervereinigung der feindlichen Lager, und auch die arglosesten Zuschauer achteten auf das hübsche Paar. Luigi sah in seiner Gala aus, als ob das Muster der Uniform gerade für seinen Wuchs gewählt worden wäre, und Mathilde trug das aufgearbeitete weiße Atlaskleid, das erste Geschenk der Prinzessin, so jungfräulich, daß der tiefe Ausschnitt wie eine unschuldige, kindliche Tracht

erschien. Sie sprachen beim Tanzen kein Wort, aber sie blickten einander unausgesetzt mit stiller Seligkeit in die Augen.

Zweimal schon hatten sie nach dem langsamen Tempo des Streichquartetts den Saal durchmessen, und eben fiel es dem Hoffräulein ein, daß Zeit und Ort nicht gut gewählt war, sich so selbstvergessen dem Tanzvergnügen hinzugeben. Plötzlich wurde das Paar angehalten. Prinz Carlo Fernando hatte sich breit in den Weg gestellt.

„Donnerwetter, lieber Z..., glauben Sie denn ein Monopol auf unsere schönste Tänzerin zu haben?"

Luigi blieb wie auf ein Kommando stehen und sprach einige erklärende Worte.

„Ah, Ihre berühmte Cousine! Meine schöne Feindin also! Mein Fräulein, Sie müssen mir zur Strafe eine kleine Extratour gewähren. Sie gestatten doch, lieber Z...?"

Luigi verbeugte sich, während der Prinz mit Mathilde schon fortwalzte.

So oft in der Residenz vom Prinzen Carlo Fernando die Rede war, rühmte man Seiner Hoheit ritterliche Gestalt. In Wirklichkeit war er selbst für seine sechs Fuß Länge etwas zu stark und sein Gesicht sah ein wenig aufgedunsen aus. Der große, rötliche Schnurrbart sollte ihm etwas Martialisches geben, aber die kleinen weinseligen Äuglein widersprachen dem Eindruck. So galt der Prinz trotz seiner fünfzig Jahre, bei den kleinen Leuten, die ihn kaum auf der Straße oder auf Bildern gesehen hatten, für einen schönen Mann, während in der hohen Gesellschaft lustige Karikaturen seiner Erscheinung umliefen. Nur die ältere Generation wußte noch von seinen glorreichen Jünglingstagen zu erzählen. Er war einst ein ebenso leidenschaftlicher als schlechter Tänzer gewesen. Jetzt kam er bald außer Atem, wenn er ein Tänzchen wagte. Auch heute keuchte er bereits, als er nach einer wenig taktmäßigen Hetzjagd um den halben Saal herum mit dem hübschen Hoffräulein zu dem Platze zurückkehrte, wo Luigi sie erwartete.

Dieser hatte unbefangen zugesehen, trotzdem Graf L... sich ihm zugesellte und den Prinzen mit bösen Augen betrachtete. Was tat's ihm und Tildina, daß der Prinz Carlo Fernando einen schlechten Ruf hatte? Was tat's ihm und Tildina, daß dieser kleine Hof auf einem Vulkane tanzte? Das Leben war heute so schön.

L... bat Mathilde jetzt ebenfalls um eine Tour. Während er schnell und leicht davonwalzte, sagte er ruhig: „Schade! So lange Luigi Ihrer sicher ist, ist er für die Sache Italiens verloren... Sie tanzen himmlisch, Madonna!"

Der Tanz des Prinzen mit der jüngsten Dame seiner Gemahlin hatte übrigens Sensation gemacht. Mathilde war unter all den fragenden und erstaunten Blicken rot geworden. Der Prinz hatte sich während der anstrengenden Bewegung um nichts gekümmert; nicht einmal sprechen hatte er mit dem Mädchen können, nur sie fest umschlingen und sie zuversichtlich anlächeln. Nun, da er schweratmend und immer noch lächelnd allein stand und alle Gesichter in feierlicher Aufmerksamkeit auf sich gerichtet sah, als ob er ein großes Opfer gebracht hätte, da erst fiel ihm ein, was geschehen war. Man wird seine Laune für eine beabsichtigte Demonstration halten und anfangen, ihn mit ernsthaften Aussöhnungsversuchen zu plagen. Selbst die Herzogin wird sich stellen, als glaube sie aufrichtig, Prinz Carlo Fernando habe in dem hübschen blutjungen Ding seine hohe Gemahlin auszeichnen wollen. Auf Jagd gegangen war er niemals in den Zimmern seiner Frau; ihre Damen waren für ihn kein jagdbares Wild. Es konnte also nicht Galanterie gegen das Hoffräulein sein.

Auch recht! Mochte der Hof und das Volk sagen, was jedem Vergnügen machte, wenn der Prinz nur tatsächlich seine Freiheit behielt und die Prinzessin in der Wahl ihrer Umgebung so geschmackvoll blieb. Wenigstens eine gute Eigenschaft an ihr.

Es war seltsam, Prinz Carlo Fernando und seine Gemahlin, der Herzog selbst und seine nächsten Räte, alle wußten ganz genau, daß die berühmte Versöhnung nur ein Hofgeschwätz war. Man glaubte nicht, daß die Bemühungen des Hoffräuleins die Erinnerungen an zwanzig Jahre einer unglücklichen Ehe hätten fortwischen können. Dennoch erörterten am Ende auch die Nächstbeteiligten die Hoffnung auf eine glückliche Lösung. Als der regierende Herr erfuhr, Prinzessin Carlo Fernando wünschte für Mathilde den erledigten Platz der reichen Stiftung, da erhielt der Hofmarschall und Hausminister einen deutlichen Wink, alle Absichten der Prinzessin eifrig zu fördern. So verschwand in ihrer Vorstellung plötzlich der kleine Bann, unter welchem sie so viele Jahre unschuldig zu leben geglaubt hatte. Die Prinzessin fühlte mit ihren empfindlichen Organen eine lebhafte Bewegung um ihre Person, und ohne viel zu fragen, ob ihre friedliche Stimmung gegen den Prinzen Ursache oder Folge der veränderten Lage war, gab sie sich fast glücklich dem Bewußtsein hin, wieder ein vollwichtiges Glied in der höchsten europäischen Gesellschaft zu sein. Es war ihr freilich an ihrer vergoldeten Wiege nicht vorgesungen worden, sie werde ihr Leben in dem kleinen italienischen Neste vertrauern. Politische Verhältnisse hatten das Nest so klein werden lassen. War man aber einmal da, so wollte man doch da wenigstens an seinem richtigen Platze stehen.

Nur der Prinz beurteilte die Sachlage mit der gewohnten Ironie. Er änderte seine Lebensweise durchaus nicht. Für seine Gemahlin hatte er immer noch keine Stunde übrig, und das anstößige Tafeln mit seinen beiden alten Kneipkumpanen, dem Capitano und dem Stabsarzt, opferte er erst recht nicht. In Gesellschaft dieser Herren spottete er über die Leichtgläubigkeit des Hofes, ließ sich nach wie vor die neuesten Bosheiten der

alten Gräfin berichten und schreckte auch jetzt vor einem kräftigen Wachtstubenhumor nicht zurück, wenn der Capitano oder der Stabsarzt mit geheuchelter Rührung von dem Ende ihres idealen Rauchzimmerlebens sprachen. Aber in allen Formenfragen war der Prinz jetzt gegen seine Gemahlin höflich und selbst entgegenkommend.

Sein scharmantes Benehmen gegen die Prinzessin war so auffallend, daß seine nächste Umgebung an der Aufrichtigkeit seiner Spöttereien zu zweifeln begann. Der alte Capitano wenigstens behauptete, der Prinz arbeite trotz alledem an einer radikalen Aussöhnung. Die Junggesellen würden eines schönen Tages aus dem Palazzino hinausgejagt werden. Der Stabsarzt, der mit den Gewohnheiten des Prinzen durch sein abenteuerliches Vorleben, durch seinen lästerlichen Zynismus und durch seine Schamlosigkeit noch mehr verwachsen war als selbst der skrupellose Capitano, lächelte dazu so spöttisch, als ob er den Prinzen besser gekannt hätte, und fragte nur mit drolliger Bescheidenheit den Adjutanten um seine Meinung. Luigi, der zu den Herren des Rauchzimmers gehörte, ohne aber dort so formlos wie die alten Intimen behandelt zu werden, Luigi, der gerade in der Aussöhnungsgeschichte der eigentliche Vertraute sein mußte, schwieg beharrlich, wie es seine Pflicht war. Das Schweigen aber wurde dem jungen Diplomaten leicht, weil er eigentlich seit dem letzten Hofball nichts mehr von Wichtigkeit erlebt oder erfahren hatte. Der Prinz sandte ihn jetzt nur noch selten zu dem hübschen Hoffräulein und sagte ihm auch nichts davon, daß er selbst in dringenden Fällen schon dreimal als sein eigener Bote Fräulein von Z... aufgesucht hatte.

Von diesen Schritten erfuhr Luigi erst am Schlusse einer Unterredung, welche er gegen Ende Februar mit der Prinzessin zu führen gezwungen war. Als Luigi sich auf Befehl seines Prinzen bei der Prinzessin melden ließ, mußte er glauben, er habe wieder einmal eine bloße Etikettenfrage zu schlichten. So oberflächlich hatte ihm

der Prinz von der vorliegenden Frage erzählt. Das Neue bestand nur darin, daß der Adjutant direkt zu der Prinzessin gehen und in deren Auftrage eine Reise unternehmen sollte, zu welcher sich ältere und wichtigere Hofchargen drängten. Beides war eine hohe Auszeichnung. Luigi hatte trotzdem versucht, dem Prinzen auf den gewöhnlichen Weg, auf den durch das Hoffräulein, hinzulenken. Der Prinz hatte gar nicht geantwortet und etwas herrisch seinen Befehl wiederholt.

Die Prinzessin empfing den Adjutanten in einer Aufregung, welche zu dem Anlaß der Unterhaltung in gar keinem Verhältnisse zu stehen schien. Sie hörte den Vortrag Luigis kaum an und ging dann eine Weile nervös auf und nieder. Endlich blieb sie in sichtlicher Bewegung stehen, ließ den Adjutanten niedersitzen und weihte ihn, zur Vorbereitung, in ihre Gedanken ein.

Luigi brauchte kaum zuzuhören; er sah die Sachlage klarer als die Prinzessin, welche alles durch ihre kleinen Eitelkeiten vergrößerte.

Der Bruder der Prinzessin, ein entthronter König, der auf österreichischem Gebiet, in Südtirol, einen kleinen Hofstaat hielt, brauchte ihre Hilfe. Schon das war ihr eine Genugtuung, nachdem sie jahrelang von ihren Verwandten wenig beachtet worden war — „schwer gekränkt" nach ihrer Auffassung. Es gingen von dem kleinen Hofstaate — und nicht nur in seiner Einbildung — wichtige Fäden zu mächtigen Monarchen und Staatsministern. Der Exkönig hatte seiner Schwester seit sieben Jahren keine Freundlichkeit erwiesen, weil sie in ihrem kleinen Staate keinen Einfluß besaß, vielleicht auch nur, weil Carlo Fernando für einen Anhänger des jungen Italien galt. Der Prinz hatte zwar immer nur aus reiner Bosheit solche Worte gesprochen, immer nur gegen seine beiden Vertrauten; eigentlich tat er es nur, wenn er ganz betrunken war und sich selbst als König des geeinigten Italien sah. Es war aber doch bekannt geworden, und zur Strafe dafür kamen dann für seine Gattin die kleinen

Demütigungen aus Tirol. Die Prinzessin fühlte sich Nadelstichen preisgegeben, die sie tief verwundeten. Und nun brauchte man sie. Sie zitterte vor Ungeduld, ihren Edelmut zu beweisen, Briefe zu schreiben und Briefe zu erhalten.

Die Sache selbst war sehr einfach. Ihre Lieblingsnichte, Prinzeß Maria, stand im Begriff, sich zu verloben. Die Heirat war von Paris betrieben und in Wien nicht mißbilligt worden. Plötzlich — bald nach der Neujahrsrede des Kaisers Napoleon — erschien dieselbe Heirat als ein politischer Fehler. Aus Wien, besonders aber aus Rom wurde gegengearbeitet. Der Exkönig war rasch umgestimmt. Prinzessin Carlo Fernando sollte helfen, daß ein Eklat vermieden würde. Prinzeß Maria sollte erklären, daß sie dem Bewerber ihre Neigung nicht schenken könne; eine Herzenswahl, die die Prinzessin Carlo Fernando begünstigte, sollte siegen. Die Prinzessintante sollte bei dieser Familienkomödie mitspielen.

Ohne zu erwähnen, daß sie im Auftrage des Herzogs handelte, teilte die Prinzessin dem Adjutanten ihres Gatten alles mit. Sie schloß:

„Sie wissen also, daß schon in drei Tagen die Verlobung gefeiert werden sollte. Um alles ohne Eklat rückgängig zu machen, brauchen wir vierzehn Tage Zeit. Um die zu gewinnen, reisen Sie noch heute nachmittag mit dem Schnellzuge nach Tirol und suchen sofort nach Ihrer Ankunft die Oberhofmeisterin der Königin auf. Sie verlangen entschieden, im Namen unseres ganzen Hofs, insbesondere im Namen meines Gatten, daß das Zeremoniell geändert werde. Zu meinen Gunsten natürlich. Die Vollmacht des Prinzen und Urlaub sind Ihnen gewiß, das brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Ich wünsche als die nächste und vornehmste Angehörige der armen kleinen Prinzeß Maria mit allen Ehren eingeholt zu werden. Man wird darauf eingehen, das bisherige Programm umstoßen, und damit haben wir die nötige Frist gewonnen. Sie nehmen diesen Brief mit und

überreichen ihn der Prinzeß Maria persönlich. Offiziell melden Sie sich bei ihr, um ihr diese Musiknoten als mein Geschenk zu überreichen. Diesen zweiten Brief, den ich Ihnen offen übergebe, lesen Sie der Königin vor, sobald sie geneigt ist, Sie in meinem Auftrage zu empfangen."

Und Luigi mußte der Prinzessin diesen sehr intimen Brief laut vorlesen, damit sie sich von dem Eindruck seiner Stimme überzeugte. Er mußte ihn zweimal vorlesen und fand Zeit, nachzudenken. Daß er zu einer so vertrauten Sendung ausersehen war, konnte bei den Gewohnheiten des kleinen Hofes nicht auffallen. Durch seine Stellung beim Prinzen Carlo Fernando war er längst in die Geheimnisse der armen politischen Intrigen eingeweiht. Es war ihm klar, daß in seinem Ländchen Rom wieder einmal siegreich war. Da der Herzog sich aber den römischen Verlockungen gegenüber bisher zuwartend verhalten hatte und dieser wichtige Schritt doch das erste Zeichen des Umschwungs war, da Luigi ferner mit seinem Herzen der antirömischen Bewegung angehörte, wollte er doch vorsichtig sein. Als Adjutant des Prinzen Carlo Fernando durfte er doch nicht ohne weiteres Politik machen. Der Prinz frondierte gern ein bißchen. Auch hielt es Luigi für artig, wenn er seine diplomatische Sendung als eine Lebensfrage auffaßte. Er sagte darum nach kurzem Zögern:

„Zu Befehl, Hoheit. Ich werde den delikaten Auftrag nach besten Kräften ausführen, und wenn mich dafür die Ungnade Seiner Hoheit des Herzogs treffen sollte, so baue ich auf die Gnade und die Gunst Ihrer Hoheit."

Er erreichte sofort seinen Zweck. Hätte Luigi gefragt, ob die Prinzessin in höherem Auftrage handle, so hätte sie diesen Zweifel in ihren Einfluß nicht so leicht verziehen. Daß aber der mittellose kleine Leutnant für seine Karriere fürchtete, das war verständlich, und daß er ihren Schutz dem des regierenden Herrn gleich stellte, das schmeichelte ihr fein. Sie erwiderte darum mit ihrem gütigsten Lächeln:

„Seien Sie unbesorgt, lieber Z... Ich versichere Sie, daß man an höchster Stelle meine Schritte nachträglich gutheißen und meinen Diplomaten belohnen wird. Mein Auftrag ist ein Beweis unbegrenzten Vertrauens und Ihre Karriere soll und wird eine glänzende sein. Unter uns, lieber Z..., Sie verdanken diese ungewöhnliche Auszeichnung nicht zum geringsten Teil dem Attachement, das ich für unsere schöne Mathilde empfinde."

Luigi fühlte, wie das Blut ihm in die Wangen stieg. Die Prinzessin ging wieder aufgeregt auf und nieder. Luigi blickte zu dem großen Balkonfenster hinaus und dachte es der Prinzessin zu überlassen, ob sie noch weiter über Mathilde sprechen wollte oder nicht. In der Erwähnung Mathildens hatte außer dem Wohlwollen noch etwas gelegen, was er nicht verstand und was ihn unruhig machte. Er vergaß plötzlich seine diplomatische Sendung und konnte für einige Augenblicke nichts denken als nur an das Wetter. Ja, als er das Boudoir der Prinzessin betreten hatte, lag die glänzende Sonne über dem unfreundlich winterlichen Hofgarten und über dem schimmernden Dache der Hofkirche drüben. Jetzt zauste ein heftiger Wind die Zweige der Hängebirke und eine dunkelgraue niedrige Regenwolke hing über dem Kirchendach.

„Ich habe die Geschichte gleich heraus gehabt," sagte die Prinzessin plötzlich.

„Ich bin stolz darauf, Hoheit, daß Fräulein Mathilde unser kleines Geheimnis mitteilen durfte."

„Ich habe ihr befehlen müssen, mir die Wahrheit zu sagen. Übrigens wird das Geheimhalten überflüssig, ihr junges Volk, sobald ich die Sache in die Hand nehme. Und das will ich tun, von Herzen gern. Jung gefreit... Auch wird es mich freuen, wenn Mathilde Sie öffentlich ihren Ritter nennen kann. Sie wissen, der Prinz hat mit ihr direkte Verbindung angeknüpft. Sie können ganz unbesorgt abreisen; aber er ist nicht immer wähleriſch in seinen Worten und in seinen Komplimenten."

Luigi verneigte sich tief. Zum Danke für die Mitteilung und Warnung. Aber er hätte auch kein Wort hervorbringen können, in diesem Augenblick nicht ... kein Wort wenigstens, das nicht eine Verwünschung gegen den Hof und das Schloß und gegen seine Stellung gewesen wäre.

„Also adieu, lieber Z... Sie rüsten sich auf der Stelle zur Abreise und können in vier oder fünf Tagen wieder hier sein. Wenn Sie Ihren Auftrag glücklich ausgeführt haben, so können Sie mir die Meldung auf eine anmutige Weise machen. Haben wir gesiegt, so lassen Sie sich bei mir gemeinsam mit Mathilde anmelden und treten so Hand in Hand als ein junges Brautpaar vor mich hin. Ja, so wollen wir das arrangieren! Ich werde dann wissen, daß die Tiroler Verlobung gelöst ist und daß Sie ein gewandter junger Diplomat sind, den wir fördern wollen. Vorher keinen Brief, kein Telegramm. Wir müssen vorsichtig sein."

Luigi verabschiedete sich von der Prinzessin. Wenn er ihrem Befehle gehorchen und mit dem Schnellzuge abreisen wollte, so hatte er wirklich keine Zeit zu verlieren. Das Packen seines Koffers konnte er zwar der erstaunten und neugierigen Mutter und seinem Burschen überlassen, aber der Urlaub vom Prinzen nahm ihm fast alle Zeit. Mathilde konnte er nicht mehr sprechen. Es wurde ihm wie absichtlich unmöglich gemacht. Der Prinz versprach lächelnd, den französischen Abschied überall entschuldigen zu wollen. Luigi mußte sich damit begnügen, Mathilde das Gespräch mit der Prinzessin, soweit es ihre Zukunft betraf, brieflich mitzuteilen.

Um vier Uhr saß er schon in einem Wagen des Schnellzuges, der ihn in die Berge tragen sollte. Es war seine erste schwierige Sendung, aber während der ganzen langen Eisenbahnfahrt hatte er kaum einen Gedanken an diese fremde Angelegenheit. Im Rhythmus der kleinen Stöße, welche der schütternde Wagen ihm versetzte, klangen ihm unaufhörlich die Namen Mathilde und Carlo Fernando in die Ohren.

In festem Schlaf kam der diplomatische Reisende auf der Station an, von der er in einer halbstündigen Wagenfahrt den kleinen Hofstaat erreichen konnte. Er wurde auf dem Bahnhof von einem ebenso jungen Diplomaten empfangen, warf rasch die Träume der Reise von sich und ging an seinen Auftrag frisch und elastisch, wie zu einer dreitägigen Felddienstübung.

Die Prinzessin Carlo Fernando konnte mit ihm zufrieden sein. Die Sache war freilich abgekartet und seine Klugheit überflüssig; doch seine Persönlichkeit gefiel. Sogar die Oberhofmeisterin, welche von der ganzen Sache nur Unannehmlichkeiten hatte, sprach mit ihrer fettigen Stimme ganz entzückt über den diplomatischen Kürassier, und so konnte Luigi der kleinen hübschen Prinzeß Maria schon zwanzig Stunden nach seiner Ankunft ein paar Notenhefte und den Brief überreichen.

Am zweiten Tage wurde ihm die Audienz bei der Königin bewilligt. Die alte Dame sprach zwar von allem anderen mehr als von einer Verlobungsgeschichte, sie wollte unter anderem immer wieder Nachrichten von Künstlern hören, die Luigi nicht kannte, und die sie offenbar selbst nicht unterzubringen wußte; aber auch hier war sein Sieg vollständig. Als er am vierten Tage gegen Mitternacht den Bahnhof wieder betrat, nahm er für die Prinzessin Carlo Fernando die Mitteilung als Reisegeschenk mit, daß die neue Allee vom Tiroler Schlosse nach der Fasanerie den Namen „Allee Prinzeß Carlo Fernando" erhalten würde. In dem geschlossenen Briefe, den er von der Exkönigin für seinen Herzog erhalten hatte, standen gewiß die wichtigsten Dinge. Aber die Allee Prinzeß Carlo Fernando drückte das Gelingen der Reise kürzer und einfacher aus.

Als Luigi sich von allen Herren, die ihm das Geleite gegeben hatten, verabschiedet hatte, der Eisenbahnzug sich in Bewegung setzte und er allein in den Polstern zurücklehnte, da lächelte er anfangs etwas spöttisch. Aber allmählich kam doch eine ganz zufriedene und glückliche

Stimmung über ihn. Die Welt war einmal so. Er war nun eben geboren, um zu dienen. Und da war es doch ein Glück, daß er nicht in dem gräßlichen Kommißdienste seines Duodezstaates untergehen mußte, daß er in so lustigen wichtigen Dingen Verwendung fand und sich verwendbar bewies. Auch Mathilde würde sich am Ende lieber Exzellenz nennen hören, als bis ans Lebensende Frau Leutnant. Ob Minister oder General, darauf kam es in so einem Ländchen nicht an.

Italien! Das wäre freilich etwas anderes gewesen. Für Italiens Einheit konnte man auch als einfacher Reiteroffizier leben und sterben. Aber das war ja Unsinn! Italia farà da se! Ja, aber wann? Wenn man die Carbonari, wenn man den Grafen L... reden hörte, so stand die große Umwälzung vor der Tür. Luigi hatte Tage gehabt, wo er an die Träume der Carbonari glaubte. Aber jetzt, am Tische des Königs hatte er erst erfahren, was in der Welt vorging. Europa dachte nicht daran, Italien einig werden zu lassen. Man mußte sich bescheiden. Er fühlte Kraft in sich. Gab es kein Italien, sie zu nützen, so reichte sie doch gewiß für den stattlichen Meierhof, der sein Vaterland hieß.

Für diesen großen Meierhof allein wollte er Karriere machen, wollte Gutes schaffen, bauen, in seiner Heimat bauen. Irgend etwas Großes mit Marmorsäulen und Granitquadern und einer großen Auffahrt. Es mußte etwas sein, was nach seinem Tode übrig blieb zum Zeichen, daß er sein Vaterland und die Menschheit geliebt hatte. Geliebt? Bauen wollte er auch für sich selber. Draußen vor dem lombardischen Tor, wo es noch Singvögel gab und der Grund und Boden noch billig, da wollte er für sich und Mathilde eine ganz kleine Villa bauen. Nur fünf Zimmer! Ach was, die Kinder brauchten auch Räume! Sieben Zimmer! Zwölf!

Und Luigi, der zum zehntenmal aus dem Halbschlummer aufwachte, sprang auf, lachend vor Glück, warf die kalte Zigarre zum Fenster hinaus, reckte die Arme

mit geballten Fäusten von sich und rief in das Rasseln des Zuges hinein: Glück! Nach der Heimkehr wurde Verlobung gefeiert!

Immer wieder endeten die Reiseträume der Nacht und des langen Vormittags in solchem Jubel. Als ob er durch eine andere Gegend gefahren wäre, so ganz anders erschien ihm die Landschaft jetzt als auf der Hinreise, und mit demselben Bewußtsein des Glücks langte er gegen Mittag zu Hause wieder an. Der Mietwagen, der ihn nach seiner Wohnung brachte, fuhr ihm nicht schnell genug.

Luigis Mutter war schon bei seiner Abreise über seine Eile und seine Verschwiegenheit ganz unglücklich gewesen. Welche Rolle sollten denn alte Frauen bei Hofe spielen, wenn die Söhne eine diskrete Pose annahmen? Frau von Z... erriet übrigens von den Heimlichkeiten mehr, als Luigi für möglich gehalten hätte. In den Strömungen ihres kleinen Hofes wußte diese Frau wirklich genau Bescheid.

Während er sich mit der Mutter durch die angelehnte Tür unterhielt und sich gegen ihr Ausfragen wehrte, machte er rasch Toilette und befestigte sodann eine hübsche Photographie in Kabinettformat, die ihn selbst in der Adjutantenuniform darstellte, in ein mitgebrachtes Tiroler Holzrähmchen. Es war ein sauberes Schnitzwerk, das Myrtenblüten und Myrtenblätter über die schmalen Holzleisten wand. Das kleine Kunstwerk hatte ihm während der drei Tage seines diplomatischen Aufenthaltes in Tirol in die Augen gestochen. Als er es jetzt eben wieder in die schmale Pappschachtel zurücktun wollte, öffnete die Mutter die Tür und erblickte den Rand des Rahmens. Sofort knüpfte sie ihre Mutmaßungen daran, daß Luigi aus Tirol eine Photographie zurückbrachte. Luigi gab lustig zu, daß dieses Bild die Hauptsache bei der ganzen Reisegeschichte war. Und er log nicht allzusehr. Mathilde hatte immer gewünscht, sein Bild frei in ihrer Stube aufstellen zu dürfen. Sie wollte aber, wenn sie nach

dem Original gefragt wurde, nicht gezwungen sein, förmlich „mein Cousin“ zu antworten. Sie wollte stolz sagen dürfen „mein Bräutigam“. Heute wollte er ihr das Ding feierlich auf den Tisch stellen.

Über den Platz hinüber bis zum Palazzino ging Luigi zu Fuß. Als er an dem steinernen Riesen vorüberkam, mußte er laut auflachen. Da schoß der krausköpfige Junge des Makkaroniverkäufers von seinem Flitzbogen einen Pfeil nach dem anderen gegen die Rolandssäule.

„Dummer Bub!“ rief der Leutnant und fuhr dem erstaunten Knaben mit seinem weißen Handschuh in den schwarzen Schopf hinein.

Er schaute ein Weilchen zu. Ungefüge war der Riese zurechtgehauen. Schmal und lang die Brust, wie eine Walze; schlaff lag die rechte Hand auf dem Schwertknauf, Steinklumpen auf Steinklumpen. Nur der massige Kopf gab dem unförmlichen Gebilde ein Ansehen, als ob es den Markt beherrschte, vom Regen zernagt wie es war. Zwischen der rechten Schulter und einem dicken Vorsprung, der vielleicht den Hut oder eine Locke vorstellte, klebte ein Nest, das Sperlinge in Besitz genommen hatten. Nach den piepsenden Spatzen zielte der Makkaronibub, und wenn der Holzpfeil nicht einmal zur halben Höhe emporgelangte, wurde der Schütze wütend und schoß geradeaus. Der Pfeil fiel zurück, wirkungsloser als ein Regentropfen.

„Dummer Bub!“

Dann schritt Luigi weiter, betrat, an der salutierenden Schildwache vorüber, das Palais und begab sich in den ersten Stock, um sich vor allem beim Prinzen melden zu lassen.

„Belieben der Herr Leutnant nur hereinzukommen,“ sagte der Kammerdiener in devoter Haltung, aber doch vertraulich. „Die Herren sind noch beim Frühstück. Hoheit werden wohl auch gleich wiederkommen.“

Luigi übergab dem beflissenen alten Manne das Paket mit dem Rahmen; dann ging er, etwas verstimmt

über den wahrscheinlichen Aufenthalt durch einen Vorraum und ein Waffenzimmer in den Speisesaal des Prinzen. Die Reste eines Frühstücks standen noch auf dem Tisch. Vor dem leeren Stuhle des Prinzen war in einem großen Kelchglas, das wohl eine ganze Flasche fassen konnte, noch ein wenig Champagner zu sehen. Zur Rechten und zur Linken hatten der Stabsarzt und der Kapitän noch ihre Plätze inne. Dem Adjutanten, der oft an solchen Frühstücken teilgenommen hatte, war das Bild nicht neu. So saßen die beiden Herren in tadelloser Gesellschaftstoilette, aber in schlechter Haltung oft da, wenn der Prinz sich gerade entfernte oder sich mit einem fremden Gaste lebhaft beschäftigte. Der alte Capitano, dessen aufgedunsenes, bleiches Gesicht von einem kurzen weißen Bartkranz und von noch kürzeren weißen Haarstoppeln umrahmt war, lehnte schlaff zurück; der Stabsarzt, durch dessen olivenfarbenen Teint der Wein rote Flecke durchschimmern ließ, sprach mit geschlossenen Augen lebhaft weiter, als ob ihm jemand zuhörte.

Luigi wurde vom Capitano laut begrüßt. Er durfte sich nicht hinsetzen, aber er trank ganz unbefangen einen Champagnerkelch aus, den der Capitano ihm füllte und reichte. Er sollte von seiner Reise erzählen. Die beiden Rauchzimmerfreunde des Prinzen waren eifrige Anekdotenjäger. Luigi sollte ihnen Züge zur Charakteristik des Tiroler Hofstaates mitteilen. Er gab einige zum besten; plötzlich aber unterbrach er sich selbst mit einer Frage nach dem Prinzen. Er müsse sich melden.

Der Stabsarzt pfiff vor sich hin, daß die verdächtig schwarzen Haarborsten seines Schnurrbartes zitterten.

„Hoheit bemühen sich drüben selbst um eine vollständige Versöhnung."

Sein elfenbeingelber Kahlkopf sah widerwärtig aus, als er das sagte. Wenigstens empfand Luigi das plötzlich mit unabweisbarer Stärke. Ohne rechte Besinnung bat er die Herren, ihn beim Prinzen mit einem Befehl der Prinzessin entschuldigen zu wollen; dann ging er auf

den Korridor zurück, wo der Kammerdiener ihm ganz maschinenmäßig die Schachtel reichte.

Wo er den Prinzen finden könne?

In den Gemächern Ihrer Hoheit. Seine Hoheit seien drüben, es wäre aber wohl richtiger, hier zu warten.

Der Kammerdiener sagte das ruhig, aber immer in dem vertraulichen Ton, den er gegen die näheren Freunde des Prinzen anschlug.

„Es ist gut," sagte Luigi und ging fort, ohne auf die erschreckte Miene des Kammerdieners zu achten. Er kannte den Weg. An dem langen Festsaal vorüber überschritt er zuerst die Galerie, deren hohe Rundbogenfenster auf den Markt und auf die Rolandssäule hinausgingen, dann durch einen engen Korridor nach dem Flügel, welchen die Prinzessin bewohnte. Auf die Fortsetzung dieses Ganges mündeten die Zimmer des Hoffräuleins. Als Luigi von Z... um die Ecke bog, entwischte auf der anderen Seite ein Lakai, der wohl irgendwo gelauscht hatte. Die Schritte des Leutnants hallten in dem öden Raum. Als er sich dem Wohnzimmer Mathildens näherte, hörte er laute Stimmen. Er blieb stehen und mußte deutlich vernehmen, wie der Prinz mit seinem polternden Organ irgendeinen Satz mit den Worten schloß:

„...und seien Sie kein eigensinniges Kind!" und wie Mathilde halblaut erwiderte: „Lassen Sie mich, oder wahrhaftig, ich rufe um Hilfe!"

Luigi riß die Tür auf und trat mit aschfarbenem Gesicht hinein.

Das Mädchen stand an den Tisch gelehnt, der kleine Bronzeständer mit dem Bilde des Obersten von Z... war umgefallen. Dicht vor ihr hielt sich der Prinz, der schweratmend eben die rechte Hand nach ihrer festgeballten Linken ausstreckte.

„Meine Braut, Hoheit!" rief Luigi und im selben Augenblick sagte Mathilde: „So war es doch dein Gang!"

Luigi war mit zwei raschen Schritten neben seine Braut getreten, faßte mit einer hastigen Bewegung nach

ihren Händen und streifte dabei, ohne es zu wollen, des Prinzen Finger.

Der Prinz fuhr auf und versetzte seinem Adjutanten mit geballter Faust einen so heftigen Stoß in die Seite, daß Luigi ein wenig zurücktaumelte und die halb geöffnete Pappschachtel zur Erde fallen ließ.

Das geschnitzte Rähmchen mit der Photographie flog hinaus.

„Unverschämter Mensch! Wagt mich zu berühren. Gar nicht gemeldet. Aus dem Weg!"

Und sich in majestätischer Pose aufrichtend, ging der Prinz hinaus. Er keuchte schwer, aber sein Schritt war fest. Es war wohl kein Zufall, daß er im Abgehen seinen Stiefel auf das Bild des Leutnants setzte. Die Tür war krachend ins Schloß gefallen. Mathilde warf sich aufschluchzend in Luigis Arme, faßte ihn zitternd bei den Schultern und lehnte weinend ihren Kopf an seine Brust.

„Es ist schändlich," rief sie unter heftigem Weinen, „nimm mich hier fort! mach mich frei! Sage allen Leuten, daß ich deine Braut bin!"

Luigi hatte seine Fassung wiedergewonnen und sagte, während er ihren Scheitel streichelte:

„Ich wollte dich um die Erlaubnis bitten, das heute tun zu dürfen. Du hast meinen Brief doch erhalten? Ich habe in den letzten Tagen große Dinge für diese Leute vollbracht; du kannst stolz auf mich sein, ich werde Karriere machen. Kurz und gut, die Prinzessin selbst wünscht unsere öffentliche Verlobung."

„Du willst mich als deine Braut zur Mutter führen?"

Mathilde schlug die flachen Hände zusammen und blickte über und über rot zu Luigi auf.

„Aber wie du das sagst! Und wie du aussiehst! Um Gottes willen, dein Bild!"

Mathilde beugte sich rasch herab und hob den beschädigten Myrtenrahmen mit der Photographie auf. Sie blickte traurig auf die Stelle, wo der Stiefel des Prinzen das Porträt verletzt hatte. Gerade an der linken

Schläfe war das Blatt durch das zersplitterte Glas wie von einer Schere zerrissen.

„Stelle mein Bild neben das meines Vaters. Es sind Pendants von derselben Hand, unter beiden sehe ich dasselbe Malerzeichen. Carlo Fernando fecit."

„Um Christi Wunden willen, Luigi, was geht vor? Ich war vorher nicht bei Sinnen. Zuerst der Schrecken und dann die Freude über dein Kommen. Aber mir ist jetzt auf einmal ganz deutlich, als sähe ich alles erst richtig. Du bist gräßlich beleidigt worden, um meinetwillen, du wirst dich schlagen! Und du wirst sterben müssen, weil er der Prinz ist!"

Luigi versuchte zu lächeln.

„Es ist ein lebendiger Mensch und kein toter Felsen wie der steinerne Riese draußen auf dem Markte. Das wird sich alles viel leichter ordnen lassen als du glaubst. Du verstehst das nicht, Tildina. Schau mich nur freundlich an. So! So hat meine Braut auszusehen!"

Viertes Kapitel

Luigi ließ sich bei der Prinzessin melden.

„Sie führen Ihre Braut nicht an der Hand?" rief sie ihm entgegen. „So ist Ihre Mission unglücklich ausgefallen?"

Luigi beeilte sich, die Prinzessin zu beruhigen.

„Alle Befehle Ihrer Hoheit sind ausgeführt." Und er berichtete ausführlich über den Erfolg aller seiner Schritte. Er vergaß den vorhergegangenen Auftritt so weit, daß er die Persönlichkeiten des befreundeten Hofes schildern, ihre Reden wiederholen und die fettige Stimme der Oberhofmeisterin nachahmen konnte. Er hatte Briefe zu übergeben, welche die Verlobung des kleinen Prinzeßchens auf das Bestimmteste zurücknahmen, und er hatte mündlich die Aufträge auszurichten, welche die

kleinen Siege der Prinzessin Carlo Fernando betrafen. Die Prinzessin reichte ihrem Gesandten die Hand zum Kusse und las dann in seiner Gegenwart den Brief der Exkönigin durch. Ihr Gesicht war wie verklärt. Sie las dem Leutnant einige Stellen, die seine diplomatischen Künste lobten, huldreich vor und fügte mit einer bei ihr ganz unerhörten Munterkeit hinzu, daß sie sich selber zu der Wahl eines so unwiderstehlichen Ambassadeurs Glück wünschen müsse. Immer wieder kam sie darauf zurück, daß die neue Allee nach der Fasanerie ihren Namen tragen sollte. Man war ihr ja irgendeine solche Aufmerksamkeit schuldig gewesen, aber man hatte bei der Wahl entschieden Takt bewiesen, ganz entschieden den feinsten Takt.

Als Luigi schon verabschiedet war, kam die Prinzessin noch einmal auf diesen kleinen Nebenerfolg zurück.

„Sie haben eine Prinzessin zu ihrer Schuldnerin gemacht, lieber Z... Ich werde Ihnen nie vergessen, daß Ihre Delikatesse bei dieser Affäre mit der Fasanerie den Ausschlag gegeben hat. Rechnen Sie auf mein gutes Gedächtnis. Sie können in Lagen kommen, in denen nur die Allmacht von unsereins helfen kann. Dann kommen Sie zu mir und erinnern Sie mich nur an die Allee nach der Fasanerie."

Luigi war entlassen und schritt langsam nach dem Flügel des Prinzen, den Weg zurück, den er vor kaum einer Stunde gegangen war. Vor dem Zimmer Mathildens blieb er nicht stehen.

Der Kammerdiener empfing ihn mit einem leichten Achselzucken, übernahm aber sofort die Meldung.

Als Luigi in das Speisezimmer eintrat, saß der Prinz Carlo Fernando mit den beiden Herren scheinbar in der lebhaftesten Plauderei begriffen. Der Adjutant nahm die stramme militärische Haltung an, wie sie der Prinz innerhalb seines Hauses gar nicht liebte, und wollte sich eben dienstlich nach seiner Rückkunft wieder zur Verfügung stellen. Der Prinz unterbrach ihn, ohne ihn anzusehen.

„Urlaub ist verlängert. Auf unbestimmte Zeit. Jedenfalls bis morgen Mittag. Reden Sie, Dottore."

Der Stabsarzt nahm noch einen tüchtigen Schluck Champagner, als ob er es nötig gehabt hätte, sich zu stärken, verneigte sich dann halb gegen den Leutnant und begann:

„Hoheit haben die außerordentliche Güte gehabt, unsere Privatmeinung über einen Vorfall einzuholen, der zu unserem Leidwesen vor einer Stunde etwa sich in diesem Schlosse ereignet hat. Meine unmaßgebliche Meinung stimmte mit der unseres erfahrenen Freundes, des Herrn Capitano" — der Stabsarzt vereinigte sich auch gegen seinen Nachbarn —, „und Seine Hoheit haben sich herbeigelassen, unserer Anschauung zuzustimmen. Das gemeinsame Ziel muß sein, die Angelegenheit ohne jedes Aufsehen und so schnell wie möglich aus der Welt zu schaffen. Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß der Herr Leutnant diese gute Absicht bisher durch kein einziges unbedachtes Wort vereitelt habe. Wir können doch dessen sicher sein?"

Luigi verbeugte sich kurz.

„So hat mich denn Seine Hoheit beauftragt, hier unter uns zu erklären, daß man vorhin etwas rasch getrunken und im Rausche zu einer höchst achtbaren jungen Dame unschickliche Worte gesprochen habe. Der Prinz bedauert aufrichtig die Folgen des Frühstücks und läßt das beleidigte ungenannte Fräulein durch den Herrn Leutnant von Z... um Verzeihung bitten."

Luigi trat einen Schritt vor und sagte:

„Hoheit, meinen gehorsamsten Dank für diese wirklich großmütige Form."

„Ach was, jeder Gentleman hätte so viel tun müssen. Ich will hoffen, es überrascht Sie nicht, daß ich ein Gentleman bin."

Der Leutnant trat wieder einen Schritt zurück und blieb in abwartender Haltung stehen. Der Prinz trommelte ärgerlich mit den Fingern auf dem Tisch.

„Es scheint, man will mich ein bißchen länger auf das Ende warten lassen."

„Wir setzen voraus," sagte der Stabsarzt, „daß der Herr Leutnant von einer Erklärung erfreut sein werde, die er selbst eben sehr treffend großmütig genannt hat."

Luigi nahm seine ganze Überlegung zusammen. Er fühlte, daß seine Zukunft, sein Glück, daß sein Leben auf dem Spiele stand. Die Gewohnheit des blinden militärischen Gehorsams und des Hofdienstes halfen ihm seinen leidenschaftlichen Zorn niederkämpfen und den Vorsatz fassen, in seinen Konzessionen so weit wie möglich zu gehen. Langsam und vorsichtig sagte er, sich mehr an den Stabsarzt als an den Prinzen wendend:

„Hoheit haben die Gnade gehabt, die Vorrechte seiner Geburt zu ignorieren und der jungen Dame völlige Genugtuung zu geben. Meinen die Herren, daß ich mit gutem Gewissen eine zweite Verletzung deshalb als ungeschehen betrachten darf, weil Seine Hoheit sich selbst, als während dieser ganzen Zeit unter der Wirkung des Weines stehend, dargestellt haben?"

Der Prinz sprang auf und schlug mit geballter Faust auf den Tisch, daß das Wasser aus dem Eiskübel spritzte.

„Ich war nüchtern! Ich wurde nüchtern in dem Augenblick, als Z... eintrat. Ich bitte meinen Adjutanten nicht um Entschuldigung. Es ist überhaupt eine Unverschämtheit, hier in meinem Palais ein Liebesverhältnis..."

Luigi stand hilflos diesem Zornesausbruch gegenüber. Sein klares Denken versagte einen Augenblick. Wie hilfeflehend blickte er auf den Capitano und den Stabsarzt. Da unterbrach sich der Prinz und sagte rasch:

„Natürlich. Wenn sich der Herr Leutnant durch die Genugtuung... für die Dame, und wenn er... sich nicht für befriedigt erklärt, so stehe ich natürlich zur Verfügung. Ich kenne keinen hohen Stand. Ich bin nicht Prinz... bin nur hoher Offizier, der einsieht, und mit einem Leutnant Z... ein Vergnügen sein, die Klingen

zu kreuzen. Für Pistolen freilich ... die Hand wäre schon fest genug, aber mit Kneifer auf der Nase schießen, lächerlich."

Und der Prinz lachte gemütlich, als ob er eine unangenehme Geschichte nun auf die beste Weise von der Welt erledigt hätte.

Luigi von Z... trat an den Prinzen heran, als ob er ihm die Hand küssen wollte:

„Hoheit sind die Gnade selbst. Niemals hätte ich eine solche Ehre fordern dürfen. Wie auch der Ausgang sein wird, Hoheit haben mir durch diesen neuen Beweis von Großmut Ehre und Leben gerettet."

Der Prinz lachte ganz herzlich auf.

„Köstlich! Eine Lebensrettung durch Zweikampf. Ich werde mir von meinem Vetter die silberne Rettungsmedaille ausbitten. Wie ein Feuerlöschmann."

Inzwischen hatte der Stabsarzt immer leise dem Capitano ins Ohr gesprochen, bis dieser aus seiner Lethargie erwachte und ganz erschreckte Augen machte. Dann erhoben sich beide Herren und der Stabsarzt machte dem Prinzen Vorstellungen. Ein so hoher Herr, der durch Gottes Fügung und eine Reihe von Todesfällen möglicherweise sogar zur Thronfolge berufen sein könnte, dürfte sein Leben nicht aufs Spiel setzen. Der Prinz fuhr die beiden Herren gröblich an, nannte sie Zivilisten und Schneiderseelen, und wenn sie es übel nehmen sollten, so stände er auch ihnen zur Verfügung, einem nach dem anderen in alphabetischer Reihenfolge, wenn Z... nichts dagegen habe, infolgedessen als letzter aufgespießt zu werden. Die Herren hätten den Mund zu halten, und das nicht nur augenblicklich, sondern überhaupt während der ganzen dummen Geschichte. Um sie zum Schweigen zu zwingen, bitte er sie zu Zeugen. Weiter keinen. Der Stabsarzt müsse ausnahmsweise auch als Arzt fungieren. Die Außerordentlichkeit zwinge zu einer kleinen Verletzung der Regel. Der Adjutant solle sich zum Teufel scheren, das heißt natürlich, er bitte

Herrn von Z... höflichst, über seinen verlängerten Urlaub frei zu verfügen, aber den Dottore behufs Mitteilungen der Bedingungen heute abend acht Uhr, oder er wisse noch nicht... er müsse noch ausschlafen... vielleicht morgen früh acht Uhr zu erwarten.

„Nehmen Sie mir diese selbständigen Anordnungen freundlichst nicht übel, lieber Z... Es ist wahrhaftig nicht so leicht, wie Sie glauben, ganz und gar dabei zu vergessen, daß man eigentlich doch ein anderes Blut zu verspritzen hat als irgendein Herr Paolo oder meinetwegen di Paolo. Auf Wiedersehen."

Und der Prinz zog sich ruhig wie gewöhnlich um diese Zeit in sein Schlafzimmer zurück. Luigi wechselte mit den anderen Herren nur noch wenige Worte, trank auf das Zureden des Capitano noch einen Schluck Champagner, ging dann mit leichten Schritten aus dem Palais hinweg und nach einem langen Spaziergange durch die neuen Anlagen in ein Restaurant, welches um diese Zeit menschenleer war. Er mochte weder im Kasino von neugierigen Kameraden über seine geheimnisvolle Reise ausgefragt werden noch im Hause seiner Mutter die kärgliche Mahlzeit mit dem unerträglichen Zureden zu irgendeiner guten Partie gewürzt erhalten. Seine Verlobung mit Mathilde ihr mitzuteilen, war er in diesem Augenblicke nicht gestimmt. Er hatte keinen Hunger, wohl aber Lust zu einem guten Glase Wein. Doch die Eßlust stellte sich bald ein, und so ließ sich der Leutnant ganz gegen seine sparsamen Gewohnheiten von dem Kellner zu einem feinen Diner verführen, das ihm denn auch ganz unvernünftig gut schmeckte. Er vergaß dabei nicht vollständig die Ereignisse der letzten Stunden, aber sie erschienen ihm bei seiner wachsenden guten Laune außerordentlich drollig. Während des Essens und in den Pausen fiel ihm dabei immer sein Leiblied ein, das seine Kürassiere so gern sangen und das er auswendig wußte, weil es vor ein paar Jahren als republikanisch verboten worden war.

Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus,
Das Sträußel am Tschako, den Säbel in der Faust,
Es fand der erste ein Mädel zum Schmaus
Für 'nen Soldo oder umsunst.

Sie brachen den Feinden wie Freunden ins Haus —
Den Feinden wie Freunden vor Reitern graust.
Der Zweite trank sich im Keller 'nen Rausch
Für 'nen Soldo oder umsunst.

Mit dem Sträußel am Tschako ins Schlachtgebraus —
Wohl blutig der Säbel niedersaust.
Der Dritte hat sich den Tod erkauft
Für 'nen Soldo oder umsunst.

Eine ganz lustige Melodie. Die gemeinen Küraſſiere, wie dumm, daß sie sie so trauermarschmäßig sangen.

Wie einem Pfarrer auf einer Hochzeit, so war ihm ungefähr an dem fremden Hofe zumute gewesen. Und dann hier nach der furchtbaren Gefahr die prächtige Lösung. Die Sache schien schon ganz verzweifelt zu liegen. Und nun löste sich alles in Wohlgefallen auf: er durfte sich mit dem Prinzen schlagen.

Köstlich! Diese Granita war vorzüglich. Schade, daß Mathilde nicht da war. Sie aß Gefrorenes so zierlich. Die Zähne guckten dabei immer hervor.

Bei der Zigarre wurde Luigi ernsthaft und dachte ordentlich und vernünftig über alle Möglichkeiten des Duells nach.

Ein bloßes Scheingefecht war durch die Sachlage ausgeschlossen. Bis zur Kampfunfähigkeit mußte gegangen werden. Das Ende vom Liede war also höchst wahrscheinlich eine tüchtige Fleischwunde bis auf den Knochen, so über des Prinzen linke Schulter, daß der Getroffene ... na ja, für ein bis zwei Monate genug hatte. Wurde Luigi verwundet, so war erst recht alles gut. Die verletzte Ehre war repariert und überdies die Gunst des Hofes für Zeitlebens gesichert. Die Welt war nun einmal so. Bekam der Prinz den Hieb, so war auch alles gut. Die Ehre war im Grunde genommen

doch noch besser repariert und der Prinz wird den Aderlaß nicht nachtragen. Er ist im Grunde eine tapfere und noble Natur und wird seinem Adjutanten, den er natürlich fortjagen wird, in der Front nicht schaden.

Ein tödlicher Ausgang ist nicht wahrscheinlich, Pistolen sind ausgeschlossen und auch Degen wird der Prinz nicht wählen. Er ist ein zu schlechter Fechter. Er wird sich für scharfgeschliffene Kavalleriesäbel entscheiden und sich dabei auf seine gepriesene Körperkraft und auf die unwillkürliche Befangenheit des Gegners verlassen. Mein Gott ja! Mit dieser Waffe ist ein tödlicher Ausgang ein Unding. Und wenn Luigi von Z... dennoch fallen sollte —, bah, es ist lächerlich, als Offizier hofft man immer auf einen Krieg und denkt niemals an den Tod. Wenn er fallen sollte, so ist eben auch alles gut und vorbei. Und Schön-Tilda wird's tragen müssen!

Aber es war ja nur der Logik wegen, daß er daran dachte, er könnte fallen. Es war ja nicht möglich. Der Prinz focht wie ein Unteroffizier. Wenn Luigi nur das Handgelenk rührte, so parierte er jeden Hieb. Wenn einer auf dem Platze bleiben sollte, so mußte es der Prinz sein, und wahrhaftig, es hing allein vom guten Willen Luigis ab, ob er ihm die schiefe Quart gemütlich in den dicken Oberarm oder schon etwas unhöflicher in das Schulterblatt hinein oder ganz grob bis an den Halswirbel applizierte. Der Prinz hatte Mathilde beleidigt!

Luigi zahlte und verließ das Speisehaus. Der Gedanke, daß er den Prinzen töten könnte, machte ihn ganz nervös. Er war doch am Ende immer der Prinz. Und hatte sich eigentlich nachher wacker benommen. Das Mädchen um Verzeihung bitten, den Mann der Ehre des Zweikampfes würdigen, nicht jeder hätte so gehandelt. Aber er hatte Mathilde beleidigt! Und ihn selbst körperlich mit der Faust...

Luigi ging nun doch ins Kasino, um irgendeinen gleichgültigen Kameraden zu einem langen Spazierritt abzuholen.

Er fand den Conte Monteleone dazu bereit. Luigi empfand es als eine Wohltat, daß Monteleone so gar nichts von seinen Sorgen wußte und entweder stumm in das Land hinaustrabte oder ganz unbefangen von Weibern oder Pferden sprach. Und als sein Gespräch sich ein wenig über diesen unerschöpflichen Stoff erheben wollte, da blieb man bald bei den Avancementsverhältnissen haften. Freilich entfernten sich auch dabei die Gedanken nicht weit von Weibern und Pferden. Nach Monteleones Erfahrung oder Meinung waren wenigstens für den Kavalleristen die Erfolge beim Rennen und bei Damen entscheidend. Pferderenner und Weiberkenner machten die schnellste Karriere. Er nahm alle Offiziere des Regiments durch und gab die chronique scandaleuse ihrer Beförderung zum besten. Den bürgerlichen Oberst allerdings ausgenommen. Da lag eine verrückte sogenannte Heldentat von 1848 als Ursache vor. Abergläubische Dankbarkeit des seligen Herzogs. Sonst aber ... Wahre Geschichten und schlecht erfundener Klatsch, bekannte Tatsachen und kleine intime Geheimnisse. Monteleone selbst stammte aus der morganatischen Ehe eines Prinzen.

Luigi schlug einen kurzen Galopp vor, um das Gespräch zu unterbrechen. Alle diese Sachen waren ihm ganz geläufig, warum berührten sie ihn heute so unangenehm?

Das Soldatenlied fiel ihm ein. Die Melodie und dazu plötzlich die letzten Verse.

Es war erst sieben Uhr, als die beiden Reiter in die Stadt zurückkehrten. An der Rolandssäule trennten sie sich mit einem Händedruck. Das müßte man bald wiederholen. Luigi ließ seinen Fuchs im Schritt bis zu dem Stalle des Prinzen Carlo Fernando gehen. Dort übergab er das müde Tier dem Burschen, ließ dem Stallmeister Sorgfalt empfehlen und wartete dann, als ob er etwas vergessen hätte. Endlich kehrte er um und ging langsam um das Palais herum und über den Platz zu seiner Mutter.

Sie hatte ihn heute nicht mehr zum Abendbrot erwartet und schickte erst nach Salami und Wein. Luigi sollte ihr nette Indiskretionen von seiner Reise erzählen. Sie war ernsthaft gekränkt, als er schweigsam blieb und das Geheimnis wahren wollte. Das war doch sonst nicht. Luigi hatte ihr doch sonst die netten Hofgeschichten erzählt, die sie so sehr liebte. Diesmal verbat er sich aber gereizt die ewige Ausfragerei, aß und trank rasch eine Kleinigkeit und ging auf sein Zimmer, wo er heute noch lange zu arbeiten hätte.

„Arbeiten?" fragte Frau von Z... verwundert. „Bist du denn nicht mehr Adjutant? Oder stehen wir vor einer Mobilmachung?"

Luigi bat nur noch, den Stabsarzt, der ihn vermutlich heute besuchen würde, unverzüglich auf sein Zimmer zu führen.

Um acht Uhr sollte der Doktor kommen und ihm die Bedingungen des Zweikampfes mitteilen. Luigi legte seine Uhr vor sich hin und wartete bei seiner Zigarre, daß der Zeiger so weit vorrückte. Er war erwartungsvoll und dachte an gar nichts. Als seine Uhr die achte Stunde zeigte, steckte er sie ruhig ein und erinnerte sich, daß die Uhr der Domkirche um drei Minuten nachging. Er wartete also noch drei Minuten. Kaum war aber der letzte Schlag vom Kirchturm erklungen, da sprang er schon hastig auf und begann in seiner Stube erregt auf und nieder zu gehen. Der Doktor mußte schon da sein. Warum kam er nicht?

So oft er mit seinen unruhigen raschen Schritten an das weit geöffnete Fenster trat, blieb er einen Augenblick stehen und schaute über den Platz hinüber nach dem Portal des Palazzino. Während der zehn Sekunden, in welchen er seine Stube auf und nieder maß, konnte der Doktor die breite Piazzetta nicht überschreiten. Luigi mußte ihn kommen sehen. Das war unschicklich, das war unfair! Was ging denn da drüben im Palais vor? Mit der Pistole in der Hand hätte er unter sie treten mögen und ein Ende machen.

Zehn Sekunden hinauf und hinunter das Zimmer, fünf Sekunden am Fenster, viermal so hin und her, dann erst war eine Minute um. Und so war es nun bereits neun Uhr geworden.

Luigi lehnte sich aus dem Fenster hinaus und überblickte nicht nur den ganzen Platz, sondern auch den Bürgersteig, an welchem das Haus seiner Mutter lag. Der Doktor mußte ja jetzt jeden Augenblick kommen und er mußte ihn schon von weitem erblicken. Rings um die Piazzetta, etwas dichter gereiht vor dem Palais, brannten die Gaslaternen, und bei ihrem Scheine glaubte er mit seinen scharfen Augen den Dottore bis auf fünfhundert Schritte erkennen zu können. Die Straße war menschenleer, man konnte jeden Herankommenden einzeln wahrnehmen. Aber bald hielt Luigi einen jeden, der unter der äußersten Gaslaterne auftauchte, für den Dottore. Es war unerträglich.

Kurz vor zehn Uhr kamen rasselnd einige Wagen über den Damm gefahren und bald darauf eine größere Anzahl von Fußgängern von links her, Herren und Damen. Sie kamen aus der Oper, aus der „Hochzeit des Figaro".

Luigi atmete auf. Offenbar war der Prinz mit seinen Herren im Theater gewesen, wie gewöhnlich, hatte dort das Nötige besprochen und der Stabsarzt kam jetzt erst, um die Bedingungen mitzuteilen. Bedingungen! Die Befehle!

Figaro! Da empörte sich das Bürgervolk dagegen, daß es von den Großen so furchtbar behandelt wurde. Die einfältigen Leute. Ließ sich doch der Adel dieselbe Behandlung ruhig gefallen. Und da wollte das Bürgervolk vom Adel das Benehmen in Ehrensachen lernen. Unsinn.

„Der Dritte hat sich den Tod erkauft für 'nen Soldo oder umsunst."

Jetzt schlug es auf dem Kirchturm zehn Uhr und der Doktor war noch nicht da. Alle Häuser wurden

geschlossen, damit kein Dieb und kein Verbrecher sich einschleichen könnte. Es war gewiß, der Doktor kam erst morgen.

Luigi begann vor Erregung leicht zu fiebern. Was war vorgefallen? Hatte man den Prinzen überredet, den Zweikampf nun doch zu verweigern? Suchte man im Palazzino nach einer anderen Lösung, hielt man eine andere Lösung für möglich? Luigi fühlte es in seinem Kopfe wie einen fremden Gedanken, daß eine Aussöhnung ohne Blutvergießen in der Tat möglich war. Monteleones kleine Geschichten fielen ihm ein und die vielen Anekdoten, mit denen seine Mutter ihren Lieblingssatz zu beweisen suchte, daß ein Unrecht der Großen sehr leicht zum Glück für den Verletzten gewendet werden könnte. Aber nein, nein! Wieder sah Luigi den Prinzen mit dem ausgestreckten Arm vor Mathilde stehen und vielleicht ... wenn der Prinz ihm den Zweikampf verweigerte, so wollte er ihn zwingen, so wollte er drüben irgend etwas ersinnen, was den hochgeborenen Herrn zum Säbel greifen ließ. Und wie Luigi mit geballter Faust wieder an das Fenster trat und drüben der Palazzino schwarz im Schatten da lag, da erschien er dem Adjutanten des Prinzen wie eine mittelalterliche Burg, und er fragte sich, wie sie zu erstürmen wäre. Die Tore waren geschlossen. Die Schildwache, welche wohl nicht ahnte, daß der Leutnant jetzt jeder ihrer Bewegungen folgte, lehnte in wenig militärischer Haltung an dem Sockel einer der starken Torsäulen. Bald stellte der Mann sein Gewehr bei Fuß, bald ließ er es auf seinen Knien ruhen; dann schien er wieder einzuschlafen. Luigi wurde nicht müde, die Schildwache zu beobachten. Wie peinlich genau doch dem Prinzen und den Seinen die schuldigen Ehrenbezeigungen dargebracht wurden, wie ordentlich überhaupt tagsüber das Räderwerk des Dienstes ineinander griff und wie schamlos unter dem Schleier der Nacht jede Schwäche ihr Recht verlangte! Und dann das andere. So wurde das Palais des Prinzen bewacht! Die Schild-

wache da drüben ahnte gewiß nicht, daß an dem geöffneten Fenster ein Feind stand.

Ach, das waren ja doch nur Redensarten! Luigi war kein Feind des Prinzen, sondern dessen ergebener Diener. Und der Palazzino war für einen feindlich gesinnten Leutnant trotz der verschlafenen Schildwache so unnahbar, so unverletzbar wie die Krone selbst. Da stand auf halbem Wege mitten auf dem Marktplatz starr der Roland auf der Säule und Luigi erinnerte sich des Knaben, der heute noch seine hölzernen Pfeile gegen den steinernen Riesen abgeschnellt hatte. Wollte es Luigi ebenso machen?

Als um Mitternacht die Gasflammen eine nach der anderen verlöscht wurden, trat das Steinbild heller aus dem Dunkel hervor. Kein vernünftiger Mensch versuchte den Koloß anzutasten. Man war doch kein Carbonaro! Man wollte doch nicht mit einem Flitzbogen spielen wie der dumme Makkaronibub! Aber auch nicht sich oben festsetzen wie ein Spatz im fremden Nest! Und Luigi glaubte überreizt, das verträumte leise Piepsen der Spatzen bis in seine Stube hinein zu hören.

Fünftes Kapitel

Luigi von Z... hätte darauf geschworen, daß er diese ganze Nacht nicht für eine Minute die Augen geschlossen hatte. Aber er verschlief es sogar, als der Stabsarzt Punkt acht Uhr morgens klingelte, und wachte auch nicht gleich auf, als er bald darauf in seine Stube trat. Erst als der Doktor den Scherz machte, „Los!“ zu kommandieren, riß Luigi nach einigen mißglückten Versuchen, im Traum den Arm zu erheben, die Augen weit auf, blickte den Besuch verwundert an und sprang dann mit beiden Füßen aus dem Bett.

„Was bringen Sie, Dottore? Entschuldigen Sie! Es ist ein Skandal, wie ich Sie empfange. Setzen Sie sich wenigstens nebenan nieder in den Lehnstuhl!“

Während der Stabsarzt langsam ins Nebenzimmer ging und von dort aus seine Rede damit einleitete, daß er für sein gestriges Ausbleiben um Verzeihung bat, hatte Luigi schnell, wie bei einem Alarm, die nötigsten Kleidungsstücke umgeworfen, die Gardinen aufgezogen und das Fenster geöffnet. Dann verließ auch er sein kleines Schlafkabinett, setzte sich dem Stabsarzt gegenüber an den altmodischen runden Palisandertisch und fuhr mit den Worten dazwischen:

„Das ist ja nun alles einerlei. Ich weiß, es ist nicht Ihre Schuld gewesen. Sie stehen nicht gern so früh auf. Aber ich bitte, jetzt zur Sache. Ich muß zugeben, daß ich ungeduldig bin."

Man sah es dem Stabsarzt an, daß er ein Abendmensch war. Seine gelbe Haut, welche bei Lampenlicht einen interessanten rötlichen Schimmer zeigte, spielte jetzt am Morgen ins Graue. Er blickte sich fast gereizt um, als vermisse er etwas.

„Alles, was Sie wollen, lieber Dottore," rief Luigi aus. „Hier sind Zigaretten und hier ist ein Rest Kognak. Nun aber schießen Sie endlich los!"

Der Stabsarzt nahm rasch nacheinander zwei kleine Gläschen Kognak, schüttelte sich unzufrieden und begann, während er mißtrauisch eine Zigarette anzündete:

„Also mit der Tür ins Haus! Ich konnte gestern abend nicht kommen, weil die Nachricht von dem bevorstehenden Zweikampf an die höchste Stelle gelangt war."

Luigi von Z... nickte mit bitterer Ergebung. Dann sah er dem Stabsarzt geradeaus in die kleinen, klugen Augen und fragte:

„Und wer von den vier Eingeweihten hat in einer Ehrensache so wohlüberlegt gehandelt? Ich wenigstens bin es nicht gewesen."

„Der Prinz gewiß auch nicht," erwiderte der Stabsarzt mit kalter Ironie, „also entweder der Capitano oder ich, wenn nicht einer der Diener gelauscht hat. Wie dem auch sei, die Sachlage ist dadurch wesentlich geändert, und

ich komme anstatt als Kartellträger als Gratulant. Lieber Z..., ich wünsche Ihnen Glück. An höchster Stelle ist der Zweikampf zwischen Ihnen und einem Prinzen von Geblüt aufs strengste verboten worden. Jetzt bin ich der Überbringer dieses Schreibens. Sie sind Hauptmann geworden, lieber Z... Sie werden zugeben, daß man sich beeilt hat, Ihnen eine Genugtuung zu geben."

Und der Stabsarzt überreichte Luigi ein dienstliches Schreiben, das er beim Eintritt in der Hand gehalten und dann auf den Tisch gelegt hatte.

„Ich danke Ihnen," sagte Luigi gedankenlos, während er den Brief in die Hand nahm und wieder auf den Tisch zurücklegte. Er stand auf und blickte zum Fenster hinaus, um sich zu sammeln. Der Stabsarzt hatte seinen Auftrag mit so absichtlicher Entschiedenheit als einen erfreulichen vorgebracht, daß es offenbar keinen Sinn hatte, mit ihm darüber zu streiten. Es war ja auch wirklich eine sehr gnädige Auffassung. Nur daß Luigi fortwährend den Kameraden Monteleone zu hören glaubte, wie er im Kasino erzählte: „Dieser Z... doch ein phänomales Sch... Verliebt sich in ein armes Hoffräulein, zählt aber vorsichtig an den Knöpfen des Waffenrocks ab, ob verloben oder nicht. Kapitaler Kerl! Kommißfuchser, der Knopfzahl auswendig weiß. Famos! Leutnant wird vor die Tür gesetzt, eigenhändig, und steht draußen als Hauptmann wieder auf. Sternschnuppe! Illumination!" Und das Kasino wird lachen, die freundlich Gesinnten werden den außertourlichen Hauptmann entschuldigen, einige werden die Nase rümpfen, und fast alle werden wünschen, in seine Lage zu kommen. Er aber, Luigi von Z..., wird keine Lebensfreude mehr kennen, wenn er weiß, wie man hinter seinem Rücken von ihm spricht. Bisher hat man ihm nichts weiter vorwerfen können, als daß sein Vater — wie man das im Kasino ausdrückt — den Augenblick seines Todes geschickt gewählt habe. Selbst das hatte Klatschsucht und Bosheit nicht respektiert.

Und nun sollte so über die Ehre seiner Braut gesprochen werden!

Der Stabsarzt hatte ihm, der zornig und unentschlossen aus dem Fenster schaute, lange nachgeblickt, mit boshaftem Lächeln und doch wieder mit ängstlicher Spannung. Es lag ihm viel daran, daß Z... die höchste Entscheidung dienstlich und gehorsamst hinnahm. Der Herzog hatte die Angelegenheit gegen Mitternacht erledigt und der Doktor wäre übel empfangen worden, wenn er nun noch einmal damit gekommen wäre.

„Sie brauchen mir für meinen Glückwunsch nicht zu danken, lieber Z... Wir kennen uns ja nicht von heute. Ja, ja, schauen Sie nur hinaus! Die Herren Leutnants und Oberleutnants werden bald vorüberkommen, welche vor einem Hauptmann Honneurs machen müssen, und wenn er noch so jung ist. Na, Z..., unter uns, am herzlichsten gratuliere ich Ihnen dazu, daß Sie nun den Kammerdienst beim Prinzen los sind. Denn das versteht sich wohl von selbst, daß nach dem Vorgefallenen der Prinz einen anderen Adjutanten suchen wird. Sie waren auch viel zu gut für die Stelle. Und in der Front werden Sie eine Karriere machen, Donnerwetter! Ich sage gar nichts, wenn Sie in zehn Jahren Oberst sind. Man hat sich an höchster Stelle viel gnädiger über Sie geäußert, als der Anlaß erwarten ließ. Sie nehmen das alles etwas ruhig hin. Aber Sie werden die Güte des Prinzen und meine Freundschaft schon zu würdigen wissen, wenn Sie erst den Neid auf den Gesichtern aller Kameraden sehen werden. Und welche Freude für Ihre gute Mutter!“

Der Stabsarzt zündete sich noch eine Zigarette an und stand auf. Er ging bis dicht an Luigi heran, reichte ihm die Hand und sagte, wie etwas Selbstverständliches:

„Also Sie machen natürlich keine Dummheiten mehr und suchen in den nächsten Tagen eine Audienz nach, um sich oben für den Hauptmann zu bedanken. Wenn Sie bei der Gelegenheit nur ein bißchen schlau sind, so können Sie aus Ihrer Zukunft machen, was Sie wollen.

Man ist oben auf Sie aufmerksam geworden. Von dem Prinzen brauchen Sie sich nicht zu verabschieden. Er ist sehr beschäftigt, mit politischen Dingen. Er reist übermorgen nach Rom ab, in holder Eintracht mit seiner holden Gemahlin. Er soll sich in Rom löblich unterwerfen. Pantoffel küssen. Hat sonst kleinere Pantöffelchen geküßt. Es geht alles Hals über Kopf. Was sagen Sie zu den heutigen Nachrichten aus Paris?"

Der Doktor blickte Luigi scharf in die Augen.

„Ach so! Sie wissen noch von nichts. Man will Italien machen! Als ob wir Italien nötig hätten, so lange unser Prinz Champagner hat. Es wäre doch jammerschade, wenn wir gestört würden. Na, ich gratuliere. Und nun addio!"

„Einen Augenblick noch, Dottore! Ich weiß die Gnade zu würdigen, aber so selbstverständlich und einfach, wie Sie meinen, ist die Lösung doch nicht."

„Haben Sie bestimmte Aufträge für mich, Herr Hauptmann?"

So feindlich und so boshaft blickte der Stabsarzt ihn dabei an, daß Luigi von Z... auf einmal empfand, daß er durch jede Unbotmäßigkeit den unüberwindlichen Haß dieser ganzen Hofgesellschaft auf sich lud, und daß man unbedingte Unterwerfung von ihm verlangte und erwartete.

„Ich bitte mir nur einige Stunden zur Überlegung aus," sagte er zögernd, „und bitte Sie, bis dahin Schweigen zu bewahren."

„Also bis zwei Uhr, wenn es Ihnen recht ist. Sie treffen mich dann im Palais, Sie oder Ihr Abgesandter, wenn Sie bis dahin verrückt werden sollten. Und schweigen will ich ja gern. Aber ich bin leider nicht mehr der einzige, der um die Sache weiß. Addio, Herr Hauptmann, und gute Besserung... Sie wollen sich die Sache überlegen? Oder mit einem anderen beraten?"

„Ich will die Entscheidung dem Oberst meines Regiments überlassen. Das ist doch wohl loyal genug?"

Der Stabsarzt hatte die Stube mit einem bösen Lächeln verlassen. Luigi war allein und freute sich des letzten Einfalls, die Verantwortung seinem Oberst zuzuschieben. Er hatte das nur so hingesagt, um Zeit zu gewinnen. Aber einen besseren Weg hätte er gar nicht einschlagen können. Es war das klügste. Der Oberst war zwar nur ein Müllerssohn und war wegen etwas niedriger Verschwägerung auch bürgerlich geblieben, aber er galt in allen ernsthaften Ehrensachen für den skrupulösesten Offizier der kleinen Armee. Ein wenig Don Quichote sogar. Daneben war der Oberst jedoch der Dynastie mit solchem Fanatismus ergeben, daß seine Entscheidung nicht zweifelhaft sein konnte. Ein Zweikampf mit einem Prinzen von Geblüt war unmöglich, Beförderung war Genugtuung. Wenn der Oberst sich deutlich auf Z...s Seite stellte, so mochten immerhin einige neidische junge Leute ihre Redensarten machen. Luigi fand dafür Billigung bei allen ordentlichen Kameraden.

Ziemlich vergnügt ging er nun daran, sich anständig anzukleiden. Er pfiff sogar sein Lied wieder vor sich hin. Nur von Zeit zu Zeit gab's ihm einen Stich ins Herz, ganz ernsthaft und fühlbar, als ob er gar keine Veranlassung hätte, lustig zu sein. Es war ihm genau wie damals zumute, da er an ebendemselben Tage, wo er Leutnant wurde, einen Wechsel zu bezahlen hatte, für seine Verhältnisse keine geringe Summe. Damals vertraute er sich der Mutter an, als die Herzbeklemmungen ihn in seiner Freude störten; am Abend desselben Tages hatte der Prinz den Wechsel bezahlt und Luigi von Z... zu seinem künftigen Adjutanten designiert.

Er wollte auch heute seine Mutter, die am Ende doch die Welt noch besser kannte, als er und eine echte Soldatenfrau war, um ihren Rat fragen; ohnehin ging es nicht an, ihr jetzt noch länger sein Verhältnis zu Mathilde zu verschweigen. Zu jeder Stunde konnte die Sache vor ihr von Fremden erwähnt werden.

Er begab sich also, auf jeden Sturm gefaßt, in das Wohnzimmer, wo die Mutter mit dem Kaffee auf ihn zu warten pflegte. Als Luigi eintrat, blieb er erstaunt stehen. Sonst hatte die Mutter, wenn auch fest geschnürt wie immer, um diese Zeit nur einen ihrer ältesten Schlafröcke umgenommen, heute trug sie ihr neuestes und hellstes Seidenkleid. Auf dem Kaffeetisch, auf welchem sonst immer nur für zwei Soldi Weißbrot lag — zwei für Luigi, eins für die Mutter und eins für das Mädchen —, stand heute ein großer Rosinenkuchen, daneben Blätterteig und frischer Honig. In der Mitte des Tisches gar prangte ein Strauß von kostbaren Rosen. Die Mutter saß feierlich mit einem festtäglichen und doch gekränkten Gesichte da und erwartete stumm ihren Sohn, dem Böses ahnte.

Als er sich jedoch über ihre Hand beugte, um sie zum guten Morgen zu küssen, da sprang die lebhafte Frau plötzlich auf, drückte ihre Lippen auf seine Stirn und begann ihn mit einer Flut von Glückwünschen und Vorwürfen zu überschütten. Die besten Partien habe er machen können, und da habe ihn Mathilde, das undankbare, intrigante Geschöpf, weggefischt. Aber freilich, jetzt lasse sich nichts mehr dagegen sagen. Mathilde sei doch im Grunde ein Racker, und wenn man alles erwäge, sei die Mitgift jetzt gar nicht mehr so klein!

„Es war eine unerhörte Rücksichtslosigkeit von dir, mir nichts zu sagen. Ich hätte es nie verwunden, wenn ich es zufällig durch Bekannte erfahren hätte. Aber glücklicherweise haben die hohen Herrschaften immer den einzig richtigen Takt. Da, lies. Das hat ein Diener aus dem Palazzino gebracht, während der Stabsarzt bei dir war, Herr Bräutigam, Herr Hauptmann!“

Und die Obristin überreichte dem Sohne unter zwei neckischen Knicksen ein Schreiben der Prinzessin Carlo Fernando.

Luigi las:

„Liebe und freundwerte Z...!

Ich weiß nicht, ob Ihr Sohn schon mit Ihnen gesprochen hat, aber meine Neigung für die süße kleine Braut läßt mich in dieser Stunde die Etikette vergessen, welche mich sonst in den Äußerungen lebhaften Gefühls so einengt. Auch Sie, liebe Z..., sind mir im Laufe der letzten Jahre etwas aus den Augen geschwunden. Warum das?

Es gereicht mir zu besonderer Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß unsere reizende Mathilde durch höchste Entschließung von gestern abend eine Stiftsstelle in O... erhalten hat, welche ja das gute Mädchen vortrefflich ausstatten wird."

Es folgte eine genaue Berechnung der Bezüge, welche einer Stiftsdame in O... zugesichert waren. Dann versprach die Prinzessin, die Karriere des jungen Diplomaten mit ihrem ganzen Einfluß zu fördern, der von Böswilligen so lange Zeit unterschätzt worden sei. Zum Schlusse gab es einen Glückwunsch für den neu ernannten Hauptmann und die Versicherung ihres Wohlwollens.

Luigi las das Schreiben in dem Gefühle durch, Mathilde sei wirklich ein Racker. Über dem Glücke, den Kampf mit der Mutter so leicht ausgefochten zu haben, vergaß er seine Sorgen. Das Unbehagen in der Herzgegend überkam ihn erst wieder, als unter allerlei Geplauder über Hauseinrichtung und Ausstattungskosten der Kaffee getrunken war und die Mutter behaglich in ihrem Lehnstuhl fragte, wo das Geheimnis nun aber stecke.

„Nimm mir's nicht übel, Luigi, aber deine Diskretion gegen mich ist einfach abscheulich. Du machst eine mysteriöse Reise und am Tage deiner Rückkunft verlobt man dich und überhäuft dich und deine Braut mit Geschenken und Gnaden. Die Carlo Fernandos tun nichts umsonst. Wie hast du das angestellt? Du bist doch sonst nicht so geschickt! Du mußt mir alles erzählen und kannst auf Verständnis rechnen."

Luigi preßte mit der linken Hand die Brust zusammen und berichtete über seine Erlebnisse. Von seiner diplomatischen Reise verschwieg er nur die intimsten Gespräche mit der Prinzessin Maria und der Exkönigin und verweilte dann lange bei den Versprechungen, welche die Prinzessin ihm für seine Zukunft gemacht hätte. Die Mutter schüttelte von Zeit zu Zeit ungeduldig den Kopf, als ob sie fragen wollte: das ist doch nicht das Geheimnis. Erst als Luigi ganz leichthin und ganz scherzhaft erzählte, der Prinz habe ihn nach starkem Frühstück die verspätete Meldung übel genommen und ihm irgendeine Grobheit an den Kopf geworfen, lächelte sie befriedigt und sagte:

„Das erzählst du sehr gut, Luigino. Nicht wahr, er hat sich gegen Mathilde vergessen. Das sieht ihm ähnlich, dem alten Don Juan. Ja, so ist er!"

Und über das Antlitz der alternden Frau zog ein jugendlicher Schimmer schöner Erinnerungen. Luigi errötete bis an die Stirnhaare und fragte sich entsetzt, ob ihm noch oft so heiß werden würde beim Namen des Prinzen Carlo Fernando. Ohne der Mutter auf ihre Frage zu antworten, erzählte er nur, was sich seit dem Renkontre zugetragen hatte: das Anerbieten eines Zweikampfs, das Verbot und die Ernennung zum Hauptmann. Den Stoß mit der Faust verschwieg er, er wußte selbst nicht warum. Er konnte es nicht über die Lippen bringen.

Die Frau Obristin vermochte endlich den Schluß des Berichtes nicht mehr abzuwarten. Beide Hände streckte sie ihrem Sohne entgegen und rief mit Stolz aus:

„Das konntet ihr gar nicht besser machen! Ich heiße Mathilde als meine Tochter herzlich willkommen und will es sie nie entgelten lassen, daß ich andere Pläne mit dir hatte. Du wirst sie mir heute mittag zuführen und selbst Zeuge davon sein, wie ich sie empfangen werde."

Luigi nahm beide Hände der Mutter zwischen die seinen und drückte sie ein paarmal etwas zerstreut zusammen. Dann sagte er und blickte dabei auf das große Ölbild seines Vaters:

„Und glaubst du nicht, daß es ein böses Gerede geben wird. Ich meine ... am Ende ..."

Die Mutter hatte zur Antwort nur ein Achselzucken. Dann blickte sie mit inniger Dankbarkeit zu dem Bilde ihres Mannes empor, wischte eine Träne aus ihrem rechten Auge und sagte:

„Weißt du, was dein seliger Vater in solchen Fällen antwortete? Wenn nämlich so junge Leute mit einem Gerede vom Gewissen zu ihm kamen? Er hatte das Wort von einem alten neapolitanischen General. Er fragte die Leutnants immer: In welcher Straße wohnen Sie? In der Bäckerstraße oder in der Schloßstraße? Jede Straße hat ihre eigene Ehre. Handeln Sie gefälligst nach der Ehre der Straße. — Hörst du?"

Luigi sprang auf, er war bleich geworden.

„Mutter, dann wohne ich nicht in der Schloßstraße."

„Du Narr, du übersiedelst gerade heute in die Schloßstraße. Jetzt aber geh, du hast Visiten zu machen und mußt gegen ein Uhr deine Braut zu mir herüberholen. Du wirst doch nicht vergessen, einen neuen Waffenrock zu bestellen. Und an dem guten vom Herbst werde ich dir die drei Sterne anbringen lassen."

Luigi zählte, während er die Treppen hinunterging, die dienstlichen Besuche, die er im Laufe des Tages zu machen hatte. Hatte sein bester Waffenrock erst die Abzeichen des neuen Ranges erhalten, so mußte er fünf Meldungen machen. Das war langweilig. Er hatte keine Lust, mit irgendwem von seiner plötzlichen Beförderung zu reden, nicht mit dem Hauptmann, nicht mit dem Major, höchstens mit dem Oberst. Am liebsten hätte er sich versteckt gehalten oder wäre für vier Wochen erkrankt oder verreist. Unter solchen Gedanken ging er, ohne stehen zu bleiben, an dem Hause des Offiziersschneiders vorüber und befand sich plötzlich vor dem Gasthofe, wo die Kameraden seines Regiments ihren Frühschoppen tranken. Er ging langsam über den Hof nach dem wohlbekannten Hinterzimmer. Es freute ihn,

daß er als Hauptmann noch nicht zu erkennen war. Obwohl die anderen bereits von der Geschichte wußten? Er wird es schon herausbringen.

Das Herausbringen war nicht sehr schwer. Die ungefähr fünfzehn Herren, welche anwesend waren, verstummten bei seinem Eintreten, als ob eben von ihm die Rede gewesen wäre. Dann brach unter allgemeiner Heiterkeit ein lärmendes Glückwünschen los. Und wieder wurde es still, als Monteleone dazwischen rief: „Kolossal! Da müßte selbst der alte jüdische Hosenhändler, oder was er war, zugeben, das sei noch nicht dagewesen. Ist seit gestern abend Hauptmann und hat noch nicht mehr Sterne als ein Leutnant auf dem Kragen. Du bist wohl Carbonaro geworden, Z..., und wirst einst als General ein rotes Hemd tragen wie der Kerl, der Garibaldi?"

Luigi wußte sich kaum zu fassen. Man hatte ihm durcheinander zu seiner Verlobung und zu seinem Avancement gratuliert, lustig und kameradschaftlich, formlos, aber ohne Formfehler. Dennoch fühlte er, wie ihm wieder die Röte in die Wangen stieg. Er hätte die Sachlage vorher klarer ins Auge fassen müssen. Die Kameraden wußten alles, faßten den Fall aber offenbar nicht tragisch auf. Warum sollten sie auch? Für den einen war es eine Anekdote mehr, für den anderen ein Anreiz, ebenso Karriere zu machen.

Schon wollte Luigi die Glückwünsche mit guter Miene hinnehmen, als einer der ältesten Leutnants, der freilich immer über Zurücksetzung klagte, über den Tisch herüberrief:

„Sie haben gut lachen, lieber Z..., Fräulein Braut Stiftsdame und Sie Hauptmann! Dafür heirate ich zwei."

Das war nicht schlimm, die Offiziere lachten ganz unbefangen. Luigi spürte eine aufsteigende Hitze bis in die Augen und sagte mit plötzlichem Entschluß, während er sich an den Tisch heransetzte und beim Kellner kurz ein Viertel Gewöhnlichen bestellte:

„Ich danke für die Gratulationen, auch im Namen meiner Braut. Ich habe mich wirklich gestern mit meiner

Cousine verlobt. Die Karten werden erst heute gedruckt werden. Aber von meiner Beförderung zum Hauptmann weiß ich noch nichts ... ich könnte ja sonst nicht so herumgehen."

Ein eigentümliches Schweigen folgte. Monteleone machte zwar den Witz, Z... komme ihm als Hauptmann mit einem Stern halb nackt vor, aber man lachte nicht recht. Es bildeten sich unmerklich zwei Gruppen. Die um Monteleone bespöttelten Luigis angebliche Unkenntnis. Er solle sich doch zufrieden geben und nicht zu viel auf einmal verlangen. Er solle mit dem Major bis zur Hochzeit warten. Der Scherz wurde fortgesetzt. Ohne Bosheit, aber ganz rücksichtslos verband man Verlobung und Avancement.

Die andere Gruppe bestand nur aus vier Offizieren, den vornehmsten und reichsten des Regiments. Sie waren Luigis intimer Umgang, und er hatte wahrzunehmen geglaubt, daß sie alle an ihm vorübersahen. Jetzt, da er die Glückwünsche zum Hauptmann ablehnte, tranken sie ihm zu und suchten ihn in ihre Mitte zu ziehen. Luigi aber trank seinen Schoppen ruhig aus; er hätte bloß seine Verlobung persönlich anzeigen wollen und müßte heute noch von Pontius zu Pilatus laufen. Er stand auch sofort auf, um sich zu entfernen, und hörte noch in der Tür zwanzig lustige Redensarten über sein Glück durcheinanderschallen. Auf dem Hofe holte ihn sein Freund, Graf L...., ein, einer von den Vieren.

„Du, Z..., so lauf doch nicht so. Du bist doch ein famoser Kerl. Ich habe dich auch vorhin verteidigt. Du hast ganz recht, der dritte Stern darf nicht angenäht werden, bevor der Prinz sich nicht geschlagen hat."

Z... atmete auf und drückte dem Grafen fast heftig die Hand.

„Endlich! Ich danke dir... man weiß ja gar nicht, was man denken soll ... Er wird schwer dazu zu bringen sein."

Graf L... pfiff erstaunt vor sich hin, während er Luigi auf die Straße begleitete.

„So, so? Er macht also doch Schwierigkeiten? Aber gib die Hoffnung nicht auf. Wir leben in einer kuriosen Zeit. Vielleicht kannst du ihn doch zwingen, wenn nicht mit dem Säbel, so doch mit der spada d'Italia. Auf Wiedersehen!"

Jetzt wußte Luigi, woran er war. Was der Hof ihm zumutete, was seine Mutter und seine Bräut von ihm erwarteten und wozu er sich selbst beinahe schon überredet hatte, das wurde von den meisten Kameraden als selbstverständlich angesehen, als selbstverständlich wie Essen und Trinken und wie jede andere Gewohnheit des Lebens. Aber mit seinem innersten Gefühl stand er doch nicht allein. Aus dem Grafen, der ihm lieb war, sprach sein eigenes Gewissen.

Luigi von Z... schlenderte die Straße zurück und blieb plötzlich vor dem Laden eines Papierhändlers und Lithographen stehen. Er trat ein, um die Verlobungsanzeige zu bestellen, ließ sich allerlei Muster vorlegen, konnte aber keine rechte Wahl treffen. Hauptmann? Da hätten auch die Damen mit darein zu reden. Der Mann sollte mit einigen Schriftproben im Laufe des Nachmittags zu Frau Oberst Z... kommen.

Luigi mußte nun doch wohl seinen Oberst aufsuchen. Die verdammte Duellgeschichte hatte ihn ganz vergessen lassen, daß er den Chef schon wegen seiner Verheiratung sofort aufsuchen mußte. Die Ordonnanz meldete, der Herr Oberst sei zwar gerade beim Speisen, werde aber sofort erscheinen. Und wirklich, Z... hatte kaum Zeit, einen Blick in den Spiegel zu werfen und seine Gestalt etwas strammer zusammen zu nehmen, als der Oberst schon auf der Schwelle erschien. Er wischte, bevor er die Tür hinter sich schloß, noch einmal den kurzen, weißblonden Schnurrbart und fuhr sich dann mit der linken Hand von rückwärts über das kurze, weiße Haar, eine bekannte Bewegung, von allen Offizieren als Zeichen von Ungeduld gefürchtet. Man sah es seinem mächtigen, knochigen Gesichte an, daß er ungemein hart sein konnte.

Luigi von Z... wollte wegen der schlecht gewählten Stunde um Entschuldigung bitten, aber der Oberst unterbrach ihn stirnrunzelnd:

„Ich werde wohl speisen dürfen, wann ich will, Herr Hauptmann? Übrigens habe ich Sie erwartet."

Was wollte der Mann von ihm? Er hatte ihn erwartet? Luigi trug seine Verlobungsangelegenheit vor. Der Oberst machte eine rasche Handbewegung. Der Hauptmann solle das schriftlich mit der Adjutantur abmachen, es sei alles in Ordnung.

Es entstand eine Pause. Endlich rief Luigi mit hervorbrechendem Gefühl:

„Sie sagen, Sie haben mich erwartet, Herr Oberst. Darf ich außerdienstlich mit Ihnen sprechen? Wollen Sie mir raten?"

„Nehmen Sie Platz, Herr Hauptmann. Aber Sie irren sich, die Sache ist dienstlich. Und Sie verlangen meinen Rat nur deshalb, weil Sie ihn nicht befolgen wollen."

„Herr Oberst, Sie waren der Freund meines Vaters. Sie haben ihn sterben sehen. Was soll ich tun?"

Das Gesicht des Obersten nahm einen merkwürdigen Ausdruck an. Als wäre ein lebenslanger Haß endlich gesättigt, und doch wieder mit herzlicher Teilnahme blickte er den jungen Mann an.

„Also außerdienstlich! Ich war nicht der Freund Ihres Vaters. Seit dem Tage, da er vor mir Oberleutnant wurde, obwohl er um zwei Jahre jünger und nicht eifriger war, habe ich ihn beneidet, um seinen Namen, um seinen Rang, um seine Frau und endlich um seinen Tod. Ja, auch darum. Ich war nicht sein Freund, aber ich habe ihn sterben sehen, das ist wahr. Und er starb anders, als Ihre Familienlegende erzählt, Herr ... Leutnant. Außerdienstlich."

„Was soll ich tun, Herr Oberst?"

„Ich kann Ihnen nicht raten, ich bin nicht von Adel."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Oberst!"

„Ich bin nicht von Adel, sage ich Ihnen! Ich gehöre nicht zur Familie. Was Ihnen passiert ist, könnte ein bürgerlicher Offizier nicht verwinden. Ich glaube nicht, daß er es ertragen könnte. Aber Sie! Sie bleiben, wer Sie sind. Ein kleiner Streit in der Familie! So wenigstens haben es die Herren aufgefaßt. Fragen Sie einen adligen Oberst von meinem Alter oder einen General."

„Wollen Sie damit sagen, Herr Oberst ..."

„Gar nichts will ich sagen. Ich will Ihnen nur nicht raten, weil ich nicht Ihr Standesgenosse bin."

„Und wenn ich ein bürgerlicher Offizier wäre?"

Der Oberst stand auf und stemmte seine beiden Fäuste auf den Tisch.

„Außerdienstlich! Als Ihr Vater den Befehl zu seiner letzten Attacke bekam — er reichte mir das Blatt noch vom Gaul herunter — da rief er in das Kommando hinein ganz laut einen gotteslästerlichen Fluch. Aber er gehorchte. Und als er starb, wiederholte er leise denselben Fluch ... Er ist für seinen Chef gestorben, aber gern hat er's nicht getan ... Wenn ich als bürgerlicher Offizier in Ihrer Lage wäre, so würde ich es vor allem nicht wagen, vor meinem Oberst ohne Rangabzeichen zu erscheinen. Nicht wagen und nicht daran denken! Denn in Ihrem Alter würde es mich als einen bürgerlichen Offizier überglücklich machen, Hauptmann zu werden. Und ich würde als bürgerlicher Offizier meinem höchsten Herrn nicht eine Sekunde auch nur in Gedanken ungehorsam sein. Ich würde für mich ehrerbietigst danken und dann ... als Hauptmann sterben, wie Ihr Vater als Oberst starb. Das Fluchen steht Ihnen frei."

Luigi von Z ... war längst aufgestanden und blickte dem Oberst bleich in das harte Gesicht.

„Sterben?" Durch die eigene Kugel.

„Ich glaube nicht, daß ich in Ihren Verhältnissen als bürgerlicher Offizier lange Hauptmann bliebe."

Der Oberst und der junge Offizier schauten einander lange in die Augen. Endlich zuckte der Oberst die Achseln.

Luigi von Z... verbeugte sich ernst und wollte gehen. Da ergriff der alte Mann plötzlich seine beiden Hände und suchte wieder seine Augen. Eine schwere Erschütterung schien den Körper des Obersten zu durchfliegen. Er preßte die Hände Luigis, der einer Ohnmacht nahe war, wie mit Schraubstöcken.

„Z...," sagte er endlich wie mit väterlicher Vertraulichkeit, „ich mußte es dir sagen. Ich mußte! Und wenn auch du mit einem Fluche sterben solltest, nicht mir!"

„Nicht Ihnen," murmelte Luigi. Der Oberst holte rasch aus dem Nebenzimmer ein Glas Wein herbei und streichelte liebkosend Luigis Schulter, während dieser trank.

„Übrigens," sagte der Oberst zögernd und tröstend, „versuche doch dein Glück. Vielleicht kommt das Duell noch zustande."

Wie neu belebt sprang Luigi auf.

„Ich habe keine Zeit zu verlieren, Herr Oberst, ich will mein Glück versuchen."

„Melden Sie es mir sofort, dienstlich, wenn es Ihnen gelungen ist."

Auf der Stelle fuhr Luigi von Z... nach dem Schlosse, wo er als Adjutant des Prinzen mit den meisten Hofbeamten auf gutem Fuße stand und schon oft wegen geringfügiger Ursachen leichten Zutritt zum Kabinett des Herzogs erhalten hatte. Auch heute gelangte er an Wachen und Dienern vorüber unangefochten bis in das Vorzimmer. Hier aber trat ihm ein Flügeladjutant, der nur auf ihn gewartet zu haben schien, sofort mit der Erklärung entgegen, der höchste Herr sei unter keinen Umständen zu sprechen, über jede Minute des heutigen Tages wäre bereits verfügt. Ganz abgesehen von den politischen Sorgen.

Luigi versuchte, wenigstens den Adjutanten für sich zu gewinnen und wollte ihm seinen Fall vortragen. Der aber hatte keine Zeit.

„Morgen, morgen, lieber Z..., heute gibt es zu viel zu tun. Die Abreise des Prinzen ist zu plötzlich ge-

kommen. Sie begleiten ihn nicht? Ich werde Seiner Hoheit zu melden suchen, daß Sie für morgen um eine Audienz nachgesucht haben, um sich für das Avancement zu bedanken."

„Aber — — —"

„Was für ein Aber denn? Es ist doch selbstverständlich, daß die Audienz keinen anderen Zweck haben kann. Nicht haben kann, hören Sie, lieber Z... Sie denken doch wohl nicht daran, dem höchsten Herrn eine Szene zu machen. Das ist einfach unmöglich. Also auf morgen."

Luigi wußte, daß ihn nur zwei Türen und ein Zwischenzimmer vom Kabinett trennten. Der Flügeladjutant verließ das Vorzimmer und doch sah Z... ein, daß der Zutritt nicht zu erzwingen war. Es war Wahnsinn, nur daran zu denken. Und schon den Versuch hätte man als die Tat eines Wahnsinnigen behandelt. Oder als kindisches Tun. Ebensogut konnte er einen Flitzbogen gegen den steinernen Riesen richten, wie gestern der Makkaronibub.

Er verließ das Vorzimmer und suchte den Hofmarschall und Chef des Privatkabinetts in seinem Bureau auf. Das war ein freundlicher, alter Herr, der jede schroffe Gesprächswendung haßte und auch für den ärmsten Bittsteller Zeit übrig hatte. Z... hatte jetzt erfahren, wie man ihn absichtlich mißverstand, wenn er sein Anliegen vorsichtig vorbringen wollte. Er sprach also deutlich. Der alte Herr ließ ihn Platz nehmen und entwickelte freundlich seine Meinung über den Fall. An Stelle des Herrn Hauptmanns wäre er vielleicht selbst in Verlegenheit, obwohl solche Ehrenhändel in vier Wochen anders aussähen als am ersten Tage. An Stelle des Herzogs, wenn er sich gestatten dürfte, sich auch nur im Geiste an dessen Stelle zu versetzen, würde er freilich die Erlaubnis zu einem solchen Zweikampfe nie erteilen. Immerhin danke er dem Herrn Hauptmann für seine interessanten Mitteilungen, die für das Archiv des Hauses von Bedeutung sein würden. Einen Rat,

der doch wahrscheinlich gewünscht würde, wage er freilich nicht zu geben. Der Herr Hauptmann habe eine direkte Parteinahme erhofft? Das Kabinett solle sich für die Audienz einsetzen? Unmöglich, ganz unmöglich.

„Die Unterhaltung war mir sehr lehrreich, lieber Z..., aber Sie sind ja kein Neuling im Hofdienst. Ganz undenkbar! Die Sache gehört gar nicht in mein Ressort. Vielleicht versuchen Sie es durch das Kriegsdepartement. Nämlich, lieber Z..., wenn Sie Seine Hoheit den Prinzen wirklich als einen einfachen Offizier betrachten wollen. Das kann ein Prinz von Geblüt aber gar nicht sein. Sehen Sie, lieber Z..., das ist der feinste Punkt in der berühmten Duellfrage. Das Duell ist eine Erfindung für den Adel, jawohl, in der Neuzeit auch für andere Offiziere. Die Majestät gehört nicht zum Adel. Die Majestät gehört nicht zum Duell. Die Majestät kann nicht beleidigt werden und nicht beleidigen. Wer das leugnet, leugnet die göttliche Weltordnung. Ebensogut dürfte ein König oder Herzog eine Bürgerliche heiraten. Das ist doch ein Unding."

Luigi von Z... verließ das Schloß und fuhr in das Kriegsdepartement. Ein älterer Hauptmann nahm seine Meldung ruhig entgegen. Er ließ den ungeduldig Harrenden gegen eine Viertelstunde allein, kam dann zurück und sagte:

„Ich habe Sie nicht gemeldet, Herr Kamerad, und glaube Ihnen damit einen Dienst erwiesen zu haben. Der Chef ist furchtbar aufgebracht gegen Sie. Als ich in sein Zimmer trat, war gerade von Ihrer Affäre die Rede. Es wurde erzählt, daß Sie sich immer noch in der Leutnantsuniform in der Stadt herumtreiben und aufrührerische Reden führen. Der Chef meinte, es müßte ein Exempel statuiert werden, wenn das bis heute abend so weiter ginge. Unter uns, er hat von Ihrer Ernennung gestern abend oder vielmehr heute nacht Ärger und Mühe genug gehabt. Ich sagte also gar nicht, daß Sie hier sind. Wollte ich Sie melden, so würden Sie sich eine böse

Behandlung gefallen lassen müssen. Und Sie scheinen ja empfindlich zu sein."

Luigi verließ das Kriegsdepartement und fuhr nach Hause. Er nahm einige Bissen von dem, was die Mutter ihm vom Mittagessen aufgehoben hatte. Die Frau Obristin war mit der Eßlust, mit dem Aussehen und vor allem mit der Uniform ihres Sohnes unzufrieden. Er sah heute salopp aus, wie in Zivil, hätte sie gesagt, wenn sie nicht gefürchtet hätte, ihn zu beleidigen.

Um ein Uhr sei Mathilde dagewesen. Allein. Nicht sehr schicklich, aber Luigi sei entschuldigt.

„Sie ist ein bißchen zu sehr verliebt, aber sonst ein kluges und gewandtes Mädchen. Du kannst dich in praktischen Dingen getrost ihrer Führung überlassen."

„So erwartet sie, daß ich mich füge?"

„Aufrichtig, Luigino, sie hat nicht ja und nicht nein gesagt. Sie habe ein reines Vertrauen zu deinem Charakter. Sie werde deine Entscheidung in freiem Gehorsam hinnehmen. Sie solle übermorgen mit dem prinzlichen Paar nach Rom reisen. Die Prinzessin sei sehr gnädig gewesen. Mathilde wird reisen oder bleiben, wie du es bestimmst."

„Mutter!"

„Laß sie nur mitfahren — das ist gut, sage ich dir. Und ein paar Wochen fortbleiben. Bis dahin wird alles geordnet und vergessen sein. Aber so rege dich doch nicht so auf. Du kannst doch nichts anderes tun, als was allein möglich ist."

Angstlich und schonend geleitete sie den Sohn auf seine Stube und zeigte ihm da, während sie begütigend seine Hand streichelte, einen funkelnagelneuen Waffenrock mit den Hauptmannsabzeichen. Sie hatte das Kleidungsstück ganz verlockend über die Lehne eines Stuhles gebreitet. „Denk' nur, der Schneider hat es von selbst gebracht. Extratuch. Nett. Was? Er hat gemeint, du müßtest jetzt von Kopf bis zu Fuß neu equipiert werden. Der Schneider wundert sich gar nicht, daß du Hauptmann geworden bist."

„Wirklich? Der Schneider freute sich wahrscheinlich sogar darüber. Schade, daß ich kein Schneider bin."

„Aber Luigino!"

„Ich bitte dich, Mama, warum hast du mich nicht gleich mit dem Vaterunser gelehrt, daß ich mich einst für Geld und gute Worte werde prügeln lassen müssen. Du weißt ja doch alles."

Der Frau Obristin traten ein paar Tränen in die Augen.

„Wie du das nur sagen kannst! Wie du das nur sagen kannst. Man muß doch seine Kinder gut erziehen! Das andere kommt dann schon von selber. — Wohin willst du schon wieder?"

„Noch einige Reconnaissancevisiten abstatten."

„Aber doch nicht so! Du mußt den neuen Waffenrock anziehen."

Luigi wurde jetzt so heftig, daß die Mutter ihn allein ließ. Allein mit dem Waffenrock. Das Extratuch würde schon wirken, hoffte sie.

Luigi legte sich auf sein Sofa, um zu schlafen. Aber der Schlaf kam nicht. Nur so müde und zerschlagen fühlte er sich, als ob er sechzehn Stunden Marsch bei Regen hinter sich hätte. Man hätte ihn umwerfen, niedersäbeln, man hätte ihn prügeln können. Und er empfand es als eine Wohltat, daß er in diesem Zustand nicht denken konnte. Wenn man ihn plötzlich nach seinem Namen gefragt hätte, er hätte die Antwort nicht gewußt, und im übrigen entsann er sich an nichts, an rein gar nichts. Er hatte es satt und wollte ausruhen und hatte keine Lust, noch weiter umherzulaufen. Das war sein ganzer Horizont. Dazu kam höchstens noch die Kenntnis, daß seine Mutter ein helles Seidenkleid trug, und daß drüben der steinerne Roland kein Recht hatte, ihm so blödsinnig ins Fenster hinein zu sehen.

Diese Hilflosigkeit dauerte eine gute Stunde. Dann hörte Luigi vom Platz herauf den scharfen Tritt einer kleinen Abteilung Soldaten, die wohl eine Wache ab-

lösen ging. Das weckte ihn. Er sprang auf und taumelte. Dann raffte er sich zusammen, machte vor dem Spiegel ziemlich sorgfältig Toilette, aber er blieb in dem Waffenrock, den er an hatte. Den Hauptmannsrock warf er in die Ecke.

Er ging zur Mutter hinein und ließ sich nun ordentlich zu essen und zu trinken geben. Er habe Kräfte nötig. Dann ging er an die Arbeit. Klar und deutlich stand es vor ihm, daß er entweder das Duell mit dem Prinzen erzwingen oder unrühmlich verschwinden müßte. Ob er dann mit Mathilde außer Landes ging oder ob er sich und ihr oder sich allein eine Kugel durch den Kopf jagte, das war einerlei. Da also sein Leben in Frage stand, wollte er kein Mittel unversucht lassen, um dem Herzoge die Erlaubnis zum Duell abzunötigen. Er wollte das Schloß ganz regelrecht belagern, mit allen Mitteln der Kunst, und auch die kleinste Möglichkeit einer Hilfe nicht verschmähen. Der Fäden waren so viele, welche vom Adjutanten des Prinzen Carlo Fernando zum Herzoge führten, daß es gelingen mußte. Luigi hatte sich ja eben erst als Diplomaten bewährt.

Von dieser Stunde bis gegen Mitternacht und dann am folgenden Sonntag vom frühen Morgen bis zum späten Abend dauerte die Belagerung. Luigi überging nicht einen seiner Freunde, nicht einen seiner Kameraden, nicht eine einzige Behörde, keinen Kammerdiener und nicht den Leibkutscher. Er gab seine Karte bei den beiden alten Marquisen ab, welche im Rufe standen, in wichtigen Augenblicken das Schicksal des kleinen Staates zu bestimmen, und er wartete im Vorzimmer der dummen französischen Sängerin, bei welcher der Herzog über alles plauderte, was im Kabinett vorkam. Der Herzog konnte, so klein die Stadt war, täglich durch Laune oder Zufall mit mehr als zweihundert verschiedenen Menschen in Berührung kommen. Am Abend des Sonntags hatte Luigi jeden von diesen zweihundert um Wohlwollen gebeten oder sonst zu gewinnen gesucht. Er brauchte seine

Geschichte nicht zu erzählen. Jedermann kannte sie. Die Marquisen so gut wie der Leibkutscher. Und ob er ganze Familien und ganze Zirkel zusammen fand, ob er unter vier Augen mit einem General oder mit einem Hofdiener verhandelte, überall wurde ihm dieselbe mitleidige, aber entschiedene Antwort zuteil: Nichts zu machen! Niente da far! Man konnte wahnsinnig werden oder auch darüber lachen, je nachdem man von dieser komischen Regelmäßigkeit persönlich betroffen war oder nicht.

Schon am Samstag abend war Luigi zu der klaren Überzeugung gekommen, das Schloß sei uneinnehmbar. Niemals würde der Herzog in einer solchen Sache seinen Befehl zurücknehmen. Luigi schlug, als er um Mitternacht schwankend wie ein Trunkener nach Hause zurückkehrte, die geballte Faust mit voller Kraft auf das Postament des steinernen Riesen nieder. Ob es wohl von der Stelle rücken wird? Jawohl, die Hand schmerzte, aber der Riese rührte sich nicht. Da war für einen Löwen, der im Eisenkäfig gefangen saß, eher ein Entkommen möglich, da durfte der Löwe eher hoffen, mit seinen Pranken die Eisenstäbe zu verkrümmen oder zu zerschlagen, als der Leutnant die Mauer durchbrechen konnte, die ihn vom Prinzen trennte. Gab sich aber der Löwe deshalb zufrieden? War es nicht ein Hundsfott von einem Löwen, der nicht das Futter verschmähte und nicht seine Kraft an dem Eisengitter ertötete? Nur Hundsfötter waren die zahmen Löwen, die sich im Käfig wohlfühlten und das Futter nahmen, Fleisch von Aas, von gefallenen Pferden, pfui!

Die Nacht zum Sonntage kam Luigi nicht zu Bette. Wie ein wildes Tier ging er in seiner Stube auf und nieder und hätte gern an den Stäben seines Käfigs gerüttelt. Wenn er aber ans Fenster trat, so sah er nur den Palazzino des Prinzen und den steinernen Riesen vor sich. Das Fenster war unvergittert, und er konnte sich jeden Augenblick bequem auf das Pflaster werfen,

wenn das nur ein militärischer Tod gewesen wäre und der Sturz vom ersten Stock eines Hauses überhaupt mehr als eine Kinderei, für die man mit Recht ausgelacht würde. In Rom oder Paris gab es ja Häuser von sechs Stockwerken, die eine Aussicht in die Freiheit gewährten. Aber hier in diesem elenden Neste ragte ja fast der steinerne Riese über die Häuser der Piazzetta hinaus.

Und der Sonntag brach an mit einem Kirchengeläute, als ob die hundert Kirchen Roms ihre Glocken alle vor dem Fenster des Leutnants geschwungen hätten. Und der arme Leutnant lief weiter von Haus zu Haus. Dreimal im Laufe des Tages rannte er die wenigen Stufen zur Wohnung des Conte L... hinauf. Zweimal wurde er von dem Freunde mit demselben sorgenden Blick empfangen und zweimal verließ er die kleine Villa wieder, ohne daß es zu einer rechten Aussprache gekommen wäre. Als er das drittemal wieder kam und sich erschöpft auf das Sofa niederwarf, sagte L...:

„Du solltest lieber die Zeitung lesen. Savoyen rüstet ernsthaft. Napoleon ist italienisch. England vermittelt vergebens. Ich weiß noch mehr..."

Luigi hörte gar nicht zu. Er stürzte wieder fort und begegnete auf der Straße dem Kameraden Monteleone, der ihn spöttisch begrüßte und ihm mit dem Finger drohte.

Luigi verbrachte auch den ganzen Sonntagnachmittag mit dem, was er jetzt nur noch höhnisch die Belagerung des Schlosses nannte; aber er hatte jede Hoffnung aufgegeben. Er hielt es nur für seine Pflicht, nichts unversucht zu lassen. Fast zu jeder Stunde hatte er es auf einem neuen Wege unternommen, bis zum Prinzen Carlo Fernando zu dringen. Ein einziges Mal gelangte er bis zum Stabsarzt, der ihm die Hand verweigerte. Der Prinz habe strengen Zimmerarrest bis zum Augenblick der Abreise. Luigi würde unter keinen Umständen bis an ihn gelangen. Der Prinz werde abreisen und die Überzeugung mitnehmen, jede Pflicht erfüllt zu haben.

„Von Ihrer verrückten Aufgeregtheit haben wir ihm selbstverständlich nichts erzählt. Er weiß, daß Sie Hauptmann geworden sind, und wird Ihnen seine weitere Gunst nicht entziehen."

Es war Sonntagabend und nach Sonnenuntergang, als Luigi wieder über die Piazzetta schritt und einen Reisewagen bemerkte, der im Hofe des Schlosses mit Koffern beladen wurde. Er trocknete sich den Schweiß unter seinem Tschako und versuchte einen verzweifelten Weg. Über den Hof des Palazzino, an dem Reisewagen vorüber, betrat er eine der Diensttreppen des Hauses. Er begegnete einer Kammerdame und zweien vom Gesinde. Sie sahen ihn alle verwundert an, ließen ihn aber gewähren. In den Korridoren verirrte er sich einmal und geriet an eine Tür, die von einer Schildwache besetzt war. Er kehrte um und fand endlich die Appartements der Prinzessin. Während er noch zögerte, trat Mathilde heraus. Sie hatte seinen Schritt erkannt.

Sie solle ihn bei der Prinzessin melden. Mathilde war bleich. Sie handelte gegen ein ausdrückliches Verbot, wenn sie den Leutnant einließ.

„Du zögerst nicht, Tildina?"

„Ich? Wenn ich deinen Willen kenne? Mein Luigi, begreifst du nicht, was ich dabei fühle, wenn ich „mein" sage? Du bist nicht nur mein Liebster, ich bin nicht nur deine Braut. Die Not hat uns vermählt. Ich bin dein Weib. Du bist mein Mann. Befiehl!"

„Du!"

Nur die Hände reichten sie sich innig, dann ging das Hoffräulein ihn zu melden.

Sofort erschien sie wieder. Luigi durfte eintreten. Die Prinzessin empfing ihn allein.

Während er Atem schöpfte und plötzlich aufs neue Hoffnung faßte, redete die Prinzessin einige gütige Worte, in denen sie ihrer Freude Ausdruck gab, dem jungen Diplomaten persönlich ihre Glückwünsche aussprechen zu können.

„Sie haben aufs neue einen Einblick tun können in das opferreiche Leben, welches wir Großen führen, zu denen ihr wie zu Göttern emporschaut. Sie, mein lieber Luigi, sind fortan kein Fremder in meinem Hause und haben ja bereits erfahren, daß eine mächtige Hand Sie beschützt. Gehen Sie mit Gott und bleiben Sie mir ergeben!"

Endlich konnte Luigi sprechen. Er begann wie ein Hofmann in den vorsichtigsten Ausdrücken und schilderte dann mit leidenschaftlichen Worten seinen Schmerz über die ungesühnte Beleidigung des Prinzen. Und es war halb ein natürliches Gefühl, halb der Wunsch, auf den romantischen Sinn der Prinzessin zu wirken, daß er sich ihr schließlich zu Füßen warf, die dargereichte Hand mit Küssen und Tränen bedeckte und nach einem leisen Hilferuf ängstlich verstummte. Die Prinzessin war sichtlich bewegt, blickte zufrieden zu ihm nieder, ließ ihm ihre Hand und sagte, selbst unter Tränen, indem sie ihn plötzlich duzte:

„Das ist sehr ergreifend! Du hast sehr viel gelitten, Armster! Nun, desto besser, daß alles geordnet ist."

Luigi starrte sie an. Sie hatte ihn gar nicht verstanden.

„Nichts ist geordnet, teuerste Prinzessin!" rief er heftig, ohne seine demütige Stellung aufzugeben. „Der Prinz hat mich in Gegenwart meiner Braut geschlagen und versagt mir die Genugtuung. Daß man mich dafür befördert, daß man meiner Braut eine Aussteuer gibt, daß wir uns sobald heiraten können, das ist alles gütig und gnädig. Aber meine Ehre gibt es mir nicht wieder. Meine Ehre! Teuerste Prinzessin, erbarmen Sie sich meiner! Beim heiligen Blute des Heilands und bei den Schwertern im Busen der Mutter Gottes beschwöre ich Sie, helfen Sie mir! Der Herzog hat das Duell verboten, ich weiß es. Aber der Prinz, Ihr hoher Gemahl, wird mir das Duell trotzdem nicht verweigern, wenn er erfährt, daß ich wie um ein Geschenk darum bitte. Er ist so dicht

umgeben, daß mein Ruf nicht zu ihm dringen kann. Man redet ihm ein, ich hätte mir meine Ehre abkaufen lassen. Ich aber will das nicht. Sie, teuerste Prinzessin, werden meine Bitte dem Prinzen vorbringen! Ich will ja nichts als einen Säbelhieb. Ich schwöre bei Sankt Georg, ich will stillhalten und auf mich einhacken lassen, wie auf einen Eichenklotz! Aber ich muß mich mit dem Prinzen schlagen."

Die Prinzessin erhob sich plötzlich. Ihr reizloses Gesicht hatte sich verwandelt. Etwas wie Verachtung war darin zu erblicken.

„Das kommt davon, Herr Hauptmann," sagte sie kühl, „wenn man gütig ist. Sie scheinen zu vergessen, wer Sie sind!"

„Prinzessin!" rief der Leutnant außer sich, „wann war es denn? War es nicht gestern, daß Sie mir versprachen, ich könnte in jeder Lebensnot Ihrer Gnade sicher sein? ..."

Luigi blickte auf und erhob sich schnell, als er das Gesicht der Prinzessin sah.

„Wenn Sie mit meiner Gnade Wucher treiben wollen, Herr Hauptmann ..."

Luigi machte eine tiefe Verbeugung und ging. Wohl war es ihm, als ob sich im Zimmer Mathildens die Türklinke rührte, aber er wandte sich nicht um.

Zum vierten Male ging er zum Conte. Derselbe fragende Blick, dasselbe Achselzucken zur Antwort. Luigi verschmachtete. Conte L ... brachte persönlich einige Erfrischungen.

Was nun? Der Graf gab offen zu, daß er ein persönliches Interesse an dem Ausgang der Sache nehme. Wenn der Herzog in dieser Weise nicht nur den Pöbel behandelte, der sich's gefallen ließ, sondern auch die wenigen Adligen, die das Herz auf dem rechten Fleck hatten, nun dann war auch ein Conte L ... seiner Ehre nicht mehr sicher und hatte nicht übel Lust, seinem Souverän den Krieg zu erklären.

„Da haben wir's ja bei den verdammten Demokraten besser. Der Fürst will mich ducken. Aber der größte Schreier unter den Carbonari, selbst der kleine Advokat drüben im Caffé respektiert meine Vorrechte, wenn auch nicht in der Theorie, so doch durch Bücklinge. Und diese ungefährlichen Republikaner sind Agenten Sardiniens. Ich hoffe sehr viel von dem Hause Savoyen."

Luigi hörte nicht. Er bat um die Erlaubnis, einige Briefe schreiben zu dürfen. Der Graf lockte ihm, während im Arbeitszimmer Licht gemacht wurde, einiges über die vergeblichen Versuche der beiden letzten Tage heraus. Dann schrieb Luigi drei Briefe: an den Prinzen, an den Dottore und an den Capitano. Der Graf übernahm es, die Schreiben durch einen seiner Diener besorgen zu lassen, als ob sie von ihm kämen. Aber er lächelte ironisch.

„Du bist Adjutant gewesen, lieber Luigi, aber du kennst den Geist dort dennoch nicht. Den Riesen von Stein oder von Eisen."

Luigi blickte überrascht auf. Dann ging er nach Hause. Wieder überfiel ihn ein Zustand vollkommener Hilflosigkeit. Er warf sich, halb ausgekleidet, auf sein Bett und schlief ein. Furchtbare Träume quälten ihn. Er lernte in dieser Nacht die Todesangst kennen. Er war in der Schlacht und hörte lustig die Kugeln pfeifen. Da kamen durch die Luft unter gräßlichem Sturmesheulen der Oberst und der Conte L... auf ihn zugeritten, jeder mit einer Reiterpistole in der Faust. Der Oberst stellte sich zu seiner Rechten, Conte L... zu seiner Linken, und sie setzten die Pistolenläufe an seine beiden Schläfen und zählten langsam und bedächtig: eins — zwei — und —

Zu „drei" kam es nicht. Lieber tot sein, als diese Qualen ausstehen. Wie unendlich lange sich das hinzog. Eins — die Schlacht war zu Ende und Luigi hatte zwei Meilen zu reiten, und der Oberst hatte die Eins noch nicht zu Ende gesprochen. Die „Zwei" dauerte so lange, daß die Sonne darüber aufging, und wie der große Zeiger am Zifferblatt langsam über das Himmelsgewölbe

zog und wieder unterging. Und erst dieses unendliche „Und"! Luigi schloß die Augen und wartete und wartete. Er hörte keinen Schuß. Er mußte ein Ende machen. Er selbst wollte „drei" kommandieren. Aber ob er auch wie im Todeskampf sich mühte, er konnte keinen Ton hervorbringen. Ob er auch sich anstrengte, daß ihm der Schweiß aus allen Poren drang, er fühlte nur den Schmerz, den ihm die beiden Pistolenläufe verursachten, und er vermochte unter Stöhnen höchstens die Augen aufzureißen.

Es war heller Tag und draußen wütete die Tramontana. Die Tramontana war ihm im Schlafe als das Toben der Schlacht erschienen. Sie sauste über die Piazzetta herüber und pfiff über die Häuser hinweg. Sie rüttelte an den Fenstern und machte die Wände erbeben. Auf dem flachen Dache über Luigis Schlafstube mußte sie etwas losgerissen haben. Er glaubte immer noch zu träumen, so heftig donnerten die Kanonenschläge gegen die Grundmauern des Hauses. Oder war er wirklich immer noch inmitten der Schlacht?

Er sprang zum Fenster. Die Piazzetta war fast menschenleer. Vor den Häusern lagen Trümmer von Stuck und Ziegelsteinen. Drüben, auf dem Kirchendache, hatte der Sturm die starke Blechbekleidung losgerissen. Eine Elle breit und einige Klafter lang flatterte das schwere Metall wie eine Fahne im Wind und schlug da und dort krachend gegen die Dachsparren, daß der Schiefer unter dem Bombardement nur so splitterte. So war ja auch das Stampfen und Stoßen über seinem Kopfe zu erklären. Luigi war nicht in der Schlacht. Er hatte nur sich selbst umzubringen und vorher durch den heulenden Sturm hindurch die letzten dienstlichen Gänge zu machen.

Er machte sorgfältig Toilette. Zuletzt zog er den neuen Waffenrock mit den Hauptmannssternen an. Er begab sich in das Wohnzimmer zur Mutter.

„Die Madonna sei gelobt!" rief diese, als sie seine Uniform erblickte. „Ich hätte die ganze Nacht kein Auge

schließen können, auch wenn die Welt nicht unterginge. Heilige Mutter Gottes, das Haus stürzt ein!"

Luigi beruhigte sie und schickte die Magd hinaus, die aus Angst hereingeschlichen war. Eine gewöhnliche Tramontana.

Die Mutter bekreuzigte sich und reichte ihm drei Briefe. Die an den Prinzen und an den Dottore waren uneröffnet zurückgekommen, vom Capitano einige höflich ablehnende Zeilen. Luigi trank eine Tasse schwarzen Kaffee und ließ die Mutter reden, ohne zu hören. Sie erzählte ihm etwas aus der gestrigen Zeitung. Aus Turin schienen bedenkliche Nachrichten eingetroffen zu sein. Luigi fuhr plötzlich auf und wurde an die Todesangst der Nacht erinnert. Es hatte draußen geklingelt.

Ein hübsches junges Küchenmädchen aus dem Palazzino schlüpfte herein. Durch ihren Geliebten, einen Soldaten der Wache, der sich der Gnade des Herrn Hauptmanns bestens empfahl, war ihr ein Brief zugesteckt worden. Sie legte den Brief feierlich in Luigis Hand und fort war sie.

Mathilde schrieb:

Sie sei seit gestern abend auf das strengste bewacht. Schlag zwölf Uhr werde die Reise vor sich gehen. Der Prinz und die Prinzessin seien vollkommen ausgesöhnt.

„Handle, wie du willst, mein Geliebter, und bestimme über mein Leben. Willst du dich unterwerfen, so werden wir nach einigen Wochen Mann und Frau sein. Hast du aber anders beschlossen, so sprich ein Wort und ich folge dir, wohin du willst, hier wie im Jenseits, und sei es auch der Weg der Sünde! Die Mutter Gottes und alle Heiligen mögen für mich bitten! Du bist mein geworden in diesen schweren Tagen, ganz mein. Ich bin dir treu, wie du dir selber treu bist. Bleib' dir nur treu, nichts weiter verlange ich — es war eine schreckliche Nacht. Die Prinzessin sieht in ihr böse Vorzeichen."

Luigi steckte das Briefchen in seinen Waffenrock, setzte den Tschako auf und ging. Festen Schrittes überschritt

er die Piazzetta, wo die Menschen inzwischen zusammengelaufen waren und die argen Verwüstungen des nächtlichen Sturmes betrachteten und besprachen. Um den steinernen Roland sah er eine lebhafte Gruppe. Er ging durch die Hauptstraße auf die Wohnung des Obersten zu. Auf dem Wege traf er einige Kameraden, die ihm wieder freundlich zunickten und dabei den neuen Hauptmann mit einer gewissen heiteren Würde zuerst militärisch grüßten.

Der Oberst empfing ihn ungeduldig.

Luigi meldete sich als Hauptmann. Der Oberst unterdrückte eine Frage.

„Leben Sie wohl, Herr Oberst!" sagte Luigi. „Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir die Wahrheit sagten. Ich werde meinen Hauptmannsrang nicht lange führen."

Der Oberst ergriff seine beiden Hände.

„Luigi," sagte er weich. „Ich wollte kein Unglück anrichten."

Der junge Offizier schüttelte traurig den Kopf.

„Luigi," fuhr der Oberst dringender fort. „Ich will diese Schuld nicht auf meiner Seele haben. Es riecht nach Krieg. Sie werden eine ehrenvolle Gelegenheit finden."

„Krieg gegen Savoyen?" sagte Luigi leise. „Ja, wenn ich drüben stehen könnte!"

Der Oberst machte zwei Schritte zurück.

„Ich will das nicht gehört haben, Herr Hauptmann. Ich müßte Sie sonst ..."

„Was denn, Herr Oberst? Mich in den Tod schicken vielleicht?"

Der Oberst nickte kurz mit dem Kopfe. Luigi war entlassen.

Er hatte noch zwei dienstliche Meldungen, dann ging er aufs Schloß, nach Vorschrift seinen Dank abzustatten. Er wurde vom Adjutanten empfangen.

„Na, sehen Sie, lieber Luigi! Es ist gut. Ich werde über Sie Bericht erstatten, und ich weiß, man wird Ihre Meldung gnädig aufnehmen. Auf Wiedersehen!"

Luigi kehrte durch den fegenden Sturmwind nach Hause zurück, um seine Pistole zu laden. Es ging ihm durch den Kopf, daß er in seiner neuen Uniform nicht mehr verdächtig war und vielleicht heute bis zu Mathilden dringen konnte. Dann tötete er sie und sich, wenn er nicht im letzten Augenblick in Raserei verfiel und die Waffe noch weiter brauchte.

Auf der Piazzetta hatten sich über tausend Menschen angesammelt. Niemand wagte sich in die Nähe der Häuser, von deren Dächern immer noch hier und da ein Stein niederflog. Die erregten Männer und Weiber bewegten sich schreiend und gestikulierend um den alten Roland herum und wiesen mit Augen und Fingern auf den steinernen Riesen. Luigi eilte auf sein Zimmer. Er hatte den Grafen am Fenster erblickt.

„Weißt du das Neueste?" rief ihm der Graf entgegen.

„Ja," erwiderte Luigi, „daß ich die Beförderung angenommen habe und in einer Stunde tot sein muß."

Der Graf nötigte ihn erst zum Niedersitzen und fragte, ob Luigi die Zeitung immer noch nicht gelesen hätte. Und erst jetzt erfuhr der Hauptmann, was ihm seit dem Erwachen undeutlich durch die Ohren geschwirrt war, daß das Haus Savoyen gegen Österreich rüstete. Der Graf zog Briefe aus der Tasche und las sie dem Freunde vor. Es waren geheime Mitteilungen seiner Turiner Freunde und patriotische Ergüsse von Verschwörern in Mailand, welche in poetischen Ausdrücken die Erhebung aller geknechteten Städte für die Einheit Italiens verlangten.

Luigi schüttelte traurig den Kopf, während er die Pistole aus seinem Schreibtisch zog.

„Ich glaube an keine Wunder mehr. Du hast es gestern selbst gesagt. Wie der steinerne Riese, so unverändert steht die Macht drüben im Palazzino und im Schlosse. Seit dreihundert Jahren hofft Italien vergebens. Jeder dieser kleinen Tyrannen ist so ein fester, steinerner Klotz. Entehrt bin ich schon, ich will nicht auch noch lächerlich

werden. Ja, wenn ich mein Duell in einem Krieg ausfechten könnte! Aber es kommt nicht zum Kriege, unsere kleinen Fürsten sind so unbeweglich wie der steinerne Roland auf der Piazzetta."

Der Graf lachte auf.

„So unbeweglich wie der Orlando!" rief er. „Bist du denn blind und taub? Orlando bewegt sich. Blick' hin, wenn du scharfe Augen hast, und wenn nicht, so spitze die Ohren!"

Die Freunde traten ans Fenster. Die Menschenmenge war noch im Wachsen und sprach durcheinander. Es war nichts weiter zu verstehen, als daß ein Wunder geschehen sei! Ein Wunder! Und als Luigi scharf hinblickte, da durchzuckte es ihn selber. Ganz sichtbar hatte die große Bildsäule sich auf ihrem Postamente um einige Zoll gedreht. Der Riese blickte am Palazzino vorüber nach Norden, und es schien wirklich, als schwanke er unter den Stößen des Nordsturms auf seiner Basis.

„Ein Wunder!" wiederholte Luigi aufs tiefste ergriffen.

„Desto besser," sagte der Graf, „wenn das Volk an ein Wunder glaubt und eine große Umwälzung erwartet. Dann wird sie sich um so leichter vollziehen. Ich für meinen Teil habe einen Kardinal zum Onkel, ich bin nicht wundergläubig. Die Basis dieses alten steinernen Herrn mag durch Regen der Jahrhunderte ein wenig unterwaschen worden sein, und da behandelt ihn nun die Tramontana wie eine schwere Wetterfahne. Unser gutes Volk aber glaubt, der Himmel habe sich für den König von Sardinien erklärt. Wie du weißt, sucht er Freiwillige unter den unzufriedenen Patrioten. Ich bin so ein Malkontenter, und ich glaube, lieber Luigi, du gehörst nicht zu den Zufriedensten. Lade immerhin deinen Revolver, aber wie wäre es, wenn wir nach Turin aufbrächen?"

Leidenschaftlich blitzte es in Luigis Augen auf. Das war mehr als Rettung, das war ein neuer Lebensinhalt! Noch zögerte er.

„Wir sind Offiziere ..."

„In Turin finden wir den Degen Italiens. Wir gehen nicht zum Hause Savoyen über. Bah, mein Haus ist ebenso alt. Wir gehen mit Savoyen zu Italien über. Ist Italien erst fertig, dann machen wir dem Hause Savoyen unsere Rechnung ... Man hat auch seine kleinen Verbindungen. Mathilde reist nicht ab und wird nicht mehr bewacht. Dein Freund Carlo Fernando hat den Palazzino vor einer Stunde verlassen, allein. Nach Wien, da soll er die Weltgeschichte aufhalten. Aber er kommt zu spät. Italia farà da se! Morgen werden wir dabei sein. Um sechs Uhr abends reise ich ab. Fünf Stunden weit in meinem eigenen Wagen. Im Palazzino geht alles drunter und drüber. Hol' dir deine Braut. In meinem Wagen ist Platz für euch."

*

Noch vor dem Ausbruch des Krieges wurden Luigi und Mathilde Mann und Frau. Sie wurden zu Turin in der Kirche Gran Madre di Dio getraut.

Mit abergläubischer Angst sah Mathilde den Geliebten zum Kriege abziehen. Nicht umsonst hatte die Obristin in aufgeregten Briefen ihr alle Schuld gegeben und mit dem Fluche der Kirche gedroht. Mathilde wurde die Vorstellung nicht los, Luigi werde durch eine Kugel getötet werden, genau an der Schläfe, wo der Stiefel des Prinzen die Photographie eingerissen hatte. Aber Luigi kam heil aus der Schlacht von Magenta, und bei Solferino wurde er nur leicht verwundet, am linken Arm durch einen Streifschuß.

Als Oberleutnant war Luigi in das Heer Sardiniens eingetreten. Nach dem Friedensschluß war er Major. Die kleinen Tyrannen Italiens waren hinweggefegt. Prinz Carlo Fernando und seine Gemahlin lebten in Tirol; sie gehörten zum Hofstaate des Exkönigs.

Dorthin schickt Luigi im Herbst seine Herausforderung zum Zweikampf. Er wurde keiner Antwort gewürdigt.

Sieben Jahre dauerte die Ehe. Luigi sich selber getreu, Mathilde frei und gehorsam. Sie waren glücklich und heiter. Im Jahre 1866, in der unglücklichen Schlacht von Custozza, fiel Luigi; eine österreichische Kugel hatte ihn ins Herz getroffen.

Mathilde blieb mit zwei kleinen Knaben zurück. Nicht für immer verlor sie ihre Heiterkeit. Sie hätte ihren Kindern den Grafen L... zum zweiten Vater geben können, der Minister geworden war und im schönen Florenz lebte. Traurig lächelnd lehnte sie ab. Sie blieb in Turin.

Luigis Mutter trennte sich nicht von ihrer Heimat. Sie vergötterte jetzt den Rè Galantuomo, Vittorio Emanuele, den König von Italien. Er hatte der Mutter des tapferen Luigi von Z... ein kleines Gnadengehalt ausgesetzt. In ihrer niedlichen Wohnung hing nun dem Bilde des Gatten das des Sohnes gegenüber; über beiden Rahmen waren umflorte Lorbeerkränze angebracht. Die Obristin von Z... ging immer schwarz gekleidet; es machte übrigens schlanker.

Glück im Spiel

Eine Geschichte aus Monaco

An einem sommerlich warmen Nachmittag im Mai 1874 oder 1875 kehrte Amtsrichter Balders mit seiner jungen Frau von der ersten Ausfahrt nach ihrer kleinen Wohnung in der Königgrätzer Straße zurück. Im Tiergarten hatte Edda alle Bekannten, die sie mit eigentümlichem Lächeln grüßten, so stolz und glücklich angelacht, daß ihr Mann darüber immer froher und aufgeregter wurde. Und als sie jetzt, ganz überflüssigerweise auf seinen Arm gestützt, die zwei Treppen emporstieg, da umgab sie noch in dem dunklen Stiegenraum das Glück des Frühlings, das aus dem ungeheuren Federstrauße, aus jeder Falte ihres hellblauen Wollkleides, aus jedem Büschel ihres welligen hellbraunen Haares ebenso lenzesduftig atmete. Als der Gatte die Flurtür mit seinem Drücker öffnen wollte, hielt sie ihn plötzlich mit einem seligen Aufleuchten ihrer Augen zurück. Drinnen quiekte etwas Kleines. Und Edda hielt den Treppenabsatz vor ihrem Heim für den geeigneten Ort, ihrem lieben Manne stürmisch um den Hals zu fallen und ihr volles Glück ein Weilchen auszuweinen, bevor sie den Raum betrat, wo der kleine Heinz so köstlich schrie.

Der große Heinrich, der sich aber kaum zu neigen brauchte, um mit seinem schneidigen blonden Schnurrbart Eddas Mund zu erreichen, streichelte seiner Frau die mädchenhaft rosigen Wangen und lauschte mit ihr andächtig auf das leise verstummende Rufen „seines Jungen". Da nahten Schritte vom oberen Stockwerk und beschämt, wie ein ertapptes Liebespärchen flüchteten sie hinein und durch die Wohnstube in den kleinen, sonnenerfüllten Raum, wo das sechs Wochen alte Kind

an der Brust einer teilnahmlosen Spreewälderin lag, kräftig saugte und nur ab und zu einen Augenblick abließ, um als letzten Nachhall seines ungeduldigen Geschreis einen ganz kurzen, leisen, knurrenden Laut von sich zu geben. Bewundernd saß Heinzens Großmama, des Amtsrichters fast siebzigjährige Mutter, daneben. Man begrüßte einander nicht, man blickte nur überglücklich auf das rosige Ding, das noch nicht einmal den Kopf nach den Eltern umwandte.

Dann schlief es ein, und hintereinander verließen der Amtsrichter, Edda und die Geheimrätin auf den Fußspitzen die Stube. Mit ängstlicher Vorsicht lehnten sie die Tapetentür nur an. Jetzt erst legte das Ehepaar die Überkleider ab und reichte der Mutter die Hände. Die Rührung war vorüber, und mit ruhiger Zufriedenheit hörte man den eingehenden Bericht der Großmutter über die letzte Stunde aus dem Leben des kleinen Heinz an. Noch eine Tasse Kaffee, und die alte Frau, welche seit vielen Wochen das Haus ihres Sohnes fast nicht verlassen hatte, kehrte nach ihrer eigenen alten Wohnung im Nachbarhause zurück.

Edda streckte sich etwas ermüdet auf dem Sofa neben der Tür des Kinderzimmers aus, Heinrich nahm neben ihr auf einem niedrigen Stuhle Platz, legte ihre warmen kleinen Hände zwischen die seinen und küßte ihr nachdenklich die Fingerspitzen, eine nach der anderen. Edda ließ sich das mit geschlossenen Augen eine Weile gefallen, dann schlug sie plötzlich die Lider auf, schlang die Hände um seinen Hals, zog seinen Kopf ein wenig herab, drückte auf seine Lippen einen herzhaften Kuß und sagte:

„So! Das Verwöhnen muß endlich aufhören. Du mußt wieder vernünftig werden, Heinz. Wir haben unseren Jungen, ich bin wieder ganz gesund, wir wollen dieses schöne Krankenstubenleben sein lassen."

Heinrich sprach einige leise Worte darüber, daß sie sich noch schonen müßte, und holte dann als Symbol des ruhigen Alltagslebens die erste Zigarre aus seiner Tasche;

Edda lachte, aber verbot ihm ein für allemal das Rauchen im Zimmer neben dem Kleinen. Heinrich steckte die Zigarre gehorsam wieder ein und sah dabei aus, als ob er durchaus nicht wüßte, wie er sonst das vernünftige Leben wieder anfangen sollte. Doch Edda schien einen bestimmten Plan zu haben.

„Um diese Stunde haben wir seit Jahr und Tag immer geplaudert, oft über alle die Sorgen des Haushaltes, noch öfter über das, was unsere Erinnerungen und unsere Gedanken ausmachte. Du kennst mein Leben so genau, wie ich selber. Auch ich weiß viel von dir, wenn auch ihr Männer immer so falsch und hinterhaltig seid. Nur die Hauptsache habe ich nie erfahren können: wie ich deine Frau geworden bin? Oh, du verstehst mich ganz gut! Du hättest es mir längst erzählen sollen. Zu fragen habe ich mich bisher geschämt. Aber jetzt haben wir ein Kind zusammen. Ich bin Mutter."

Sie kicherte leise auf, das drollige Glück war ihr immer noch etwas Neues.

„Laß das heute, Edda; es würde dich aufregen," erwiderte er verlegen.

„Du willst nicht? So will ich noch eine Stunde die Kranke spielen und du wirst mir jeden Wunsch erfüllen. Ich will heute endlich hören, was damals in Monaco geschehen ist. Stelle das Tischchen hierher. So. Nun bringe mir einmal die Photographien von Monaco und Bordighera, alle. Ich danke dir, Heinrich, du bist lieb und gut. Dann will ich das Album hier liegen haben, nein, nicht unser langweiliges Photographienalbum, deine alte Zeichenmappe meine ich, mit „ihrem" Bilde. Gehorche, sonst werde ich wahrhaftig wieder krank. Und nun holst du aus deinem Schreibtisch das Pistol her, keine Widerrede. Es ist nicht geladen und wird nie wieder geladen werden. Nebenan schläft unser Heinz, da fürchte ich mich vor dem alten Eisen nicht."

Heinrich tat nacheinander, was seine Frau wünschte; als er aber wieder neben ihr saß, fuhr er sich erregt durch

sein kurzgeschnittenes aschblondes Haar und sagte mit gedrückter Stimme:

„Sei gut, mein Kind! Es wird dich zu sehr angreifen!“

Da kicherte sie hell auf, schmiegte sich wohlig in die Polsterung des Sofas und sprach neckend:

„Dich scheint es anzugreifen, du armer Kerl. Mir kann's nichts tun. Nebenan schläft ja der Heinz. Und wenn die Geschichte zu schaurig werden sollte, so reichst du mir eben deine Hand, und ich weiß gleich, daß wir einander gekriegt haben. Und weil wir nicht gestorben sind, so leben wir noch heute.“

Immer wieder zierte sich der junge Gatte und wollte das kleine Erlebnis mit ein paar Andeutungen abtun; aber Edda ließ nicht nach. Als er gar einen Novellenkunstgriff anwenden und die Heldin seiner Geschichte unter falschem Namen einführen wollte, da wurde sie ungeduldig und rief:

„Du, gar so unwissend, wie du glaubst, bin ich doch nicht. Ich will es dir erleichtern und statt deiner anfangen, damit du gleich siehst, was ich von der Sache schon erraten habe. Es war vor zwei Jahren . . . nein, warte. Es lebte einmal in Berlin in bescheidenen aber auskömmlichen Verhältnissen — nicht wahr, so erzählt man doch? — eine verwitwete Geheimrätin, namens Balders. Diese hatte einen abscheulichen Sohn von sechsundzwanzig Jahren und acht Monaten, derselbe hieß Heinrich. Nein, lachen darfst du nicht. Ich erzähle ganz gut. Wenn du's besser kannst, erzähle gleich weiter.“

„Du lieber Narr!“

„Sie hatte aber auch eine neunzehnjährige Nichte, mit Namen Edda. Edda war ein vollkommenes Geschöpf, nur daß sie den abscheulichen Heinrich liebte. Sie hatte es keinem Menschen gesagt und wunderte sich immer darüber, daß alle Leute es wußten. Besonders die Geheimrätin spielte gern darauf an und machte kein Hehl daraus, daß ihr eine Verbindung zwischen ihrem

Sohne und ihrer Nichte recht angenehm wäre. Heinrich aber kümmerte sich nicht um das liebenswürdige Mädchen. Er hatte, bis dahin ein Musterknabe, nach seinem glänzenden Assessorexamen plötzlich ein wüstes Leben angefangen, brachte seine Abende weder bei seiner Mutter zu, noch in seiner ehrbaren Stammkneipe. Er, der bis dahin nur für Shakespeare und Schiller geschwärmt hatte und die Franzosen haßte, war fast täglicher Gast im Friedrich-Wilhelmstädter Theater, wo gerade eine gemeine Offenbachiade aufgeführt wurde. Zwanzigmal schon hatte er sich das Ding angesehen; als aber die edle Edda das verhältnismäßig beste Stück daraus auf dem Klaviere einübte und es ihm bei seiner Mutter vorspielte, da erkannte er die Melodie nicht einmal; denn er war unmusikalisch wie ein Laternenpfahl."

Heinrich streckte seine Hand nach Edda aus.

„Das ist noch gar nicht nötig," rief sie, „mir ist noch nicht bange. Die unschuldige Edda hörte ab und zu den Namen Betty Edmoser in Verbindung mit dem des Assessors aussprechen. Sie weinte darüber, denn die Edmoser mit ihren wilden schwarzen Haaren und noch wilderen schwarzen Augen, mit ihrem üppigen Wuchs und ihrer Wespentaille erschien ihr in ihrer unbegründeten Bescheidenheit als eine unbesiegbare Nebenbuhlerin. Wenn dieses Fräulein wenigstens die erste Sängerin ihrer Bühne gewesen wäre! Aber nein, sie hatte in dem Stücke nur im zweiten Aufzuge ein einziges kleines Lied zu singen, und das sang sie immer falsch. Du, das verstehe ich besser! Es war gar nichts an ihr. Doch kehren wir zu unserer Geschichte zurück. Ein Gerücht wollte wissen, daß der Assessor den dritten Aufzug der Operette überhaupt noch niemals gehört hatte, daß er jedesmal im Zwischenakte davonschlich und Fräulein Edmoser nach Hause begleitete, so oft sie es ihm erlaubte. Und so ungeduldig der Assessor jetzt seine Fußspitze auf und nieder zittern läßt, so ungeduldig mag er damals erwartet

haben, daß die falsche Sängerin aus der griechischen Tunika ..."

„Chlamys," warf Heinrich dazwischen.

„Darauf kommt es nicht an. Die Geheimrätin sprach natürlich mit ihrer Nichte niemals über solche Häßlichkeiten. Sie grämte sich aber sehr und beschloß endlich, der Sache mit einem Gewaltstreich ein Ende zu machen. Sie ließ sich von dem wackern Hausarzte einen Aufenthalt im Süden verordnen, fuhr, begleitet von ihrer guten Nichte Edda, nach der Riviera di Ponente und ließ sich in Bordighera nieder, weil eine deutsche Familie damals an der italienischen Küste, nicht aber in einem der französischen Luxusbäder leben konnte. Ende Februar schrieb sie ihrem ungeratenen Sohne, daß sie in der ewigen Unruhe um ihn niemals genesen könne, aber in der herrlichen Gegend gewiß ihre Kräfte wiederfinden würde, wenn Heinrich ihr zuliebe ein paar Wochen bei ihr aushalten wollte. Heinrich war ein guter Junge und fiel drauf 'rein. Er nahm Urlaub von seinem Rechtsanwalt und kam schon nach wenigen Tagen in Bordighera an, wo er von der Geheimrätin mit Freudentränen empfangen wurde. Edda ließ sich nicht so viel merken, aber sie brachte am Tage seiner Ankunft einen großen Korb voll von Veilchen und Anemonen nach Hause, um seine Stube schmücken zu helfen. Weißt du, Heinz, oben, an der alten verfallenen Ölpresse, von wo man die tolle Aussicht bis nach den Bergen von Nizza hat, dort, zwischen den ausgehöhlten grauen Ölbäumen, dort gab es Veilchen wie Gras. Ich habe mich aber doch hundertmal bücken müssen, um den Korb zu füllen. Jedesmal dachte ich deiner, der du dich nach meiner Liebe nur ein einziges Mal zu bücken brauchtest, um sie abzupflücken und heimzutragen, du schlechter Mensch. Siehst du, nun kann ich gar nicht mehr weiter erzählen."

Auch Heinrich fand keinen Scherz. Er strich seinem Weibe leise mit den Fingern über die Haarwellen und sagte:

„Du hast recht. Es ist besser, daß wir uns auch darüber einmal aussprechen. Ist es wirklich erst zwei Jahre her? Ich glaube, ich bin seitdem um zehn Jahre älter geworden und besser und klüger."

„Na, na," rief Edda, wieder neckend.

„Ich kann nicht leugnen, daß ich damals unter eigentümlichen Umständen in schlechte Gesellschaft geraten war."

„Und da haben sie mein armes unschuldiges Lämmchen verführt?"

„Lach mich nicht aus! Selbst in der Erinnerung erscheint mir die Gefahr nicht so heiter. Daß ich damals in solche Kreise geriet, ging aber ganz natürlich zu. Ich war wirklich, wie du zum Spotte sagtest, ein bißchen Musterknabe gewesen. Um das weibliche Geschlecht kümmerte ich mich nicht, schon weil die Grundsätze meines Korps weiberfeindlich waren. Und außer einem fidelen Bierskat war mir auch das Spiel immer fremd geblieben. Als nun meine Mutter nach dem Tode des Vaters unser bescheidenes, aber ausreichendes Vermögen nicht recht zu verwalten wußte, war es ganz selbstverständlich, daß der musterhaft pflichtgetreue, rechtskundige Sohn mit ihrer Vollmacht ausgerüstet wurde und wie der alleinige Eigentümer über jede Summe verfügte."

„Du, Heinz, das wird peinlich. Du hast doch keine silbernen Löffel gestohlen? Im Ernste! Von der Edmoser will ich hören, nicht von Börsengeschäften."

„Wir kommen gleich zu Fräulein Edmoser. Ich wollte nur sagen, daß ich durch die Vollmacht meiner Mutter aus der Gesellschaft meiner alten Kommilitonen und neuen Kollegen herausgerissen wurde. Ich habe mit unserem Vermögen niemals gespielt, weil mir der Trieb fehlt, reich werden zu wollen. Ich habe nur in den beiden großen Schwindeljahren das getan, was auch die besten Hausväter nicht verschmähten, ich habe das Vermögen in scheinbar sicheren Papieren angelegt, die eine höhere Rente gaben als preußische Staatsschuldverschrei-

bungen. Ich kann bei ruhiger Überlegung mir nicht den geringsten Vorwurf machen, ich muß sogar recht vorsichtig gewesen sein. Denn als der große Krach kam, wie das häßliche Wort die häßliche Sache nannte, da hatte meine Mutter nur den dritten Teil ihres Vermögens eingebüßt."

„Aber das ist ja ganz gleichgültig," rief Edda. „So laß doch endlich deine dummen Geldgeschäfte und erzähle mir lieber ..."

„Stille, jetzt bin ich einmal im Zuge. Ganz so gleichgültig, wie du meinst, war der Verlust nun gerade nicht: aber freilich auch nicht so tragisch, wie ich ihn damals nahm. Ich gebärdete mich wie ein Kaufmann, der von Räubern überfallen worden ist. Ich belagerte die Schreibstube meines Bankiers, der doch nur pünktlich meine Aufträge ausgeführt hatte. Was mich so gegen den Mann aufbrachte, war vielleicht nur der glückliche Zufall, daß er selbst bei dem Zusammenbruche seltsamerweise nichts eingebüßt hatte. Er war einer von den wenigen gewesen, welche unaufhörlich ein böses Ende vorhersagten; auch mich hatte er vor der Beteiligung an neuen Gründungen oft mit Erfolg gewarnt. Ich war ihm eigentlich nur zu Danke verpflichtet. Aber ich verlangte von ihm, daß er mir durch seinen Rat die Möglichkeit verschaffte, meiner Mutter das verlorene Geld wieder zu ersetzen, bevor sie etwas davon erfuhr. Ich hatte Börsenpapiere gekauft und ein kleines Vermögen eingebüßt, ohne auch nur das Gefühl zu haben, daß ich spielte, daß ich spekulierte. Ich glaubte einfach meine Pflicht zu tun und wie ein rechter Philister unseren Besitz zu verwalten. Wenn mir einer gesagt hätte, ich sei ein Börsenspieler, ich hätte ihm ins Gesicht gelacht. Ich saß ruhig bei meinen Arbeiten, dachte an das Geld weder bei Tage noch bei Nacht und war nur vergnügt darüber, daß ich es durch meine Weisheit so gut angelegt hatte. Gerade vier Wochen vor dem sogenannten großen Krach machte ich sogar mein Assessorexamen, mit Glanz, wie du richtig bemerkt hast."

„Weißt du, Heinz, lege mir eine Übersicht über unser gemeinsames Vermögen vor, und ich will dir aus meinem Wirtschaftsbuche vorlesen. Das dürfte ebenso lustig werden wie diese Liebesgeschichte."

Heinrich setzte sich lachend neben Edda auf das Sofa, faßte sie um die runden Schultern und fuhr fort:

„Ich wollte erst deine Nerven ein wenig beruhigen. Nachher kommt ja doch das Bild und das Pistol daran. Also du glaubst mir jetzt, daß ich bis zu dem großen Verluste kein eigentlicher Spekulant war. Erst der Wunsch, meiner Mutter das verschwundene Drittel zu ersetzen, machte mich zum Spieler; der wurde ich, wenn ich auch jetzt wieder meine Leidenschaft auf einen würdigen Bierskat eingeschränkt habe. Mein Bankier, der vielleicht doch nicht so glatt durchgekommen war, wie er sich den Anschein gab, und der darum wohl den Rest meines Vermögens gern in Händen behielt, mein Bankier benahm sich soweit ganz anständig. Er warnte mich wieder vor überhasteten Spekulationen, er riet mir, günstige Gelegenheiten zu einem sicheren kleinen Gewinn abzuwarten, und wurde nicht müde, mir die Geheimnisse des solideren Börsenspiels freundlich zu erklären. Ich mußte ihm dankbar sein für die viele Zeit, die er mir opferte, und so kam es zwischen uns auch zu einem außergeschäftlichen Verkehr."

„Gottlob, daß ihr endlich außer den Geschäften seid. Du, Heinz, wie hieß denn dieser brave Bankier?"

„Villani," erwiderte Heinrich mit einem möglichst gleichgültigen Gesicht. „Villani, ein Österreicher, oder vielmehr ein Venezianer, der Anno sechsundsechzig nach Wien und Anno einundsiebzig nach Berlin übergesiedelt war, weil er hinter der Weltgeschichte nicht zurückbleiben wollte."

„Heinz, du willst mich foppen, aber es gelingt dir nicht. Stelle dich nicht dumm, ich werde es doch nicht. So, also der war's? Nicht wahr, viel kleiner als du, schwarzen Schnurrbart und wundervolles schwarzes

Haar? Aha, der war also der böse Bube, der dich in schlechte Gesellschaft gelockt hat? Das ist ja äußerst merkwürdig! Nur weiter, ich werde dich mit keinem Worte mehr unterbrechen."

Heinrich hielt die Schultern seines Weibes mit beiden Armen umspannt. Sie ließ es sich gefallen, ohne ihre Lage aufzugeben, er lehnte seinen Kopf gegen den ihren und sprach leise:

„Die kecken Gewohnheiten, welche in Berlin nur die Emporkömmlinge der Schwindeljahre eingeführt hatten, waren für diesen Villani von Jugend auf das Lebenselement. Er aß und trank nicht viel, aber nur das Auserlesenste. Er hielt das Leben ohne einen leichten Kutschwagen für ein Unglück und behauptete immer, er hätte Venedig nur verlassen, weil man dort kein Pferd halten konnte. Er verachtete die Frauen genau so, wie es die Grundsätze unseres Korps verlangten; nur daß er ohne Weiber nicht leben konnte. Er hatte seiner Geliebten von damals, einer bildschönen und nicht ungebildeten Person, draußen vor dem Halleschen Tore eine hübsche kleine Wohnung eingerichtet; und nicht in seinen Junggesellenzimmern Unter den Linden, sondern dort veranstaltete er die kleinen Feste, an denen reiche junge Leute mit ihren Freundinnen, sowie auch einzelne freie Herren und — na, einzelne freie Damen sich beteiligten. Im Sommer, der auf meinen Assessor folgte, nahm ich eine Einladung dahin zum ersten Male an."

„Pfui," rief Edda und stieß ihren Mann heftig von sich. „In solcher Gesellschaft hast du dich bewegt? Setz dich wieder auf deinen Stuhl, du Scheusal! Du bist mir gräßlich! Natürlich, wenn ein junges Mädchen nur für den aufgeklebten Schnurrbart eines Schauspielers schwärmt, den sie einmal als Max Piccolomini gesehen hat und sonst nie wieder im Leben, so ist es nachher dem gestrengen Herrn Gatten nicht recht. Ihr aber habt alle zwischen solchen Frauenzimmern bei Tische gesessen, mit

ihnen angestoßen und wer weiß was noch getan. Ich weiß ganz genau, wie es da zugeht!"

Heinrich saß gekränkt auf seinem Stuhle und schwieg. Dabei freute er sich über den Eifer seiner Frau.

„Nun, warum antwortest du nicht?" rief sie nach einer kurzen Pause. „Verschweige mir nichts! Wie ging es bei diesem Feste zu?"

„Aber Kind, du weißt es ja ganz genau."

„Scheusal!"

„Also: wie du weißt, man unterhielt sich da viel steifer, als du glaubst. Diese Mädchen legten Wert darauf, gesittete Gespräche zu führen. Erst nachher wurde es mitunter so, wie du weißt. Aber dann war ich immer schon fort."

„Lügner."

„Ja, ich wollte dir nämlich nur mitteilen, daß ich dort Fräulein Edmoser kennen lernte."

„Kam auch sie mit einem Herrn hin?"

„Allein."

„Weiter!"

„Zu Befehl. Nun mußt du aber begreifen, Edda, daß das Erzählen solcher Sachen darum so schwierig ist, weil die Sprache zu wenig Worte bietet. Sieh, Schatz, da ist zum Beispiel der Begriff Liebe. Der Inhalt dieses Begriffs ist so klein und sein Umfang darum so groß, daß sich ganz kontradiktorische Gefühle darunter subsummieren lassen. Es liegt also nur an der Armut der Sprache ..."

„... Daß du in die Edmoser bis über die Ohren verliebt warst. Komm mir nicht wieder mit den vielen Fremdworten. Fremdworte sind immer ein Zeichen von Unbildung oder von schlechtem Gewissen. Du brauchst gar nicht so ängstlich zu sein. Ich wußte es ja doch und freue mich, endlich die Wahrheit zu erfahren. Gerade das wollte ich ja hören."

„Na ja, ich bin ja gerade dabei. Aber Heldentaten werde ich nicht zu berichten haben. Du mußt nicht glauben, daß ich auf meine Beichte stolz bin... Als ich sie

zum ersten Male sah, hatte ich nur den Eindruck, daß sie von der ganzen Gesellschaft die einzige war, mit der ich mich gern unterhalten hätte."

„Nur!"

„Ich muß dir doch die Wahrheit sagen! Aber ich wurde zurückgeschreckt durch ein Gerede, welches nachher aufkam."

„Nachher, wie du nicht mehr da warst?"

„Jawohl, mein Schatz."

„Nenne mich nicht deinen Schatz, du Ungeheuer!"

„Nach diesem Gerede war Villani seiner Geliebten überdrüssig geworden, weil sie tugendhafte Tage der Reue hatte und bessere Bücher las als er. Er bandelte mit der Edmoser an und führte sie dort ein, vielleicht um Vergleiche anstellen zu können. Ja, liebes Kind, so schlecht sind manche Männer, ja noch schlechter."

„Heinz, und dort hast du dich wohl gefühlt?"

„Wohl? Der Ausdruck stimmt nicht genau. Der Ton widersprach den Grundsätzen meines Korps in auffallender Weise. Und wenn mich Fräulein Edmoser nicht mit großer Teilnahme erfüllt hätte, so wäre ich nie wieder hingegangen."

„Mann, Ungeheuer, du lügst schon wieder. Beim wievielten Besuche hast du die Edmoser dort getroffen?"

„Das dritte- oder viertemal. Warum fragst du?"

„Warum bist du denn das zweite- oder drittemal hingegangen?"

„Weil mir eine Ahnung sagte, daß ich sie dort treffen würde, du kluge Maus."

Beide lachten und Heinrich setzte sich wieder auf das Sofa, wo Edda ihm gefällig einen breiten Raum freiließ. Sie legte ihm den Arm schmeichelnd um den Hals, zog ihn leise zu sich heran und sagte:

„Heinz, schau mich nicht an, aber beantworte mir eine Frage. Wie lieb hast du die Edmoser gehabt? Nein, nein, du darfst nicht lachen und mir nicht ausweichen. Wir haben ein Kind zusammen und ich bin kein junges

Mädchen mehr. Ich will auch über nichts böse werden. Du kannst mir die reine Wahrheit sagen. Ich kann mir ja doch alles denken. Ich bin auf deine Vergangenheit nicht eifersüchtig. Ich habe auch gelernt, alle Menschen milde zu beurteilen. Ich möchte nur wissen, wie weit die Verworfenheit einer solchen Kreatur ..."

„Hans," unterbrach sie ihr Gatte. Es war unter allen Abkürzungen und Koseformen ihres Namens ihr Liebling. Wenn ihr Gatte sie Hans nannte, so beruhigte sie sich noch immer.

„Halte mich für keinen Gecken, Hans, wenn ich dir versichere, daß Fräulein Edmoser ..."

„Nenne sie nicht Fräulein!"

„... daß also Betty ..."

„Ob mit diesem Menschen ein vernünftiges Wort zu sprechen ist! Nicht wahr, du willst dich damit ausreden, daß die Edmoser sich zuerst in dich verliebt hat und daß du aus reiner Gutmütigkeit nachgegeben hast."

„Ganz so ungerecht will ich Licht und Schatten nicht verteilen. Aber das ist wahr, daß ich anfangs nur durch das Bewußtsein, von ihr äußerst günstig angesehen zu werden, dazu kam, mich mit ihr in meinen Gedanken zu beschäftigen."

„Schön gesagt, Herr Amtsrichter."

„Du mußt dir nicht vorstellen, daß das Leben eines solchen Mädchens eitler Müßiggang ist. Fräulein Edmoser mußte ihre Gesangsrollen lernen, viele, viele Proben mitmachen, selbst für ihr Theaterkostüm sorgen und sehr häufig mit Direktoren und Agenten geschäftliche Unterhandlungen pflegen, welche viel Verstand erforderten. Die Art, wie sie sich tapfer und lustig durch die Welt schlug, flößte mir Achtung ein. Dieses spöttische Lächeln, liebe Edda, nehme ich nicht an. Ich hatte das Gefühl der Achtung wirklich. Heute denke ich vielleicht anders darüber. Aber ich habe vielleicht heute unrecht, wenn ich einen hochmütigen Maßstab anlege und nur solche Künstler gelten lasse, die etwas können. Vielleicht

ist die Anregung, die wir von der Bühne her empfangen, doch der höchste künstlerische Genuß in unserem Leben, und gewiß ist keine Bühne möglich ohne solche halbe Talente, welche von ihrem Stande das ganze hohle Treiben haben, ohne den Ehrgeiz und ohne den Triumph."

„Ich will aber nur hören, ob du und die Edmoser . . ."

„Ich wurde allmählich ihr einziger Freund und Berater. Sie hatte mir einmal zornig verboten, mich um ihre Vergangenheit zu kümmern. So nahm ich denn vieles hin, was mir damals täglich nur Qual bereitete und wovon ich jetzt nicht verstehen kann, wie ich es habe dulden können. Ihre kleine, allerliebst eingerichtete Wohnung in der Karlsstraße verbarg in jedem der allzu zierlichen Möbel, in jedem Blumenstrauß, in jedem Zeitungsblatt und in jedem Brief irgendein Geheimnis, zu welchem zu schweigen wohl schimpflich war. Wir zankten in den ersten Monaten unserer Freundschaft unaufhörlich. Ich war so töricht, sie anders wünschen zu wollen, als sie war. Ich versuchte es mit Bitten, mit Beleidigungen, mit Belehrungen und mit gutem Beispiel; ich versuchte es heiß und kalt. Fast jeder Streit endete damit, daß sie mich meiner Wege gehen hieß und daß sie mir am nächsten Morgen eines ihrer kurzen nichtssagenden Briefchen schickte, die mich immer wieder zu ihr zurückführten. Erst im Winter, als ich mein erstes Monatsgehalt für sie ausgeben konnte, immer nur für kleine Geschenke oder für die Kosten unserer gemeinsamen Vergnügungen, und als sie ein etwas höheres tägliches Spielhonorar durchgesetzt hatte, besserte sich unser Verhältnis. Ich träumte nur davon, mit Villanis Hilfe ein reicher Mann zu werden, und dann das Mädchen dadurch zu bessern, daß ich sie heiratete. Ich fürchte, daß mir Fräulein Edmoser selbst diese Absichten erst in den Kopf gesetzt hat. Damals aber, als mich die Mutter nach Bordighera rief, war ich noch nicht reif für so kluge Überlegungen. All mein Sinnen und Denken war nur darauf gerichtet, Betty mein zu nennen, sie aus ihrer Umgebung herauszureißen, sie zu meiner

Gemahlin zu erheben, vorurteilslos so lange euch allen zu trotzen, bis Betty euch bezwang und den Beweis lieferte, daß sie meiner würdig war. Denn ganz heimlich spielte noch immer etwas von philisterhafter Verachtung in meine Leidenschaft hinein, etwas von dem alten Hochmut meines Korps. Und weil ich über mich selbst nicht klar werden wollte oder konnte, war ich gerade in jenem Winter ein recht unglücklicher Mensch. Ich war wohl sehr verliebt in sie."

„Armer Heinz. Gib mir deine Hand."

„Wenn ich mich recht erinnere, so standen mir beim Abschied Tränen in den Augen, und doch weiß ich, daß ich die Notwendigkeit, Berlin zu verlassen, als eine Wohltat empfand. Ich bildete mir ein, meine Mutter läge hoffnungslos danieder und mein sittenloses Treiben wäre schuld daran. Während der Eisenbahnzug in seiner rasenden Eile, und für mich doch wieder nicht schnell genug, mich Tag und Nacht weiter schleppte, stellte ich mir immer meine Mutter auf dem Totenbette vor. Mein Gehirn arbeitete wie im Fieber. Ganz deutlich sah ich die abgehärmte alte Frau vor mir; ich kam noch früh genug, um sie um Verzeihung zu bitten, die sie mir in italienischer Sprache erteilte. Dann phantasierte ich weiter. Ich schwur an ihrer Leiche feierlich dreimal, daß ich zu Ehren der Toten Fräulein Edmoser nicht mehr lieben wollte. Es war gegen Sonnenaufgang nach der ersten durchreisten Nacht, daß ich im Halbschlummer diesen Schwur tat. Und mir wurde ganz wohl danach. Die Angst um meine Mutter peinigte mich so, daß ich vom Münchener Bahnhof telegraphisch bat, mir auf dem Hauptbahnhof Genua, wo ich eine Stunde warten mußte, Nachricht zu geben."

„Ach ja, die Mutter war gerührt von deiner Liebe und Sorge, aber zugleich ein wenig beschämt, weil sie dich betrogen hatte."

„Natürlich erhielt ich das Telegramm in Genua nicht, weil ich dem Portier ein zu geringes Trinkgeld gegeben

hatte. Immer aufgeregter fuhr ich weiter und war im ersten Augenblicke überglücklich, als meine Mutter mich froh und rüstig empfing. Aber bald gewann der Zorn die Oberhand. Ich fühlte mich gekränkt, weil ich so mit mir hatte spielen lassen, und ich ließ es euch fühlen, besonders dich."

„Ich war so froh, daß du da warst. Meinetwegen hättest du noch wildere Gesichter schneiden können. Aber die Mutter litt sehr unter deiner Verstimmung. Und wenn sie dich zu diesem und jenem Ausflug überredete, so war es nur, um dich mit der großen Reise zu versöhnen. Für mich waren es glückliche vierzehn Tage. Du wichst der Mutter aus und hieltest dich darum an mich. Und war es auch gezankt, so war es doch etwas. Und ab und zu schien dich nicht einmal meine Gegenwart im Genusse zu stören. Weißt du noch, wie wir dicht bei Bordighera in der Palmengruppe über dem Brunnen uns Palmzweige schnitten? Wie wir in Ventimiglia die altrömische Mauer besichtigten und im Schutte eine Berliner Gilkaflasche fanden? Weißt du noch, wie wir einmal allein in diesem Räubernester von La Colla saßen, die Füße noch kalt und naß von dem Schnee, den wir auf dem Bergrücken hatten durchwaten müssen, wie du über die große Lüge Italien schimpftest, über das ranzige Olivenöl, in dem unser Eierkuchen gebacken war, über den ungenießbaren Wein und über den Pfarrer von Robbia, der dich so schamlos angebettelt hatte? Weißt du noch, wie dein Schimpfen immer herzlicher und vertraulicher wurde, wie du auf einmal dich recktest, tief Atem schöpftest, einen zufriedenen Blick über die prachtvolle Landschaft warfst und ausriefst: Edda, du bist noch das beste an ganz Italien."

„Das war mehr eine Beleidigung für Italien, als eine Schmeichelei für dich."

„Und als du mir auf dem Heimweg einen Kuß rauben wolltest, geschah das auch nur, um Italien zu kränken?"

„Ich glaube wirklich, daß ich mir nicht viel dabei dachte. Ich sollte bald erfahren, wie stark meine Leidenschaft für Betty war. Ich hatte ihr fast täglich geschrieben und erwartete in ärgerlicher Ungeduld eine Antwort. Sie kam endlich, aber aus Monaco. Vierzehn Tage nach mir hatte sie einen Streit mit ihrem Direktor vom Zaune gebrochen und war in meine Nähe gereist."

„Also liebte sie dich doch?"

„Liebes Kind, du hast meine Geschichte zu hören verlangt. Ich gehorche und verschweige dir nichts, worüber ich mein Herz ertappt habe. Aber das Rätsel zu ergründen, das Fräulein Edmoser hieß, das verlange nicht von mir. Ich bin kein Novellendichter."

„Nein, ein Grobian."

„Ihr waret beide sehr neugierig zu erfahren, von wem der Brief mit dem Poststempel Monaco kam. Nun war an mir die Reihe, euch zu belügen. Ohne nachzudenken schwindelte ich euch vor, daß mein Bankier sich in Monaco aufhalte und mit mir einige wichtige geschäftliche Verabredungen zu treffen habe. Ihr hattet es sehr eilig, mich zu dem Ausfluge zu überreden. Ich sollte dort einige Tage angenehm verbringen, vielleicht auch Nizza besuchen und in besserer Laune zu euch zurückkehren."

„Die Mutter meinte es ehrlich, sie gönnte dir ein Vergnügen. Ich aber lauerte nur darauf, daß du zurückkämst und uns von der Spielhölle auf Monte Carlo erzähltest. Und das hast du bis heute nicht getan. Es muß doch furchtbar interessant gewesen sein."

„Jawohl. In Monaco bietet jeder Schritt Überraschungen. So zum Beispiel hat die Spielhölle selber, das sogenannte Kasino, ihren eigenen Bahnhof. Man kann von der Eisenbahn geradewegs sein Geld verlieren gehen, ohne auch nur einen Blick auf die berühmte Gegend geworfen zu haben. Eine breite, bequeme Steintreppe — eben, wie der Weg zur Hölle — führt vom Bahnhof zu den Spieltischen. Auf dieser Treppe begegnete mir — Villani."

„Was?“

„Er hatte Betty von Berlin bis Monaco begleitet. Und die Herrschaften eilten nicht wie ich. Sie brauchten drei Tage zu der Reise.“

„Pfui! Hast du dich mit ihm geschlagen?“

„Was du nicht denkst! Wir begrüßten uns ganz höflich. Das ist ja das Entsetzliche an den Verhältnissen mit solchen Weibern, daß man sich für sie nicht schlagen darf. Es ist damit wie mit Licht und Luft, die so allgemein sind, daß keiner sie dem anderen versperren darf. Ich war wahnsinnig vor Eifersucht. Aber Villani hätte mich ausgelacht, wenn ich mich verraten hätte. Wir suchten Betty auf und gingen gemeinsam ins Hotel de Paris frühstücken. Ich aber konnte, ohne zu lügen, in meinem ersten Briefe an euch von meinem Bankier erzählen, der allerdings hier nicht geneigt war, von der Berliner Börse zu reden. Er hatte die stille Geschäftszeit zu einer Erholungsreise benutzt. Aber schon beim Hummer verriet er mir, was Betty offenbar längst wußte, daß er seine bisherige Geliebte entlassen habe. Es war klar: Betty war mir aus Laune nachgereist und Villani ihr gefolgt, um sie durch seine Freigebigkeit an sich zu gewöhnen und sie zur Nachfolgerin des gebildeten Mädchens zu machen.“

„Ich hätte mir die Begegnung romantischer gedacht. Das ist ja die reinste Prosa! Und ich dachte, daß die Pistolenschüsse in Monaco nur so knallen, daß sich die jungen Leute mit totenblassen Gesichtern zu Dutzenden selbstmorden, daß dann wieder täglich ein paarmal ein glücklicher Spieler die Bank sprengt und mit ungezählten Millionen in seine Heimat zurückkehrt. Ich dachte, daß die unglücklichen Spieler durch unerhörte Liebesabenteuer entschädigt würden und überhaupt das Spiel dieser fürstlichen Gesellschaft nichts weiter wäre, als ein kleiner Zeitvertreib inmitten von paradiesischen Festen und phantastischen Genüssen.“

„Du guter Narr. Es gibt in Monaco keine Feste, denn wo dort zwei Menschen zusammenkommen, denken

sie nur daran, einander ein Goldstück zu entreißen. Es gibt in Monaco keinen Naturgenuß, trotzdem es die herrlichste Stelle ist, die ich auf Erden gesehen habe. Es gibt in Monaco keine Liebe, weder die eine noch die andere, weil die Männer, geblendet vom Goldglanz und betäubt vom Goldgeklimper, die Weiber um sich her nicht sehen und nicht hören, und weil die Weiber in der Umarmung selbst an nichts denken, als an den großen Spieltisch, an welchem sie mit dem erbettelten Goldstück ihr Glück versuchen wollen. Seitdem ich in Monaco war, weiß ich, daß der Spielteufel der schnellste und der härteste von allen ist, daß er über jeden Herrschaft gewinnt, der erst ein Goldstück auf das grüne Tuch geworfen hat, und daß der Unglücksmensch, der dem Spielteufel nicht beizeiten entflieht, nicht nur seine menschliche Würde verliert, sondern noch tief unter die Bestie hinabsinkt. Denn das Tier kann noch Freude empfinden an Speise und Trank, kann noch zufrieden ausruhen und mit ruhigen Augen unter seinen Genossen umherspringen. Der Spieler aber wird allmählich zu einem Besessenen, in welchem der böse Geist alle menschliche und tierische Natur überwindet, alle Sinne ertötet, allen Anteil erstickt und nichts lebendig läßt als den peinigenden Durst nach dem gemeinen, schmutzigen, verdammten Gold."

„Setz dich näher, Heinz. Mir wird ganz graulich. Aber so hab' ich dich gern. Es ist zwar anders, als ich es mir dachte, aber auch ganz hübsch. Erschießen sie sich denn nicht?"

„Nur die Scham treibt zum Selbstmord. Und die Scham ist das erste, was der Spielteufel seinen Opfern aus der Seele reißt."

„Ich bitte dich, Heinz, beruhige dich. Wenn du so pathetisch redest, so fühle ich mich so demütig, und dazu habe ich gar keine Lust."

„Ich habe aber wirklich nicht übertrieben, meine liebe Maus. Ich lernte in Monaco Männer und Weiber kennen, leider sehr viele Deutsche darunter, welche zu

Hause als Offiziere, Beamte, als Lehrerinnen und Gesellschafterinnen achtbare Stellungen inne hatten, und welche dort jeden um fünf Franken ansprachen, den sie im Café de Paris ein Goldstück wechseln sahen. Ich spreche nicht von den Dirnen, welche dich um einen Louis bitten, wie man hierzulande um Feuer für seine Zigarre ersucht, ich spreche von den Spielern, die um des Spieles willen da sind. Du kannst es dir nicht vorstellen, wie da Hunderte von heruntergekommenen Herren und Damen umherlungern, deren einziges Gewerbe es ist, der Spielbank durch lügenhafte Berichte über große Gewinne neue gläubige Narren zuzuführen, und wie die meisten dieser armseligen Halunken den Henkerlohn, den sie vom Croupier erhalten, doch wieder selbst an der Bank verspielen. Es gibt da männliche und weibliche Spielprofessoren, welche sich oder anderen einbilden, daß sie ein unfehlbares System besitzen, an der Roulette soviel zu gewinnen, wie sie wollen. Es ist lächerlich, wie sie in ihren abgetragenen Kleidern, mit ihren hungernden Gesichtern von ihrem Geheimnis sprechen, das die Bank sprengen muß. Immer fehlt ihnen das nötige kleine Anlagekapital, immer gelingt es ihnen, aus einigen Neulingen ein paar Hundertfrankennoten zu reißen, und immer wieder verlieren sie selbst am grünen Tische, was etwa ein Zufall ihnen in den Schoß geworfen hat. Ein moderner Maler, der nach Michelangelo noch das Jüngste Gericht darstellen wollte, brauchte bloß die alten und die jungen Spieler und Spielerinnen Modell sitzen zu lassen, und er hätte die verdammten Seelen beisammen, die zur Hölle fahren, und in den totenbleichen Croupiers fände er die unbarmherzigen Teufel, welche diese Herde anstatt mit Heugabeln und Feuerhaken, bloß mit ihren zierlichen Harken hierhin und dorthin stoßen, wie sie wollen. Und wenn der Maler eine richtige Höllenlandschaft anbringen wollte, so wäre der entzückende Golf von Monaco da für den Hintergrund, und ganz vorne stände der Train des décavés bereit, der Mitternachtszug

nach Nizza, der Hunderte und Hunderte von armen Höllenbraten in sich aufnimmt und dann als richtiges Teufelsgefährt pustet und pfeift und raucht und die glühenden Augen weit aufreißt und endlich rasselnd mit seiner Ladung in der Nacht verschwindet."

Edda drückte auf die Klingel, die sie mit der Hand erreichen konnte.

„Bitte, liebe Anna," sagte sie zu dem eintretenden Mädchen, „bringen Sie dem Herrn eine Flasche Selterswasser. Und wenn es draußen klingelt, wir sind nicht zu Hause, für niemand. — Ich bewundere dich, Heinz, du sprichst wie ein Buch. Mit solchen Grundsätzen bist du natürlich fest geblieben? Hast niemals den Train des décavés benutzt?"

„Lach mich nur aus. Ich hielt mich wirklich eine Weile ganz tapfer. Oder vielmehr, ich dachte an etwas anderes als an das Geld auf den Spieltischen. So deutlich mir jetzt Betty als ein Weib entgegentrat, das man nicht ernst nimmt, das man einander öffentlich zu entreißen sucht wie ein schönes Pferd, ich war um so wilder darauf bedacht, sie nicht zu lassen. Ich duldete es, daß Villani fast den ganzen Tag in unserer Gesellschaft blieb, ich ließ es mir gefallen, daß er das Zimmer neben dem meinigen mietete, aber ich ließ ihn nicht einen Augenblick mit ihr allein, und wenn er, nachlässiger als ich, sich von uns entfernte, gab es zwischen Betty und mir Streit und Versöhnung, wie in der schlimmsten Berliner Zeit. Ich mußte mir sagen lassen, daß ihre Reise nach Monaco der beste Beweis ihrer Liebe zu mir war. Aber ihre Freiheit ging ihr über alles; und wenn ich sie quälte, so würde sie Dummheiten machen. Sie wäre noch nicht meine Frau, und bis zu dem Tage könnte sie tun, was ihr beliebe. Waren wir zu dreien, benahmen wir uns gesittet und stocherten in den Genüssen der Natur und der Restaurants von Monaco wie andere Menschenkinder. Den Spielsaal betraten wir aus Neugierde oft genug, aber in den ersten beiden Tagen schenkten weder Betty

noch ich den Spieltischen besondere Aufmerksamkeit. Ich empfing mit einigem Unbehagen den Eindruck, daß ich mich in einem schlechten Hause befand; aber es ging mir nicht tief. Es kam mir so vor, als ob Villani anhaltender und höher spielte, als es sich für meinen Bankier schickte; da er aber keine Miene dabei verzog und gleichmäßig guter Laune blieb, so achtete ich nicht sehr darauf. Betty liebte es, im Spielsaale einige silberne Fünffrankenstücke, oder auch einen Louis leichtsinnig auf eine Nummer oder eine Chance zu werfen und sich durch die Hoffnung eines Gewinns ein bißchen aufzuregen. Hatte sie ihre kleine Barschaft verspielt, so gab sie es lachend für heute auf; hatte sie gewonnen, so ließ sie den Gewinn stehen, bis sie alles auf einmal verlor. Ich hatte ihr verboten, diese kleinen Spielsummen von Villani anzunehmen oder sich noch weiter von ihm freihalten zu lassen. Das war ihr ganz recht, wenn ihr die Frage auch nicht gerade wichtig schien. Ich aber zermarterte mir den Kopf, wie ich von meinen paar hundert Franken Reisegeld den Aufwand würde bestreiten können. Und diese Person, deren Aushaltung mir schon nach wenigen Stunden Sorge machte, wollte ich heiraten! Ich schalt mich einen Feigling, weil ich sie und mich selbst betrog; aber so oft ich den lauernden Villani erblickte, empörte sich in mir Eifersucht, Eitelkeit, ich weiß nicht was, und ich hätte eher mein Blut und meine Ehre hergegeben, als ihn den Preis davontragen lassen."

Edda strich ihm sanft über sein Haar, um ihm ihre Teilnahme zu zeigen. Aber sie unterbrach ihn nicht.

„Ich selbst spielte anfangs nicht anders als in der Absicht, der Bank ein Trinkgeld hinzuwerfen. So verlor ich am ersten Tage zehn Franken, am zweiten etwas mehr, indem ich in langen Zwischenräumen ein Silberstück irgendwo hinwarf und verwundert zusah, wie es gleich darauf von der Harke des Croupiers mit anderem Silber-, Gold- und Papiergeld zusammengescharrt wurde. Viel mehr als das Schicksal meines kleinen Einsatzes reizte

es mich, die Gesetze des Spiels und das Benehmen der Spieler zu verfolgen. Alltägliche Vorkommnisse erschienen mir wie Abenteuer. Eine schöne junge Frau nahm einen Gewinn von fünfzig Franken widerrechtlich für sich in Anspruch, sie wurde von ihren Nachbarn und dem Obercroupier des Tisches, dem Chef de partie, überführt, daß sie gar nicht gesetzt hätte. Sie fügte sich, blieb sitzen und errötete nicht einmal. In der dritten Reihe der Spieler saß ein gelähmter alter Mann auf einem erhöhten Stuhle und verfolgte über die Köpfe der anderen hinweg die Roulette, an welcher sein Diener für ihn spielte. Einmal beugte er sich zu weit vor und stürzte von seinem Gerüst auf den Boden, wo er bewegungslos liegen blieb, bis ihn die Saaldiener wieder auf seinen Stuhl hoben. Keiner der Spieler ließ sich stören. Die meisten dieser Leute hatten kleine Kärtchen in der Hand, in welchen sie alle Glücksfälle des Spiels mit feinen Nadeln verzeichneten, um ihre Berechnungen, jeder nach seinem System, anstellen zu können. Ich bin aus diesem Hexeneinmaleins niemals klug geworden. Nicht einmal die einfachen Bedingungen des Spiels konnte ich recht begreifen, und die Mitteilungen, die der Croupier nach jedem Innehalten der Roulette mit gelassener Stimme machte, verstand ich erst nach vielen Tagen, trotzdem mir die Sprache ganz geläufig war. Als ich zum erstenmal an den Tisch herantrat, glaubte ich, man könnte immer nur auf eine der sechsunddreißig Nummern setzen, nur nicht auf das Zero, das unheilverkündend darüber gemalt war. Jetzt sah ich, daß man mit einem einzigen Geldstück zwei, drei, vier, sechs oder zwölf Nummern auf einmal besetzen konnte, ich sah, daß es auch die sogenannten einfachen Chancen gab, eigentlich Wetten, ob die Nummer, die herauskam, gerade oder ungerade, rot oder schwarz, unter achtzehn oder über achtzehn war."

„Das muß doch nicht schwer zu begreifen sein! Mir scheint es das dümmste Spiel, das je ausgesonnen wurde. Wie wir sieben Jahr alt waren, mochten wir nicht mehr

gerad oder ungerad spielen. Dein edler Skat ist wissenschaftlicher Tiefsinn im Verhältnis dazu."

„Das schien mir zuerst auch so, und auch das Hin- und Herfliegen der Münzen berauschte mich nicht. Ich bewunderte nur das Taschenspielerkunststück der Croupiers, welche mit der linken Hand nur die Harke heranzuziehen brauchten, um alles verlorene Geld mit einem Griffe vor sich liegen zu haben, und welche mit der rechten Hand jedem einzelnen Gewinner das einfache, zweifache bis dreißigfache seines Einsatzes so geschickt auf das eingesetzte Geldstück hinwarfen, daß jedes Geldhäuflein, von dem anderen getrennt, anlockend liegen blieb. Ich hätte jedesmal eine halbe Stunde gebraucht, um die Abrechnung auch nur zu verstehen, welche diese Teufelskerle in einer Viertelminute zustande brachten. Diese Handfertigkeit belustigte mich eigentlich mehr, als das ganze übrige Treiben des Kasinos von Monte Carlo."

„Auch mehr als die Damen?"

„Ich habe um die Spieltische herum Weiberkleider genug gesehen, aber kein Weib. Es war am Abend des zweiten Tages, ich glaube schon gegen zehn Uhr, als mich ein altes geschminktes Wesen, das vor mir saß, fragte, ob ich meinen Gewinn immer noch stehen lassen wollte. Ich hatte wie gewöhnlich ein Fünffrankenstück hingeworfen, es hatte auf rouge gewonnen, ohne daß ich es wußte, es war stehen geblieben, und jetzt betrug die Summe schon achtzig Franken. Bevor ich noch recht verstand, rief der Croupier schon sein eintöniges Rien ne va plus, die Elfenbeinkugel sauste in der ausgekehlten Drehscheibe der Roulette, tanzte dann dahin und dorthin geschleudert eine Weile auf und nieder, stand dann still, als überlegte sie, welche Nummer sie wählen solle. Endlich fiel sie in eines der Fächer hinein, die atemlose Spannung der Spieler löste sich, und der Croupier sprach ruhig: Douze rouge pair manque. Ich begann schon herauszuhören, was mich anging. Er hatte auch rouge gerufen, und richtig, jetzt flogen vier Goldstücke zu der Stelle, wo

mein Geld lag. Ebenso beschämt, wie ich tags zuvor meinen ersten Einsatz gemacht hatte, langte ich mir jetzt über den Kopf der geschminkten Hexe meinen Gewinn herüber. Nur ein Zehnfrankenstück warf ich, wieder wie ein Trinkgeld für die Bank, auf noir. Ich hatte die Hand voll von Silber und Gold. Das machte mir Spaß und ich ging zum Nachbartisch hinüber, um Betty von meinem Glück zu erzählen. Dort saß Villani, die hohle Hand über ein Häuflein von goldenen Hundertfrankenstücken gelegt, und verfolgte mit düsteren Augen die Elfenbeinkugel der Roulette. Betty erzählte mir, er hätte seit einer Stunde weit über fünftausend Franken verloren. Dann griff sie in meine Hand, holte lachend etwas von dem gewonnenen Gelde heraus und streute es sorglos über den Tisch. Als es verloren war, langte sie wieder in meine Hand, wie in eine offene Börse. Es dauerte keine zehn Minuten und mein Gewinn war zum Teufel. Betty zuckte die Achseln, hing sich in meinen Arm und führte mich zu meinem Tische zurück. Da lag auf noir ein Haufen Gold. Der Croupier rief eben sein Trente-et-un, noir impair passe, verdoppelte den Goldhaufen, winkte mir achtungsvoll zu zum Zeichen, daß das Ganze mein wäre. „Sechshundertvierzig Franken", lispelte mir die alte Hexe zu. „Das war eine prächtige Serie. Hätten Sie vorhin Ihren ganzen Gewinn auf noir hinübergeschoben, Sie besäßen jetzt zehntausendzweihundertvierzig Franken." Ich lächelte nicht über die Spielerin, die selbst keinen Sou wagte, aber ihr Vergnügen darin fand, den Nachbarn Gewinn und Verlust nachzurechnen. Ich fürchte, aber denke deshalb nicht schlecht von mir, Edda, ich wurde blaß bei dem Gedanken an die zehntausend Franken, die ich mir hatte entgehen lassen. Betty blickte mich vorwurfsvoll an. Einige Frauenzimmer drängten sich an mich heran und forderten unverschämt einen Louis, weil ich ein „Veinard" wäre. Ich war so verblüfft, daß ich auch dieses Spiel vorübergehen ließ. Und wieder gewann noir und wieder wurde mein Goldhaufen verdoppelt. Ängstlich scharrte

ich mein Geld mit einer Harke heran und ungezählt steckte ich es in die Hosentaschen. Man lernt rasch die Gewohnheiten von Monaco. Während Betty mir zuredete, noch weiter zu spielen, wartete ich nur den nächsten Ruf des Croupiers ab. Noir verlor, ich atmete auf."

„Schenke mir das Geld," rief Edda, „du verlierst sonst wieder alles."

„Wörtlich dasselbe sagte mir Betty. Ich gab ihr eine Handvoll und ging neben ihr im Saale auf und nieder. Ich sah, daß die Goldmedaillen unter Villanis hohler Hand fast alle verschwunden waren. Ich war geneigt, die Spielbank von Monaco für eine segensreiche Einrichtung zu halten. Man mußte es nur verstehen und kein Dummkopf sein, wie dieser Villani. Ich mußte an mich halten, um in meinem Glücksrausch nicht laut herauszulachen. Es war nicht wegen der Tasche voll elenden Goldes. Bah, das reichte knapp, um mit Betty acht Tage lang an dieser Stätte auszuhalten. Aber ich wußte ja jetzt, wie man es macht. Ich brauchte nur alle Viertelstunde zehntausendzweihundertvierzig Franken zu verdienen und hatte in zwei Stunden den Verlust meiner Mutter ersetzt, und dann spielte ich nur noch für mich, spielte Tag für Tag, unaufhörlich, nicht um Silber, wie ein Bettler, nicht um Gold, wie die Geizhälse, immer nur um die schönen großen Tausendfrankenscheine. Ich wollte spielen und glaubte zu spielen, bis die Bank gesprengt war, und Villani sich versteckte, und ich in einer prächtigen Jacht mit meiner Braut und meinen Schätzen davonfuhr, über das Mittelmeer hin, irgendwo nach dem Orient mit seinen Serails. Ich mache dich darauf aufmerksam, daß ich mir sogar in diesem allgemeinen Traum von Monaco Betty nicht recht als meine deutsche Frau vorstellte."

„Du hast mich mit deinen Spielgeschichten angesteckt. Die Edmoser ist mir ganz gleichgültig. Ich will wissen, wie lange dein Glück anhielt."

„Bis der Saal geschlossen wurde. Ich spielte eigentlich nicht mehr. Mit der Hand in der Hosentasche lungerte

ich zwischen den Roulettetischen hin und her und setzte nur ab und zu als Grandseigneur ein kleines Säulchen von Gold auf eine der einfachen Chancen. Und jedesmal gewann ich. Alle Blicke waren auf mich gerichtet, trotzdem die Summen, um die ich spielte, für Monaco lächerlich klein waren. Aber die Sicherheit, mit der ich die Roulette beherrschte, war unerhört. Ich gab mir Mühe, nichts merken zu lassen, aber ich war stolz auf mein Glück im Spiel. Es schmeichelte mir, daß viele kleine Spieler, im festen Vertrauen auf mein vermeintliches System, ihre armseligen Einsätze zu den meinen legten. Allmählich folgten mir auch die größeren Spieler. Und da ich immer wieder gewann, so hätte der Abend für die Bank nicht günstig geschlossen. Aber das Spiel neigte für heute seinem Ende zu. Die Gesichter der Spieler wurden immer fahler, die Croupiers fingen an ihre Nerven zu spüren, die Spannung wurde immer atemloser, und es kam mir vor, als sauste die Elfenbeinkugel nervöser als früher in der Roulette fort. Ich wühlte mit allen Fingern in meinem Golde und hatte einen lustigen Einfall. Ich wechselte mir ein goldenes Hundertfrankenstück ein, und als der Croupier sein Faites votre jeu, messieurs! zum letzten Spiele rief, warf ich es auf Zero. Ich glaubte gehört zu haben, daß die Bank alle Einsätze einzog, wenn Zero herauskam; ich wußte nicht, daß der Spieler auf Zero wie auf jede andere Nummer setzen kann. Ich beabsichtigte, der Bank endlich ihr Almosen zu geben, und der kleine Goldklumpen, der wirklich wie eine Medaille aussieht, und den ich außer an den Spieltischen von Monte Carlo nie wieder im Verkehr gesehen habe, schien mir für diesen Zweck gerade recht. Rien ne va plus rief der Croupier, dann tanzte und schleuderte die Kugel und fiel endlich in ein Fach. Zero. Ich erhielt den Betrag mehr als dreißigfach ausbezahlt. Die Spieler und Frauenzimmer starrten mich an, als ob ich die Wissenschaft um eine große Entdeckung bereichert hätte. Selbstbewußt hing sich Betty an meinen Arm. Gleich-

mütig schloß Villani sich uns an und erfuhr von ihr das große Ereignis. Ich war in königlicher Stimmung, wie ich mir einbildete. Dem Diener, der mir den Überzieher umhängte, schenkte ich zehn Franken, einem anderen, der mir am Ausgange Feuer zu meiner Zigarette reichte, ebensoviel. Einem Mädchen, welches madame (sie meinte Betty) flehentlich um einen Louis bat, warf ich das Doppelte zu. Wir gingen ins Hotel de Paris, ich ließ den Chef kommen und gab ihm den Auftrag, nach seinem besten Geschmack das auserlesenste Souper auftragen zu lassen, das seine boutique herstellen konnte. Er verneigte sich tief und versprach sein Bestes. Unser Tisch stand in einer Nische. Trotzdem wurde ich vom Eingang her und über die spanischen Wände hinweg achtungsvoll beobachtet, als ich jetzt endlich laut lachend meinen Gewinn nachzählte. Es waren über sechstausend Franken. Betty streichelte mir meine glückliche Hand. Villani sah mir scharf in die Augen und sagte nur: „Ihr habt's Glück!"

Edda wollte ihrem Manne mit einer spöttischen Bemerkung entgegnen, aber beide wurden durch das Schreien des Kleinen unterbrochen, das wie aus einer Kindertrompete durch die angelehnte Tür hereinklang. Eigentlich war den jungen Eltern auch dieses Schreien ein Genuß. Man mußte den Jungen doch entweder sehen oder hören, wenn man was von ihm haben wollte. Aber sie dachten pflichtgetreu nicht an ihr Vergnügen, sondern an die mögliche Gefahr, die den guten Heinz solche Jammerrufe ausstoßen ließ. Einander überjagend, stürzten sie ins Nebenzimmer, wo die Spreewälderin schon dabei war, es dem Kleinen bequem zu machen. Und langsam verwandelte sich sein akuter Hilferuf wieder in die ruhig knurrenden Töne allgemeiner Unzufriedenheit. Die allerliebsten rund geschwungenen Lippen blieben geschlossen, und die mächtigen Augen waren unbeweglich geradeaus gerichtet, wie die eines modernen Philosophen, der die Jämmerlichkeit des Daseins schon kennt und aus Trotz darüber sein Abendbrot mit doppelter Lust ver-

speisen will. Jetzt lag der kleine Heinz völlig nackt da und versuchte mit seinen Fingerchen seine Füße festzuhalten. Vollkommen glücklich warteten die Eltern, bis ihr Kind wieder eingeschlafen war; dann zogen sie sich auf den Fußspitzen zurück.

Inzwischen hatte das Mädchen in Heinrichs Arbeitszimmer den Tisch gedeckt. Seit der Geburt des Kindes wurden die Mahlzeiten wie im Feldlager eingenommen, wo es gerade die Wirtschaft und den Säugling nicht störte. Edda brachte die Photographie der Edmoser und das Pistol mit auf den Tisch und wollte die beiden gefährlichen Dinge nicht aus den Augen lassen. Während des Essens neckte sie ihn damit, daß er für einen verunglückten Selbstmörder einen recht gesunden Hunger entwickle. Der Amtsrichter erwog sehr ernsthaft die Frage, ob Heinz mit ihnen gemeinsam Abendbrot essen sollte, wenn er erst bei Tische sitzen konnte. Edda war aus erziehlichen Gründen dagegen, Heinrich verteidigte die Rechte seines Sohnes, und so hatten sie genug zu plaudern, bis abgeräumt wurde. Dann holte die junge Frau geschäftig Aschbecher und Streichholzbüchse herbei, suchte aus Heinrichs Ledertasche die größte Zigarre heraus und schnitt die Spitze ab. Dann setzte sie sich in den großen Lehnstuhl, ließ ihren Mann dicht neben sich auf der rechten Armlehne Platz nehmen und sagte:

„Du warst bei deinem Souper in Moncao und wurdest durch Schinken und Rührei unterbrochen. Tut nichts, erzähle weiter. Hier ist es noch molliger als drinnen. Und wenn er ruft, hören wir ihn ja doch."

Der kleine Raum war wie geschaffen zum Geschichtenerzählen. Man sah nur dunkle Wände und von ihnen engumschlossen, außer dem Schreibtisch noch das Spieltischchen von Nußbaumholz, wo sie eben gespeist hatten, den Lehnstuhl, auf welchem sie saßen, zwei kleine Rohrsessel und eine Chaiselongue, die mit einer grellbunten seidenen Decke von italienischer Arbeit bedeckt war. Das Arbeitszimmer hatte keine Gaskrone. Ein

mildes Licht ging von der niedrigen Petroleumlampe aus, deren Milchglasglocke noch von einem ausgestochenen Lampenschirm bedeckt war. In wieviel Jahren wird der kleine Heinz einen solchen Schirm schon ausstechen können? Edda blickte sinnend in das liebe Licht. Aber Heinrich dachte schon wieder an seine Geschichte und begann:

„Das Souper im Hotel de Paris muß wirklich außerordentlich gewesen sein. Villani, der sehr verwöhnt ist, und Betty, welche ein häufiger Gast von Poppenberg war, berauschten sich an den Speisen fast noch mehr, als an den seltenen Weinen. Ich selbst wußte immer noch nicht, wohin mit meiner Lustigkeit. Ich aß fast gar nichts und trank nur soviel, daß meine Gewinntrunkenheit nicht verflog. Es war zwei Uhr nachts, als wir aufbrachen, um vom Speisesaal durch einen langen Korridor geradeaus zu unseren Zimmern zu gehen. Villani war lärmend und roh, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Sie sind ein Dilettant, rief er mir einmal zu, und werden nach diesem ersten Coup keinen Centime mehr gewinnen. Betty hielt sich fern von ihm und rührte sich nicht von meiner Seite. Wir wandten uns schon der Treppe zu, als ich plötzlich den Mondschein bemerkte, der draußen auf Fels und Meer und auf den schlanken Palmen des Parkes lag. Es war unnatürlich schön, wie der Knalleffekt eines Ausstattungsstückes. Ich faßte Betty am Arm, wir ließen Villani langsam vorausgehen, dann eilten wir ins Freie. Ein einziger Wagen stand vor dem Hotel. Er war bestellt. Ich versprach ihm hundert Franken, er nickte, und fort flogen wir den Abhang hinunter und der Felsenstraße zu durch die blaue Nacht, unter dem stillen Himmel, an welchem nur wenige Sterne sichtbar waren und der Vollmond durch leichte Nebel mit irisierendem Glanze brach. Sei nicht böse, Edda, aber diese Nacht war schön. Es war der reinste Rausch. Wir fuhren auf der Corniche in der Richtung nach Nizza. Rechts von den Steinkolossen schauten die alten sarazenischen Raubschlösser auf

uns herab, und zur Linken zitterte endlos über das dumpf heraufbrausende Meer der Opalschimmer des Mondscheins. Laß meine Hand nicht los, Edda, die Nacht war schön. Und es geschah nichts, wegen dessen du mich so anzusehen brauchtest. Ich weiß nur, daß ich nicht aufhörte zu sprechen und daß ich Betty ziffermäßig bewies, wie ich binnen wenigen Tagen die Bank sprengen mußte. Alle Systeme der bestochenen Spielprofessoren waren Unsinn. Glück und Kühnheit führten zum Siege. Daß ich Glück im Spiele hatte, war offenbar. Nun wollte ich auch Kühnheit beweisen. Betty erinnerte bedächtig an das alte Sprichwort. Ich lachte sie aus. Das Sprichwort log. Hatte ich erst die Bank gesprengt, oder auch nur ein paar Millionen gewonnen, so wurde sie meine Frau und dann war ich ihrer Liebe sicher. Ich hatte es wohl gemerkt, wie die Hoffnungen des dummen Villani mit seiner Goldsäule zusammenfielen. Ich hatte Glück und führte die Braut heim. Ich baute Luftschlösser auf Luftschlösser. Wenn ich recht bedenke, so war ich in jener Nacht nicht berauscht, sondern verrückt."

„Ein klein wenig hat sich dein Zustand gebessert."

„Betty hörte mir aufmerksam zu, aber sie war keine Freundin von Luftschlössern. Man werde ja sehen. Einstweilen hatte sie eine kleine Bitte an mich. Sie hatte in Wien eine jüngere Schwester, welcher nur fünfhundert Gulden fehlten, um ihren Geliebten heiraten zu können. Ich sollte morgen vor Beginn des Spiels das Geld an das brave junge Mädchen abschicken. So war wenigstens ein Teil des Gewinns gut angelegt."

„Das war nett von der Edmoser."

„Mir war es nicht recht, daß sie meinem Glück mißtraute, aber natürlich versprach ich ihr die Lappalie. Eine Stunde hinter Monaco hielt der Kutscher vor einem einsamen Gebäude, dessen sämtliche Fenster noch beleuchtet waren. Es war eine heimlich geduldete Spielhölle, in welcher die Unermüdlichsten von Mitternacht bis zum Morgen aushielten und dann in einem hübschen Strand-

hotel oder auch hinter einer Hecke einige Stunden ausruhten. Neugierig stiegen wir aus, aber Betty fuhr zurück, als wir, von niemand aufgehalten, den Spielsaal betreten hatten. Der Raum war in demselben Geschmack reich mit Spiegeln, Teppichen und Wandmalereien geschmückt wie in Monte Carlo. Aber widerlich schlug uns die Luft entgegen, wie von schlechtem Atem, wie von wilden Tieren. Und was sich hier um den einzigen Roulettetisch zusammenknäulte, das war der Auswurf von Monte Carlo. Totenköpfe und schwammige Fleischmassen glotzten mit denselben halberloschenen gierigen Augen auf die sausende Elfenbeinkugel. Und als das Los gefallen war, und ein weißhaariger Croupier hustend und mit heiserer Stimme, mit zitternden Fingern nach der Harke greifend, gerufen hatte: Cinq rouge impair manque, da zuckte es in zweien oder dreien von den Gesichtern auf wie ein wollüstiger Traum, und über die anderen fuhr noch ein tieferer Schatten, wie der Entschluß zu einem Verbrechen. Ich hatte das Gefühl: wer hier verliert, der tötet nicht sich selbst, der mordet einen anderen. Ich bin nicht feige, aber eiskalt fuhr es mir über den Rücken, als ich die Blicke eines erdfahlen jungen Mannes prüfend auf mich gerichtet sah. Unwillkürlich faßte ich nach meiner Brusttasche, wo seit meiner Abreise von Bordighera das geladene Pistol ruhte. Und das Entsetzlichste war: der erdfahle junge Mensch verstand meine Bewegung. Er verzog die Lippen zu einem ärgerlichen Lächeln und zuckte die Achseln. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er unter den Spielern Umschau hielt und suchte. Er hatte einen Frack an. Über seine linke Wange ging eine Schmarre wie bei mir. Und vielleicht zuckte in mir der Gedanke auf, daß jeder Spieler so enden konnte. Ganz deutlich wurde mir nichts. Betty zog mich ins Freie. Mir ist ganz schlecht geworden, sagte sie. Da konnte man doch den Unterschied sehen zwischen solchem Gesindel und der vornehmen Welt von Monte Carlo. Wir hatten beide das Bedürfnis zu gehen. Zu Fuße

schritten wir weiter. Fast eine Stunde weit, neben dem Wagen. Der Kutscher erzählte Räubergeschichten von dieser einsamen Spielhölle. Es war ein Haufen von Narren, was da zusammenkam, hier und in Monaco. So feine Herrschaften wie wir seien gewiß nicht so dumm zu spielen. Neugierde der Honigwochen! Es scheint, daß die Jugend auch im Auslande Poesie habe. Hier in der Gegend wäre es freilich schön. Die Narren aus der Fremde zahlten alles. Man habe keine Steuern. Und plötzlich zeigte er mit dem Peitschenstiel nach dem zitternden Widerschein des Mondes. An einer Stelle, wo die Straße sich fast bis zum Meere hinabsenkte, kletterten wir über Steine und Geröll bis zu einem Vorsprung, auf welchem eine ungeheure Agave majestätisch thronte. Die weitgeschwungenen Blätter waren fast so groß wie Betty, und aus der Mitte ragte der Blütenschaft wie eine Palme hoch empor. Und es duftete um uns her wie im Märchen oder wie im Morgenlande, schwer und betäubend. Jetzt verlor auch Betty ihre kühle Zurückhaltung. Sie erzählte mir viel Trauriges aus ihrem Leben, versprach mir, mich ewig zu lieben und machte sich über Villani lustig. Wir hatten uns auf einen großen Stein niedergesetzt und saßen Hand in Hand. Wir sprachen von unserer Heirat, wie von einem nahen Ereignis. Ich wollte ja auch nur vorher eine einzige Million gewinnen. Ich zwang meine Phantasie, nicht auszuschweifen. Es ging ja vielleicht nicht immer so schnell, zehntausend Franken in jeder Viertelstunde. Es konnte acht Tage dauern. Schlaftrunken stimmte Betty mir bei. Vielleicht noch schneller, sagte ich aufgemuntert. Plötzlich fröstelte es sie. Wir kletterten zu dem Wagen zurück. Als ich den Kutscher um eine Decke bat, langte er aus dem Kasten einen bunten seidenen Stoff hervor. Wenn ich wollte, könnte ich ihn für fünfzig Franken haben. Auf eben einer solchen Nachtfahrt hatte sich ein junger Pariser, ein reizender Junge, neben seiner Geliebten vergiftet. Das Mädchen war fortgelaufen und

der Kutscher hatte die Decke als Fuhrlohn behalten. Ja, es ist die dort. Du wirst die einzige Erinnerung an jene Nacht weiter in meiner Stube dulden."

Edda war blaß geworden. „Aber ich werde mich vor ihr fürchten."

„Betty schlief sofort ein, als wir langsam zurückkehrten. Die Pferde waren müde und der Kutscher nickte selbst mitunter ein. Ich aber konnte kein Auge schließen. Unaufhörlich spielte ich im Geiste weiter. Ich hatte immer nur zu rechnen und zu verdoppeln, ich verlor kein Spiel. Mein Kopf konnte die ungeheure Zahl kaum mehr behalten. Die Bank mußte längst gesprengt sein. Der Morgen dämmerte, als wir uns dem herrlichsten Punkte der Straße näherten, wo sie um das Schloß von Monaco in weitem Bogen herumführt. Der Kutscher wies wieder mit dem Peitschenstiel auf das Meer hinaus. Ich sah nichts. Ich rechnete. Da wandte der Mann auf dem Bocke sich nach mir um, wies noch einmal geradeaus und sagte: „Korsika. Sind nicht viele Fremde, die das gesehen haben. Der Herr hat Glück." Das Wort freute mich. Die Sonne selbst war noch hinter den Bergen von Bordighera verborgen. Aber im Osten leuchtete schon das Meer wie ein brennender Nebel, und mitten darin in südöstlicher Richtung schimmerte unbeweglich etwas Weißes wie ein Möwenflügel. „Das ist Korsika," wiederholte der Kutscher. „Auch wir andern haben den Anblick selten. Der Herr hat Glück." Ich weiß ganz genau, was ich in diesem Augenblick tat und dachte. Ich streckte die Hand aus, als wollte ich Napoleon Bonaparte begrüßen. Er hatte auch Glück gehabt. Und wenn ich die Bank sprengte und dazu alle Milliarden der Erde gewann, so konnte ich auch die Welt erobern, wenn ich wollte. Der Möwenflügel wurde bleicher. Korsika verschwand. Nun ja, Napoleon war tot, vor mir aber lag die Zukunft und Monte Carlo."

„Verrückt," sagte Edda, aber sie umschloß zitternd Heinrichs Hand. Ihre Augen waren feucht geworden.

„Ein richtiger Spieler braucht nicht viel Schlaf, trotzdem er auch im Traume noch immer aufs neue den Zylinder der Roulette rollen hört und die Kugel sausen. Ich war in dieser Nacht wohl ein Spieler geworden. Schon gegen zehn Uhr saßen wir alle drei beim Kaffee auf der Terrasse des Hotels. Gestern und vorgestern war es mir noch aufgefallen, daß rings um uns her an all den kleinen Tischen von nichts anderem gesprochen wurde, aber auch von gar nichts anderem als vom Gewinn und Verlust im Kasino. Heute fand ich es ganz in der Ordnung. Auch wir sprachen von meinem Glück, und Betty murmelte immer „unberufen", wenn ich zu prahlhansig wurde. Das geschminkte alte Weib, welches mir gestern den entgangenen Gewinn nachgerechnet hatte, erschien plötzlich am Ende der Terrasse, nickte mir von weitem zu, hatte aber erst zehn andere Tische zu besuchen, bevor sie an uns herankam. Sie trug ein sauber geflicktes, schwarzes Spitzenkleid, darüber einen dunkelbraunen Plüschpaletot mit einem Brandfleck, einen aus der Form gegangenen Rembrandthut und unmögliche Handschuhe. Sie sah aus, als hätte sie seit acht Tagen in keinem Bette geschlafen und die Kleider nicht ausgezogen. Man wurde an schmutzige Wäsche erinnert. Ich bemerkte, wie sie bei jeder Gruppe, wo sie Platz nahm, wie zerstreut eine Kleinigkeit aß. Überall ein Brötchen oder ein Stück Zucker. Wo ein englisches Frühstück genommen wurde, verschmähte sie auch eine Scheibe Rindfleisch, eine Hummerschere, ein Glas Wein nicht. Und dann gab es wieder anderswo eine Tasse Kaffee, ein Glas Wasser oder ein Stück Zucker. Plötzlich saß sie bei uns, neben mir auf dem vierten Stuhle. Wie ich später erfuhr, war es eine Deutsche, eine westfälische Baronin, welche sich in Ems zur Bettlerin gespielt hatte und einem der Croupiers dann hierher gefolgt war. In geläufigem und gebildetem Französisch machte sie mir Komplimente über mein System, das gestern den Beifall aller Welt gehabt habe. Es fehle mir nur an Stetigkeit. Ich sei wahr-

scheinlich wissenschaftlich noch nicht weit genug. Sie führe die Bücher über die herausgekommenen Nummern und namentlich über alle Serien von rot und schwarz schon seit Jahren mit großer Gewissenhaftigkeit und stellte mir dieselben gegen eine mäßige Summe zur Verfügung. Ich wünschte die Person drei Schritte vom Leibe weg, doch ihr Antrag reizte mich. Ich wollte nur Serien spielen."

„Was ist eine Serie? Ist das ein Geheimnis? Oder wird es für mich zu schwer zu begreifen sein?"

„Nimm deinen ganzen Geist zusammen, Kind. Sowohl an der Roulette als im Trente et Quarante kann man so spielen, daß immer nur rot oder schwarz gewinnt, daher der Name rouge et noir.

„Ich kann noch folgen."

„Wenn du nun ..."

„Nein, du! Ich spiele nicht."

„Wenn ich also ein Geldstück zum Beispiel auf rouge setze, habe Glück, lasse den Gewinn stehen, und rouge kommt fünf- bis zehnmal nacheinander ohne Unterbrechung heraus, so hat sich mein Einsatz verhundert- oder vertausendfacht. Natürlich ist alles doch einmal verloren, wenn noir herauskommt, bevor ich meinen Gewinn vom Tische genommen habe. Eine solche ununterbrochene Reihe derselben Chance heißt eine Serie. Ich hatte tags zuvor Serien gespielt, ohne es zu wissen. Alte Spieler erwarten eine Serie immer, wenn die betreffende Farbe oder Chance schon lange nicht da war. Die Kärtchen mit den gezogenen Nummern geben einen Anhalt für die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Im einzelnen Fall sind alle diese Zahlen natürlich Unsinn."

„Mehr brauche ich nicht zu wissen. Was habt ihr mit der alten Hexe gemacht?"

„Ich wäre sie nie losgeworden. Ich war teils zu gierig nach ihren Geheimnissen, teils zu ungeschickt gegen ihre Frechheit. Als ich schüchtern erwähnte, ich hätte gar nicht die Ehre ihrer Bekanntschaft, erwiderte sie ganz

ruhig, wir hätten ja gemeinsame Freunde. Der Marquis von Soundso und der Graf Soundso ließen mich grüßen und zu meinem System beglückwünschen. Es ist schmählich zu sagen, Edda, aber ich fühlte mich doch einen Schimmer geschmeichelt. Villani half mir. Er reichte ihr ein Fünffrankenstück und hieß sie zu ihrem Enkel, dem Teufel, gehen. Er sagte es auf deutsch. Sie nahm das Geld und entfernte sich freundlich grüßend. Und ich ärgerte mich noch über Villani. Wir verbrachten den Rest des Vormittags in Nizza. Von dort schickten wir an Bettys Schwester die Summe, die sie glücklich machen sollte. Betty führte mich mit einer Sicherheit umher, als hätte sie lange da gelebt. Auf der Promenade des Anglais — das ist wie Unter den Linden, nur daß auf der einen Seite das Mittelländische Meer ist und auf der anderen Seite eine endlose Reihe von Landhäusern. Dazwischen eine Allee von Palmen, Brotfruchtbäumen, Eukalyptus und anderen solchen tropischen Märchengewächsen."

„Ganz wie Unter den Linden. Es fehlt nur noch das Denkmal von Friedrich dem Großen."

„Na ja, ich meinte nur, es liegt soviel Staub auf allen Blättern. Ja, also dort wurde Betty zweimal gegrüßt, von jungen Berliner Bankiers, wie — ich wußte doch, daß ich recht hatte —, wie Unter den Linden. Wir frühstückten, dort an der Ecke bei — einerlei, es war vorzüglich. Aber mir wollte es nicht aus dem Kopfe, daß jetzt eben der Spielsaal in Monte Carlo geöffnet wurde. Wir verloren hier unsere Zeit. Aber Betty hatte es nicht eilig. Wir mußten erst in dem berühmten Café Rumpelmayer nach Pariser und Rumpelmayerischem Gebrauch einen Likör nehmen. Dann machte sie Einkäufe: für sich zwei Sonnenschirme, einen Frühlingshut, ein Dutzend Seidenstrümpfe und ein hübsches Armband, wirklich nur ein schmales Goldband mit einer Perle, für mich eine Zigarrenspitze aus Olivenholz. Das Auswählen und das Herumschlendern von Laden zu Laden dauerte so lange,

daß wir trotz meiner wachsenden Ungeduld in Nizza auch noch dinieren mußten. Es war alles wieder ganz köstlich, aber ich berechnete im stillen, daß ich schon über hunderttausend Franken eingebüßt hatte. Betty lachte mich aus, und erst gegen sieben Uhr, als die allgemeine Bewegung auf den Straßen von Nizza sich dem Bahnhofe zuwandte, gelang es mir, sie zur Rückkehr zu bewegen. Von dieser halbstündigen Fahrt will ich dir ein andermal erzählen. Man fährt natürlich erster Klasse. Alles raucht. Man spricht von der Roulette oder von den auffallendsten Erscheinungen der Promenade des Anglais. Eine Dame, die zu Hause nicht fertig geworden war, knöpfte ihre Stiefelchen zu, ohne aufzufallen. Nur Betty rümpfte die Nase. Wir fuhren bis zum Bahnhof Monte Carlo, und ich ging geradeswegs in den Spielsaal hinein, während Betty sich ermüdet gleich zur Ruhe begab. Ich wechselte für einen Tausendfrankenschein meine lieben großen Goldstücke ein. Es machte mir Spaß, wie ich die Masse Geld so bequem in der Hand halten konnte. Ich trat an einen der Roulettetische heran und schaute eine Weile zu. Ich sagte mir, daß es ein Unsinn sei, nach einem System vorgehen zu wollen. Ich mußte mich eben auf mein Glück verlassen. Und als ob ich Bohnen gesetzt hätte, legte ich meine Hundertfrankenstücke dahin und dorthin. Plötzlich war meine Hand zu meiner Überraschung leer. Das Geld tat mir nicht leid, ich ärgerte mich nur über meinen Leichtsinn. Ich wußte ja, daß ich in Serien Glück hatte; warum spielte ich anders. Als ich den Tisch verlassen hatte, bemerkte ich Villani, der mich lächelnd betrachtete. „Mit solchen Summen spielt man nicht Roulette. Kommen Sie zur Trente et quarante," sagte er. Es fiel mir auf, daß er seine Warnung nicht wiederholte. Am Morgen hatte er mir vorausgesagt, ich würde keinen Sou mehr gewinnen. Warum munterte er mich jetzt auf? Aber seine Bemerkung war richtig, und ich folgte ihm in den Nebensaal, wo um die beiden Trente-et-quarante-Tische eine vornehmere und

stillere Gruppe von Spielern in dreifacher Reihe saß und stand."

„Ist Trente et quarante ebenso schwer wie Roulette? Oder ist gar kein Unterschied da?"

„In Trente et quarante entscheidet die Karte über Gewinn und Verlust. Das ist alles. Weil aber der Einsatz hier mindestens zwanzig Franken betragen muß, darum beteiligt sich doch nicht jeder am Spiel. Die Roulette erscheint von da aus gesehen etwas bettelhaft. Wir konnten nicht gleich einen Sitzplatz erobern, und ich schaute eine ganze Weile zu, bevor ich mich am Spiele beteiligte. Ich mußte doch erst sehen, welche Serie zu erwarten war. Neben mir stand ein bildschönes junges Weib, fürstlich in lauter Spitzen gekleidet. Sie konnte nicht bis nach dem Tisch reichen und bat mich plötzlich, ihren letzten Fünfhundertfrankenschein für sie auf eins der dreieckigen Felder zu setzen. Ich tat es, und nur die Scheu vor einem Zusammenhange mit dieser abenteuerlichen Erscheinung hielt mich ab, mein Glück mit ihr zusammen zu wagen. Sie gewann und gewann wieder. Mit achttausend Franken zog sie sich zurück und rief mir zu: „Ich danke Ihnen, mein Herr. Jetzt gehe ich Zero spielen. Ein Vermögen habe ich schon dort gelassen auf dem verdammten Zero. Heute sprenge ich die Bank." Und leise hinkend schritt sie in den großen Saal an die Roulette. Jetzt war ich in Feuer. Ich setzte ein großes Goldstück auf rouge. In dem Augenblicke sah ich, daß Villani, durch sechs Menschen und die Breite des Tisches von mir getrennt, mir gerade gegenüberstand. Er bohrte seine Blicke in meine Augen und setzte, als ich eben meinen Arm ausstreckte, tausend Franken auf noir. Ich verlor, er gewann. Mir stehen alle Einzelheiten noch vor Augen, aber ich will dich nicht ermüden. Villani, der an kein System glaubte, hatte sich plötzlich sein eigenes zurechtgemacht. Er vertraute fest darauf, daß mein Spielglück mich verlassen habe, und setzte immer gegen mich. Und er spielte fünf- oder zehnmal höher. Der

Kampf dauerte noch drei Stunden. Ich gewann nur zwei- oder dreimal. Aber ich pausierte oft, um aufs neue zu studieren, welche Serie nun kommen mußte. Während dieser Zeit spielte auch Villani nicht. Als die letzte Taille vorüber war, zog er sich gleichmütig mit einem Vermögen zurück. Mir waren von meinem Gewinn ein paar hundert Franken übriggeblieben. Wütend verließ ich den Saal und stürzte mit den anderen zum Bahnhof hinunter, die den Train des décavés erreichen wollten. Erst in der Halle blieb ich stehen. Ich gehörte ja doch nicht zu dieser Bande. Ich wohnte ja hier, oder vielmehr bei meiner Mutter in Bordighera, oder noch besser weit oben in der deutschen Reichshauptstadt, wo ich ein ehrbarer Assessor war. Und ich hatte ja im ganzen nichts gewonnen und nichts verloren. Ich hatte eben die Aufregungen des Spiels kennen gelernt. Ich dünkte mich sehr weise in dieser Betrachtung. Da sah ich am Schalter die Dame in Spitzen stehen, welche durch meine Hand achttausend Franken gewonnen hatte. Sie redete leise mit dem Beamten. Unverschämt trat ich heran, um ihr mein Mißgeschick zu klagen. Pech heftet die Menschen rasch zusammen in Monaco. Sie sah mich mit leeren Augen an. Sie erkannte mich nicht, aber sie rief: „Schnell einen Franken, mein Herr, s'il vous plaît. Ich kann mein Billett nach Nizza nicht bezahlen. Ich bin im Wagen hergekommen. Danke. Sie kommen nicht mit? Ah, Sie haben kein Glück gehabt! Gute Nacht." — Sie eilte auf den Perron. Ich hatte noch bemerkt, daß die Brillantgehänge aus ihren Ohren und der schwere Goldreif von ihrem Arm verschwunden waren. Die Maschine pfiff, und der Train des décavés fuhr donnernd in die Nacht hinaus. Tief verstimmt kehrte ich langsam in mein Hotel zurück."

„Du warst gewiß sehr schlechter Laune, ich kenne das. Wenn du beim Skat keine guten Karten bekommst, bist du schrecklich."

„Ich machte einen kleinen Umweg durch den Park, um mein aufgeregtes Blut zu beruhigen. Es war ein

recht erbaulicher Spaziergang. Du warst wohl nie hinter den Kulissen?"

„Aber, Heinz!"

„Ja so, du kannst dir's aber gewiß vorstellen. In dieser dunkeln Nacht, der Himmel war dicht bewölkt, schien es mir, als ob alle die unwahrscheinlichen Sträucher und Bäume nur Dekorationen wären, welche uns jetzt zur Nachtzeit ihre widerliche Seite zukehrten. Und wie man auf der Bühne hinter den Lappen von Holz und Leinewand, die vorne für das Publikum bunt bemalt sind, die müden und hungrigen Statisten sitzen sieht, welche vorne für das Publikum lachen und springen, so sah ich in dieser Stunde hinter die Kulissen von Monte Carlo. Wie aus Blech und Pappe geschnitten, grinsten mich die tropischen Unformen der Agaven an. Ich sah Kameliensträucher für die Nacht warm zugedeckt, damit sie am nächsten Morgen mit ihren roten Blumen wieder die Lüge von dem ewigen Frühling der Landschaft hinausschreien konnten. Und ich sah, ohne erkannt zu werden und ohne die Züge eines einzigen zu erkennen, die Spieler von Monte Carlo jeden in seiner Einsamkeit. Ich setzte mich auf eine der Bänke und sprach halblaute Flüche vor mich hin, bis ich wahrnahm, daß auf jeder Bank verlorene Verlierer saßen, die ab und zu in allen Sprachen der Welt schmutzige Verwünschungen ausstießen, wie im deutschen Walde um Mitternacht wohl träumende Vögel in der Angst vor dem Habicht aufschreien. Ich schämte mich, stand auf und wandelte nun wieder umher. Und so wie ich, schritten überall ruhelos junge und alte Männer und Weiber die Wege entlang, und die Büsche, welche im Sonnenschein nur von Liebe und Glück bevölkert zu sein schienen, nahmen in ihren Schatten einen nach dem anderen der einsamen Spieler auf. Ein einziges Mal wurde ich angeredet. Ich mußte einer weiblichen Gestalt ausweichen, welche mitten auf dem Wege stand und sich an dem Stummel ihrer Zigarette eine frische anzündete. Bei dem Aufglühen des Tabaks

erblickte ich ein immer noch schönes Gesicht, in welches alle Leidenschaften eingegraben schienen. 's ist wieder eine Gemeinheit von der Verwaltung, rief sie mir in dem weichen Französisch der Russinnen zu. Sie hat den Park so angelegt, um keinen Verdruß zu haben. Kein einziger bequemer Baum. Der Teufel kann sich an Aloen oder Palmen aufhängen ... Ich eilte ins Bett zu kommen."

„Um schlecht zu träumen, nicht wahr?"

„Ich träumte angenehm, ich sprengte wieder die Bank. Am nächsten Tage trafen wir drei erst um die Mittagsstunde zum Frühstück zusammen. Man saß heute im Saale. Über Nacht war das Wetter umgeschlagen, und einzelne Frühaufsteher erzählten, bis gegen acht Uhr hätte eine dünne Schicht von Schnee auf den tropischen Gewächsen gelegen. Man schimpfte auf die Verwaltung, weil sie den hübschen Anblick nicht bis Mittag festzuhalten gewußt hatte. Jetzt rieselte ein eiskalter feiner Regen nieder. Schlechtes Berliner Novemberwetter. Betty war ärgerlich darüber, daß sie ihren Hut und Sonnenschirm nun nicht ausführen konnte. Sie bestrich mir mein Brot mit Butter und schien den Villani gar nicht zu sehen. Ich schwieg über den gestrigen Spielabend, und auch Villani hielt es nicht der Mühe wert, von seinen Erfolgen zu erzählen. Rings um uns her wurde einförmig von Essen, Trinken und Spielen gesprochen. Da kam plötzlich die alte, geschminkte Baronin an unseren Tisch heran. Sie machte vor Villani einen tiefen Knicks und sagte, das Geschenk von fünf Franken hätte ihm Glück gebracht. Sie habe mit dem Geldstück dreimal die Locken eines siebenjährigen Mädchens berührt und dabei an ihn gedacht. Villani reichte ihr ein kleines Goldstück. „Ich danke," sagte sie, „ich werde es in gleicher Weise verwenden. Sie haben gestern achtunddreißigtausend Franken gewonnen. Es wird heute noch besser gehen." Mir war die Mitteilung unangenehm. Aber schon wandte sich die Baronin mir zu. Sie setzte sich nieder, fing zerstreut

an, ein halbes Brötchen zu essen, legte sich ein Stück Hühnerbrust auf die leere Salatschüssel und redete mir dabei immer ins Gewissen, wie ich ohne ihre Tabellen unmöglich auf Serien spielen könne. Ich war noch vor fünf Minuten entschlossen gewesen, das Kasino nicht mehr zu betreten. Aber die Ziffer von Villanis Gewinn hatte mich toll gemacht. Ich fühlte, ohne hinzusehen, wie Betty aus meiner Nähe fortrückte; ich hörte, wie sie als erstes Zeichen der Wiederannäherung ihn um den schönen Apfel bat, den sie mit ihm teilen wolle. Ich hätte mich dem Teufel verschrieben. Ich wünschte nur nicht, daß man mich auf einem Handel mit der Baronin ertappte. So sagte ich ihr denn ziemlich grob, sie solle mich jetzt in Ruhe lassen, ich wäre vielleicht später im Spielsaale geneigt, ihr das Traumbuch abzukaufen. Sie ging, und wir saßen lange schweigend nebeneinander, tranken schwarzen Kaffee und rauchten unsere Zigarren. Betty war es, die uns in den Spielsaal trieb. Sie gestand ein, daß sie auf den Ausgang begierig war. In ihren dunklen Regenmantel gehüllt, lief sie uns voraus und schürzte ihre Röcke, während sie über den Platz hinüberlief, der uns von dem Spielsaal trennte. Ich erkannte ein Paar der Seidenstrümpfe, die sie gestern gekauft hatte. Schon im Vorsaale trat die alte Baronin auf mich zu und reichte mir ihre Tabellen. Ich zahlte schnell den geforderten Preis und eilte in den letzten Saal zur Trente et quarante. Villani schien auf mich zu warten. Aber ich studierte erst die Tabellen, bevor ich mein letztes Geld aufs Spiel setzte. Villani wurde nicht ungeduldig. Endlich legte ich ein Hundertfrankenstück hin, er einen Tausendfrankenschein auf die Gegenfarbe. Betty stand neben mir, aber sie verfolgte das Spiel Villanis. Als es Zeit war, zum Diner zu gehen, besaß ich nur noch einen Louis und ein paar Silberstücke. Ich warf das Kleingeld im Vorübergehen auf eine Nummer der Roulette, einige Sekunden später war es weg. Die Summe, die ich heute verloren hatte, war verhältnis-

mäßig so gering, daß ich nur langsam zum Bewußtsein meiner Lage kam. Ich mußte von Villani etwas borgen und schleunigst nach Bordighera zurückkehren. Und wenn Betty freundlich zu mir gewesen wäre, so hätte ich ihr ohne sonderliche Aufregung sagen können, daß ich sie verlassen mußte, weil das Schicksal mir kein Glück im Spiele gönnte. Aber sie bot mir keine Gelegenheit, ihr das zu sagen. Ich wurde einfach von ihr geschnitten. Und wie sich die beiden das Essen schmecken ließen! Glücklicherweise war es ein Freitag und darum das entsetzliche Diner um einen Gang kürzer. Man ist nämlich auch fromm in Monaco. Am Karfreitag zum Beispiel darf man spielen, aber kein Fleisch essen. Nach Tische nahmen wir uns nur die Zeit, eine Zigarette zu rauchen. Aber die Zeit genügte. „Sie wissen, Villani, ich bin auf dem Trockenen," sagte ich. — „Sie wollen abreisen?" fragte er, und es leuchtete in seinen schwarzen Augen auf. Ich hatte wirklich fort wollen, aber diese Freude war mir unerträglich. „Nein," sagte ich, „ich will weiter spielen." Nur zögernd antwortete er: „Wieviel wollen Sie haben? Sie sind mir gut." Er griff in seine Brusttasche und wollte mir einen Tausendfrankenschein reichen. — „Zehntausend," rufe ich, ich weiß nicht warum. Wieder zögert er und reicht mir endlich die gewünschte Summe. „Ich habe Sie gewarnt," sagte er leise. „Sie wissen, ich spiele gegen Sie." Und wir gingen alle drei in den Spielsaal hinein. Dort begann das Duell. Wir waren früher als die anderen Tischgäste da und konnten die beiden Sitzplätze neben den Croupiers erobern. So saßen wir einander gegenüber. Betty stand in der Mitte zwischen uns beiden am Ende des Tisches. Sie war in bester Laune. „Es ist mir sehr schmeichelhaft, daß ihr euch um meinetwillen duelliert", hatte sie gesagt. Wir fielen auf. Ein Pariser Zeichner skizzierte unsere Köpfe. Betty war geschmeichelt. Ich war kein Anfänger mehr, ich spielte Serien nach den Tabellen, immer nur rouge oder noir. Mit hundert, fünfhundert oder tausend Franken. Und unerschütter-

lich setzte Villani das Zehnfache. Ich verlor. In meinem Zorn suchte ich ihn zu ärgern. Ich setzte einmal zweitausend auf rouge. Das konnte er nicht zehnfach überbieten, weil zwölftausend das Maximum ist. Er lächelte, als er wirklich nur zwölftausend gewann. Immer scharfsinniger berechnete ich die Wahrscheinlichkeit. Aber die Karten waren von einer satanischen Bosheit. Eine Serie von zwanzig noir hintereinander hatte ich verpaßt. Nach zehn Spielen schaute ich untätig zu, weil immer noch noir möglich war. Endlich war es Zeit. Ich spielte rouge, aber es kam noir, immer noch noir und immer wieder noir. Gegen halb elf Uhr hatte die beispiellose Folge von noir noch immer nicht aufgehört, aber ich war zu Ende. Langsam erhob ich mich und gab mir eine gute Haltung, als ich sah, in wie unerschütterlichem Gleichmute Villani mit seinem Gewinn seinen Platz verließ. Er hatte jedesmal noir gespielt und jedesmal das Maximum gesetzt. Wir hörten den Croupier rouge rufen und wandten uns um. Jetzt kam die verdammte Farbe, da ich kein Stück Silber mehr zu setzen hatte. Wir rührten uns nicht von der Stelle. Und rouge, rouge, rouge bis zum Schlusse der Bank. Und dann sah ich, daß Betty freudig auf Villani zuging, um sich in seinen Arm zu hängen. Ich kam zuvor. Hart faßte ich sie am Arm und flüsterte ihr zu: „Du gehst mit mir." Sie gehorchte, aber sie warf mir einen bösen Blick zu. Villani schritt lustig pfeifend auf ihrer anderen Seite. Beim Souper, das er heute zum besten gab, ohne jedoch den Chef selber zu bemühen, war ich mehr als ungemütlich und fing wegen jeder Kleinigkeit Zank an. Villani wurde ungeduldig und schien nur auf den Augenblick zu warten, wo ich mir eine offene Blöße gab und deutlich die Schuld trug. Betty wäre mich am liebsten losgewesen. Auch heute war unser Tisch Gegenstand allgemeiner Neugierde, aber nicht ich war der Held, sondern Villani. So ein paar armselige tausend Franken wurde alle Tage auf Monte Carlo verloren, wer aber an die Hunderttausend davontrug, der

war ein Mann. Ich glaube, von allen meinen wirren Gefühlen war das peinigendste: der Neid auf die Ehre, welche Villani für seinen Gewinn widerfuhr. Du findest das dumm? Warte nur, ich werde auch noch abergläubisch werden, wie ein verliebtes Dienstmädchen. Unter den Menschen, welche mehr oder weniger zudringlich nach uns herübersahen, bemerkte ich plötzlich die Baronin. Sie kam heran und machte Miene, sich zu setzen. Villani reichte ihr wieder ein Goldstück, verbat sich aber ihre Gesellschaft. Sie ging ohne Empfindlichkeit davon, winkte mir aber, ihr zu folgen. Ohne Besinnen sprang ich auf und trat mit ihr in den Vorsaal. Es war offenbar, daß sie dem Villani Glück brachte. Ich wollte sie erkaufen. Sie hatte wirklich einen unfehlbaren Plan für mich. In der verflossenen Nacht hatte sich unten in einem Gasthof der Kondamine ein junger Mann erschossen. Seine leere Geldtasche mußte Glück bringen, wenn ich mein Vermögen vor dem Spiele hineinlegte. Sie hätte bei der Versteigerung hundert Franken dafür gegeben. Sie wollte an mir nichts verdienen, ich sollte mein Glück machen. Und sie hielt mir ein altes Ledertäschchen vor die Augen, welches vielleicht vor Jahren einmal fünf Franken gekostet hatte. Ich schämte mich jämmerlich, aber ich kannte den felsenfesten Glauben aller Spieler, daß Tod Glück bringe. Ich versuchte die alte Hexe auszulachen, aber ich versprach ihr, das alte Ding als Kuriosität zu erwerben. Ich hätte nur augenblicklich kein Geld bei mir. Sie hatte Vertrauen zu mir. „Morgen vor Beginn des Spieles werden Sie mir mein Geld wiedergeben," sagte sie und ließ das Pfand in meiner Hand. Als ich an unseren Tisch zurückkehrte, schien der Talisman schon seine Kraft bewährt zu haben. Villani und Betty saßen weit voneinander entfernt, sie waren böse miteinander. Das Blut des Selbstmörders fing an, mir Glück zu bringen. Betty versicherte mir, sie hätte mich weit lieber als den schlechten Villani. Ich sollte nur weiter spielen, ich würde morgen Glück haben. Es schien Zauberei."

„Ich hätte nicht an Zauberei geglaubt, lieber Heinz. Ich hätte vermutet, daß die Edmoser ihre Geneigtheit gezeigt hatte, sich von Herrn Villani heiraten zu lassen, daß der Bankier nicht ganz so ehrliche Absichten hatte wie du, und daß sie deshalb noch einen letzten Versuch mit dir machte."

„Merkwürdig! Wozu ich viele Wochen gebraucht habe, das durchschaust du auf den ersten Augenblick. Und ich kannte doch das Mädchen so genau!"

„Eben darum."

„Genug, ich war mit meinen Verlusten beinahe ausgesöhnt, weil sie mir die uneigennützige Liebe meiner Betty in so rührendem Lichte gezeigt hatten. Und morgen gewann ich alles wieder zurück. Ich weiß nicht, warum die Nacht trotzdem die schrecklichste meines Lebens war. Ich hatte das Pistol auf meinen Nachttisch gelegt. Ich sagte mir, daß ich ein Ende machen mußte, daß man nicht umsonst das Vermögen der Mutter verspielt. Ich stellte mir vor, daß ich schon dalag mit zerschmettertem Schädel, meine Hinterlassenschaft ein Handel für die Baronin, und daß mich nur die Liebe meiner Betty ans Leben fesselte. Solange dieser helle Schein des Glücks die furchtbare Tragik meiner Spielschuld überwand, solange war ich ein beneidenswerter Mensch und brauchte nicht daran zu denken, Hand an mich zu legen. Es hätte mir aber auffallen sollen, daß mein Glücksgefühl mich nicht verhinderte, wie ein Knabe in meine Kissen hineinzuweinen. Und mit keinem Gedanken war ich bei den Geldsummen, deren Verlust mich verzweifeln machte. Als ich lange nach Sonnenaufgang einschlief, glaubte ich immer noch, daß die Liebe Bettys mich vom letzten Schritte zurückgehalten hätte."

Edda war aufgesprungen und ging mit hastigen kleinen Schritten auf und nieder. „Diese Weiber," rief sie erregt. „Für sie allein habt ihr Leidenschaft und Feuer eurer Jugend, für sie brennt ihr lichterloh und für eure Frauen bleibt nur ein Häuflein Asche übrig."

Auch Heinrich erhob sich. Er faßte Edda zärtlich um den Leib und fragte lachend: „Nichts als Asche? Nicht ein Fünkchen mehr darunter?“

„Du bist ein Scheusal! Erzähle weiter! Wieviel hast du noch verspielt?“

Die Aufregung, mit welcher Heinrich seine ersten Erlebnisse am Spieltische berichtet hatte, war vorüber; gemütlich setzte er sich auf die Lehne des Sofas, zog sein Weib auf seine Knie nieder und sagte:

„Ich will's kurz machen. Aber so rasch erzählen wie verspielen kann ich nicht. Pünktlich erwachte ich zur Eröffnung der Bank. Unten traf ich Villani. Unbedenklich borgte ich wieder zehntausend Franken von ihm. Er gab sie mir heute, ohne zu zögern. Im Spielsaale lauerte die Baronin auf mich. Ich wechselte und gab ihr eines von den großen Goldstücken. Dann saßen wir Gegner einander gegenüber und spielten wie verdammte Seelen. Ich setzte jedesmal ein Hundertfrankenstück, er jedesmal das Maximum. Ich legte die zehn Goldstücke gewissenhaft in die Ledertasche des Selbstmörders, so oft ich mir für eine Banknote das Kleingeld eingetauscht hatte. Und das vergossene Blut schien mir wirklich Glück zu bringen. Ich machte Serien. Die Farbe, auf die ich gesetzt hatte, kam vier-, fünf-, sechs-, achtmal heraus. Die Sache hatte nur einen Haken. Wenn sich mein Gewinn dem Maximum näherte und ich entschlossen war, nur noch ein Spiel abzuwarten und dann den ganzen Gewinn auf einmal einzustreichen, ja, da brach immer gerade in solchen Augenblicken die Serie ab, es kam die andere Farbe und ich hatte alles auf einmal verloren. Und dabei empörte es mich, daß Villani, weil er immer das Maximum spielte, diese Serien gar nicht gegen mich halten konnte. Er hörte zu spielen auf, so oft ich meinen Gewinn stehen ließ, und setzte seine zwölftausend Franken immer erst dann auf die Gegenfarbe, wenn mein Glück umschlug. Und er strich ganze Päcke von Tausendfrankennoten so gleichmütig ein, als spielte er um eine

Tasse Kaffee. Die Brusttasche seines Rockes wölbte sich von dem Vermögen, das er dort geborgen hatte. Und immer wieder reichte ihm der Croupier, dem man seine Erregung anzumerken begann, Schichten von Zwölftausendfrankennoten hinüber. Auch meine Brusttasche verriet, daß sie nicht leer war. Ich faßte ab und zu nach meinem Pistol. Villani war der Stern des Tages. Ein vierfacher Ring von Menschen umstand unseren Tisch, und eine geheimnisvolle Teilnahme, eine wilde Schadenfreude gegen die Bank begleitete jeden Sieg des Maximumspielers. Gegen zwei Uhr erschien Betty. Sie berührte meine Schulter und sah dann eine Weile aufmerksam zu. Endlich flüsterte sie mir ins Ohr: „Du weißt, es ist mir lieber, wenn du gewinnst." Und gelangweilt setzte sie sich gerade unter den Spiegel auf eines der Wandsofas. Sie hatte eine Pariser illustrierte Zeitung mitgebracht und blätterte darin. Villani und ich blickten einander an. Zum ersten Male blitzte es in seinen Augen leidenschaftlich auf, und ich glaubte, daß ihm derselbe Einfall gekommen war, wie mir. Da spielten wir seit zwei Tagen wie zwei Wahnsinnige und bildeten uns ein, daß es um Gold und Banknoten ging. Nein, der Preis, um den wir rangen, war das Weib drüben unter dem Spiegel, das gleichgültig dreinschaute, als wäre sie nicht ein Mensch von Fleisch und Blut, sondern eine Porzellanfigur, die man kaufen kann und verschenken oder auch als Preis hinstellen für eine hirnverrückte Spielpartie. Ich hatte bisher um Gold gespielt, jetzt ging es höher. Ich warf die Tausendfrankennoten nur so hin. Villani unterbrach sein Gegenspiel, und ich hatte Glück. Ich kämpfte mit der Bank, und ohne es zu wissen, hatte ich endlich meine Verluste wieder eingebracht. Aber ich spielte nicht mehr um Gold mit der Bank, ich spielte mit Villani um Betty. Die Bewegung um den Tisch reizte ihre Neugier. Sie kam heran, lächelte mir zu und nahm zwei dicke Goldstücke von meinem Platze, um sich an der Roulette ein bißchen die Zeit zu vertreiben. Von diesem

Augenblicke an gewann ich nicht ein einziges Mal mehr. Auch Villani spielte wieder gegen mich. Die Harke des Croupiers zog mein Geld und meine Banknoten ein, und als ich in plötzlicher Leidenschaftlichkeit mein ganzes Vermögen, beinahe das Maximum, auf rouge legte, verlor ich wieder, und der Croupier schob die Noten dem ruhigen Villani zu. Es war Dinerzeit. Wir gingen langsam hinaus, Betty zwischen uns. Als wir die Treppen betreten wollten, fuhr ich zurück. Den naßkalten Regen da draußen konnten meine Nerven heute nicht vertragen. Da war der Spielsaal doch ein viel behaglicherer Aufenthalt. Überdies hatte ich keine Lust zu essen. Ich wollte weiterspielen, Villani sollte mir noch einmal zehntausend Franken borgen. Wir waren in den Vorraum zurückgetreten. Ich blickte geistesabwesend Betty nach, die mit hochgeschürzten Kleidern über den Platz hinweg ins Hotel de Paris vorausgeeilt war. Ich sah wieder den roten Seidenstrumpf, den ich in Nizza für sie gekauft hatte. Villani klopfte sich die Beine mit seinem Stöckchen und sagte endlich ruhig und entschieden, er werde mir kein Geld weiter zum Spielen borgen. „Ich kann das nicht vor Ihrer Mutter verantworten," scherzte er. „Ich will Sie natürlich gern im Hotel auslösen und Ihnen ein Billett nach Bordighera kaufen." — Ich empfand seine freundliche Sprache wie den ausgesuchtesten Hohn. „Sie haben mir nichts zu verweigern," rief ich törichterweise. „Sie sind mein Bankier. Ich kündige Ihnen unser Vermögen, ein Maximumspieler flößt mir kein Vertrauen mehr ein. Vorläufig verlange ich zehntausend Franken auf der Stelle." — Villani verbeugte sich lächelnd. „Ah, wenn Sie geschäftlich reden . . . Ich könnte Sie zwar bitten, Ihre geschäftlichen Mitteilungen brieflich oder telegraphisch an mein Berliner Kontor zu richten. Aber ich will nicht so pedantisch sein. Nur eins will ich Ihnen gleich sagen. Ihre Börsenverluste, die Sie auf sich nehmen zu wollen erklärten, waren so bedeutend, daß von Ihrer Vermögenshälfte jetzt, wo die hiesigen Ver-

uste dazukommen, nur noch etwa viertausend Mark übrigbleiben. Ich stelle Ihnen also noch fünftausend Franken zur Verfügung, wenn Sie mir hier nebenan im Lesezimmer ordnungsmäßig einen Schuldschein über fünfundzwanzigtausend Franken ausstellen wollen. Von dem Gelde Ihrer Mutter erhalten Sie ohne Spezialvollmacht keinen Kreuzer. Auch ich habe zu einem Maximumspieler kein Vertrauen." — Eine Weile war ich von den klaren Mitteilungen des Bankiers wie betäubt. Dann nahm ich seinen Vorschlag an. Drüben stand der Spielpreis unter dem Vordach des Hotel de Paris. In einer Minute war an einem der Schreibtische des Lesezimmers das ganze Geschäft erledigt. Wir trennten uns ohne Gruß, ohne Dank. Villani ging zu Tische, und ich eilte in den Spielsaal zurück."

„Heinz, du verspielst zuviel. Die paar tausend Mark möchte ich gerne noch retten."

„Es sind die letzten, die ich verschwendete, aber es waren auch die letzten, die ich besaß. Ich weiß noch, wie ich durch den Vorsaal schritt, mir den Schweiß von der Stirne wischte und dabei zufällig einen Blick in einen Spiegel warf. In Berlin hätte ich nicht so aussehen dürfen; die Mahnungen des Bankiers hatten mich einen Augenblick ernüchtert, um mich dann vollends um den Verstand zu bringen. Ich ging zwischen den Säulen des Vestibüls auf und nieder und legte mir meine Pflicht zurecht, wie ich mir einbildete. Es war ziemlich still im Kasino. Nur ein paar ernsthafte Spieler, wie ich einer war, und das elendeste Gesindel, welches keinen Franken für einen Teller Suppe übrig hatte, hielt auch während der Essenszeit im Saale aus. Ich konnte also ruhig nachdenken. Die Blicke der Diener störten mich nicht. Erst als ich einmal unbewußt nach meiner Brusttasche griff und einer dieser Unterbeamten sich mir mit einer hastigen Bewegung näherte, bemerkte ich, was man mir zutraute. Ich machte also den Eindruck eines Verzweifelten, eines unanständigen Menschen, der im Kasino selbst Skandal

erregen will. Ich sah ein, daß die Bank von Monaco das nicht gern hatte, auch wenn es nur in der stillen Speisestunde geschah. Um die Leute zu beruhigen, zog ich meine fünftausend Franken aus derselben Brusttasche hervor. Man lächelte verbindlich. Ich aber gewann durch den Anblick der Noten zum letzten Male meine Siegessicherheit wieder. Ja, es stand viel auf dem Spiele. Hatte ich zuerst um das elende Geld mit der Bank gerungen, und dann um Betty, so handelte es sich jetzt um meine Ehre. Und in einem Wirbel der Gedanken, den ein heißer Blutstrom mich wie im Fieber plötzlich erleben ließ, verband sich meine Ehre mit einem Male unauslöslich scheinbar mit dem Bilde Bettys. Sie war nicht mehr der lebendige Preis, der sich selbst für den Gewinner bestimmt hatte, sie war der Ehrenpreis für den Sieger. Mit diesen letzten paar Banknoten hatte ich es noch in der Hand, die Bank zu sprengen. Und wenn es mir gelang, so war alles gerettet, sie, das Leben und die Ehre. Und es konnte nicht mißlingen. Drinnen lagen ja die Millionen bereit. Die Kugel brauchte ja nur zu rollen, wie ich es wünschte. Das Pistol konnte noch lange warten. Die Elfenbeinkugel der Roulette mußte mir Glück bringen. Ich hätte überhaupt mit Trente et quarante nicht anfangen sollen. — Ich eilte jetzt in den Spielsaal, wo die beiden ersten Roulettetische pausierten. Erst am letzten blieb ich stehen und blickte nach einem bequemen Sitze um. Der Croupier bat eine befreundete junge Dame, mir Platz zu machen. Man kannte mich also schon. Und es war auch Zeit, daß wieder Leben hineinkam. Ein paar armselige Fünffrankenstücke trieben sich auf dem grünen Tuche herum, und die Croupiers nahmen sich kaum die Mühe, deutlich anzukündigen, was die Elfenbeinkugel entschieden hatte. Sie waren offenbar erfreut, als ich meine Noten in großes Gold umzuwechseln begann und das erste Hundertfrankenstück hinwarf. Es fiel auf Nummer dreiundzwanzig. Ich verlor, aber ich war plötzlich überzeugt davon, daß diese Zahl mir Glück bringen mußte. Aber

ich spielte vorsichtig. Nach irgendeiner verrückten Methode, die mir durch den Kopf ging, wagte ich keinen Einsatz, so oft die herausgekommene Nummer eine Zwei oder eine Drei oder eine Sechs enthalten hatte. Und ich hielt diesen plötzlichen Einfall ehrlich für das große Geheimnis, mit welchem man die Bank sprengt. Aber ich verlor. Als ich wieder einmal meine Zeit abwartete, erblickte ich hinter mir die Baronin. „Sie müssen zum letzten Mittel greifen," flüsterte sie mir zu; „ich werde einen Stotterer holen." Ich wußte, daß nach dem Glauben von Monaco jeder Naturfehler Glück brachte. Ich blickte die hungrige alte Hexe böse an, aber ich widersprach nicht. Nach wenigen Minuten schon war sie mit einem gutgekleideten, etwas verwachsenen Mann zurück, einem Amerikaner, der davon lebte, daß er anderen Leuten mit seinem echten oder nachgemachten Stottern Glück brachte. Die Baronin rühmte an ihm, daß er überdies noch bucklig war. Wirklich sah ich, daß mich die kleine Tafelrunde um dieses Glück beneidete. Er stand dicht hinter mir und versuchte, mir jedesmal eine Ziffer oder eine Chance, seine Inspirationen, ins Ohr zu sagen. Aber er stotterte so entsetzlich, daß ich die mir verratene Nummer nicht verstanden hätte, auch wenn seine Aussprache des Französischen nicht so unglaublich gewesen wäre. Oft hatte der Croupier sein Rien ne va plus gerufen, bevor der Stotterer mit der Mitteilung seiner Inspiration fertig war. Ich wurde ungeduldig und spielte nach meinem System weiter auf die Dreiundzwanzig. Ich verlor. Plötzlich einmal gelang es meinem Helfer mit einem Quatorze fertig zu werden, bevor es zu spät war. Ich setzte fünfhundert Franken auf vierzehn, und dreiundzwanzig kam heraus. Leise, aber wütend schickte ich ihn zum Teufel. Etwas lauter verlangte er sein Honorar. Der Herr habe ihn rufen lassen und zum Beweise: er habe seinen Rat befolgt. Die Blicke der Spieler schienen dem Stotterer, der noch dazu bucklig war, recht zu geben. An ihm konnte es nicht liegen, daß ich verlor. Ich gab ihm etwas, und er verzog sich mit der Baronin."

„Wahrscheinlich gingen sie essen. Ich hätte den Stotterer mehr bedauert als dich."

„Ich war nicht so lieblos gegen mich. Ich fühlte mich verraten. Inzwischen begann der Saal sich wieder zu füllen. Bald umstand unseren Tisch wieder ein dreifacher Menschenring. Die Zuschauer regten mich auf und brachten mich auf neue Inspirationen. Ich hatte kleines Gold gewechselt, um den Stotterer ablohnen zu können. Ich tauschte jetzt meine Tausendfrankennoten alle auf einmal gegen Zwanzigfrankenstücke um. Jetzt lag wieder ein Haufe Gold vor mir. Das war das einzig Richtige. In der verflossenen stillen Stunde war mir plötzlich das Verständnis für die Geheimnisse der Roulette aufgegangen. Es gab da eine Möglichkeit, die Bank zu foppen und mehr als das Maximum auf eine Ziffer zu gewinnen — wenn sie nämlich herauskam. Man brauchte nur die Ziffer selbst und ihre Nachbarinnen so mit Goldstücken zu bepflastern, daß die verschiedenen Anteile, welche auf die Mittelnummer fielen, zusammen mehr als das Maximum ausmachten. Ich wartete mit wissenschaftlicher Ruhe dreizehn Spiele ab, in denen meine Dreiundzwanzig nicht herauskam, dann warf ich meine Louisdors auf den Tisch. Lustig war es, wie ich mit feinster Berechnung die Goldstücke eilfertig überall hinlegte und der Dreiundzwanzig auch nicht auf einer einzigen Stelle die Möglichkeit ließ, mir zu entschlüpfen. Aber ich verlor. Plötzlich fühlte ich Bettys Augen auf mir ruhen. Sie stand an Villanis Arm gelehnt mir gegenüber. Als ich zu ihr aufblickte, machte sie sich frei und schritt langsam um den Tisch herum auf mich zu. „Wie geht's?" fragte sie. Ich zuckte die Achseln. Villani hielt Papiergeld in der Hand, aber er spielte nicht. Leise schüttelte er den Kopf, als ich wieder eine Mauer von Gold um die Dreiundzwanzig zog. Das brachte mich um alle Besinnung. Er hatte kein Recht, mein System zu mißbilligen. Er sollte sehen, daß ich mein eigener Herr war. Nun war kein Halten mehr. Dutzendweise lagerte ich meine Louis um

meine Nummer. Ich verlor. Noch einen Augenblick der Freude hatte ich. Betty griff eine Handvoll aus meinem schwindenden Goldhaufen und schlenderte damit an den Nachbartisch. Mit einem letzten Aufflackern der Hoffnung blieb ich dabei, meine Dreiundzwanzig zu zwingen. Mein System hatte das Gute, daß von den dreißig bis vierzig gewagten Goldstücken immer einige zu mir zurückkehrten. Ich bildete mir dann immer ein, daß das Glück mich nicht ganz verlassen hätte. Aber endlich konnte ich nicht mehr daran zweifeln, daß meine Barschaft zu Ende ging. Noch einmal konnte ich zwanzig Louis daran wagen. Ich verlor. Dann blieben mir noch etwa zehn Louis, die ich stumpfsinnig auf meine Dreiundzwanzig setzte. Eben kam Betty ärgerlich lachend zurück. Sie stellte sich neben Villani. Vingt et deux noir pair passe rief der Croupier. Ich blieb ruhig sitzen und hatte blitzschnell das Gefühl der Erleichterung. Jetzt konnte ich auch nicht ein Frankenstück mehr setzen. Aber was tun? Ich konnte mir doch nicht wie ein dummer Junge von der Bank das Geld erbetteln, um zu meiner Mutter zurückzukehren. Ich mußte an den jungen Mann in der geheimen Spielhölle denken. Ich verstand jetzt seine suchenden Blicke. Diesen Villani zum Beispiel hätte ich auf der Stelle ermorden können. Ich stierte auf den Tisch, als ob ich das Spiel noch verfolgte. Ich griff sogar in meine Tasche, als ob ich Geld hervorholen wollte. Eigentlich hoffte ich noch einen vergessenen Tausendfrankenschein vorzufinden. Der Croupier ließ sich nicht täuschen. Er blickte mich nicht mehr zögernd an, bevor er sein Rien ne va plus rief; er sah mich nicht mehr und wartete darauf, daß ich einem Anderen Platz machte. Und in meiner Tasche fand ich die Banknote nicht. Ich faßte nur das Pistol, dessen Metall aber gar nicht unheimlich kalt war, vielmehr recht behaglich anzufühlen, blutwarm. Die Berührung hatte mich ein wenig beruhigt, und ich wagte es, zu Betty hinüber zu sehen. Sie hielt den Kopf etwas gesenkt und hörte lächelnd auf das, was Villani ihr ins Ohr sprach. Dann

öffnete er gleichmütig seine Hand, Betty nahm aus ihr ein paar Goldstücke und ging ruhig an den Nachbartisch. Sie wandte sich nicht einmal nach mir um. Ich blieb nur noch so lange sitzen, bis das Blut mich wieder belebte, das plötzlich zum Herzen zurückgeströmt war. Dann erhob ich mich, tippte mit den Fingern der rechten Hand wohl nach der Tasche und verließ in guter Haltung den Saal. Niemand kümmerte sich um mich. Nur ein Beamter ging scheinbar zufällig neben mir her bis an die Stufen des Hotel de Paris. Dort verließ er mich, ich konnte jetzt tun, was ich wollte."

Edda hatte sich eng an ihren Mann angeschmiegt. Jetzt sprang sie lebhaft auf, nahm die Photographie vom Tischchen und riß das hübsche Bild mit einer kräftigen Bewegung mitten durch. „So eine Nichtswürdigkeit," rief sie erregt. „Und du solltest dich auch was schämen! Pfui!"

Dabei nahm sie den Schirm von der Lampe ab. Und mit tränenüberströmten Augen noch lachend, sagte sie: „Ich muß es heller machen, damit ich dich sehe, damit ich weiß, daß du keine Dummheiten gemacht hast." Und leidenschaftlich stürzte sie ihm in die Arme.

Heinrich wollte sein Weib zu sich auf das Sofa niederziehen.

„Nicht auf dieser Decke, ich graule mich davor," rief sie; hastig riß sie das bunte Seidenzeug herunter und warf es über eine Stuhllehne. „Man kann ja in all dem Rot nicht sehen, ob kein Blutfleck darin ist!"

Dann setzte sie sich neben ihn und schlang ihm die Arme um den Hals.

„Beruhige dich, mein Kind," sagte er leise. „Ich fürchte, ich bin sogar von dem Kutscher betrogen worden. Die Decke stammt wohl ebensowenig von einem Selbstmörder, als die Geldtasche der Baronin. Du siehst ja, daß Monaco gar nicht so romantisch ist. Ich habe mich ja nicht erschossen. Und bei mir hing es doch nur an einem Faden. Alle Bedingungen waren gegeben, ich, das

Pistol, Pulver und Blei. Ich drückte nur nicht los. Ich traf aber alle Vorbereitungen, und du kannst mir glauben, daß ich eine ernste Stunde durchgemacht habe. Denn ich wußte ja nicht, daß es schließlich beim schlechten Willen bleiben würde. Ich nahm mich furchtbar tragisch. Ich ging auf mein Zimmer, ließ mir Papier bringen und begann Briefe zu schreiben. Es wunderte mich, daß ein Verzweifelter eine Stunde vor seinem Selbstmorde noch friert, weil das Zimmer nicht geheizt ist. Aber es war so. Vielleicht hat mir diese Kälte das Leben gerettet. Ich sprang alle paar Minuten auf, um hin und her zu laufen, und so wollte der Abschiedsbrief an meine Mutter nicht nach Wunsch zustande kommen. Das erste, was ich in den Ruhepausen zwischen meinen Spaziergängen zu Papier brachte, war sehr töricht. Ich begann mit der Mitteilung, daß ich wegen Spielschulden aufgehört hätte zu leben, wenn dieser Brief in Bordighera eintraf. Dann versuchte ich, mich zu entschuldigen. Ich erklärte ihr deutlich und überzeugend, daß der große Verlust, welchen wir schon in Berlin durch den Börsensturz erlitten hatten, eigentlich nicht mir zur Last gelegt werden konnte. Wenn sie die Vernichtung ganzer Existenzen bedachte, so mußte sie zugeben, daß wir in dem allgemeinen Zusammenbruch noch glimpflich davongekommen waren. Ich hatte im Grunde nichts auf dem Gewissen als den sündhaften, dummen, unverzeihlichen Spielverlust von fünfundzwanzigtausend Mark. Nun würde meine Mutter gewiß sagen, so schrieb ich, daß ein junger Mann sich nicht gleich zu erschießen braucht, wenn er in einer unerklärlichen Stunde einen Teil des Vermögens verspielt hat, daß vor allem ein Sohn seiner Mutter den großen Verlust nicht noch zu dem kleinen aufbürden dürfe. Als ich meiner Mutter diesen Einwurf in den Mund gelegt hatte, gefiel er mir so gut, daß ich nichts darauf zu erwidern wußte. Sie hatte ja ganz recht. Man hätte mich ausgelacht. Es wäre ein Dummerjungenstreich gewesen. Ich mußte meiner Mutter die volle Wahrheit schreiben:

daß mich der Kummer um die Untreue Bettys in den Tod trieb. Ich zerriß den angefangenen ersten Brief in kleine Stücke, aber ich schrieb nicht einmal das erste Wort vom anderen nieder. Im Zimmer auf und nieder jagend, suchte ich mir meine Gefühle selbst klarzumachen, damit meine Mutter sie verstehen konnte. Aber da kann ich über ein seltsames Schamgefühl nicht hinweg. Im Grunde war ich eher geneigt, den Villani niederzuschießen, als mich selbst. Wenn ich nun Betty so gering achtete, daß ich um ihretwillen nicht einmal den Villani forderte und tötete, wie konnte ich mich selbst um ihretwillen vernichten? Schätzte ich mich denn geringer als den Villani? Diese Überlegung deuchte mir äußerst scharfsinnig, da ich aber auch hier keine Antwort fand, so war sie für einen Abschiedsbrief an die Mutter nicht gut zu brauchen. Ich gab es auf. Ich wollte meine letzten Worte nur an dich richten. Du solltest die Mutter trösten. Du warst ja so lieb und gut. Vorher mußte ich das Geschäftliche erledigen; die Gedanken an Villani hatten mich daran erinnert. Ich schrieb mit verklamten Fingern eine Generalvollmacht an meinen Freund Jakubowski. Du kennst ihn ja, den Musikanten, der ebenso ungern wie gewissenhaft Bankgeschäfte treibt. Er sollte aus Villanis Verwahrung alle unsere Wertpapiere an sich nehmen, meine Schuld bezahlen und meiner Mutter einen genauen Bericht über ihre Vermögenslage nach Bordighera senden. Während ich diese Zeilen vollendete, hörte ich im Nebenzimmer, wo Betty wohnte, flüstern und gehen und kommen. Dann war es, als ob schwere Möbel gerückt würden. Sie übersiedelte wohl in einen anderen Gasthof. Mir wurde ganz wohl bei der Vorstellung, daß sie nicht mehr in meiner Nähe sein sollte. Ich schob dieses Gefühl der Freude auf die Gewißheit meines nahen Todes. Aber ich lauschte doch ängstlich auf jeden Ton von nebenan und wurde unruhig, als nichts mehr zu hören war. Zerstreut schloß ich den Brief in einen Umschlag, schrieb Jakubowskis Namen und Wohnung auf und begann dann

den Brief an dich. Geliebte Edda, so war er überschrieben, und weiter kam ich nicht. Ich hatte im Sinn, dir eine Liebeserklärung zu machen. An deiner Seite wäre ich glücklich geworden; aber das Schicksal hatte ein dämonisches Weib über meinen Weg geführt und das mußte ich wider meinen Willen lieben. Ich tat mir sehr leid und fing zu weinen an. Bitterlich. Es fiel eine Träne auf die geliebte Edda. Im Zimmer aber wurde es so kalt, daß ich nicht sitzen bleiben konnte. Ich nahm mich zusammen und ging zum Portier hinunter. Er sollte in meiner Stube einheizen lassen, er sollte den Brief zur Post besorgen. Schwer entschloß ich mich, endlich die Frage zu stellen, wegen der ich hinuntergekommen war. Ob die Dame von Nummer dreiundzwanzig und der Herr von Nummer zweiundzwanzig schon zum Souper heimgekehrt waren. Der Portier besann sich. „Richtig," rief er, „Sie sind der Herr von Nummer vierundzwanzig? Für den Herrn ist ein Brief mit der Post gekommen. Rekommandiert. Der Herr können morgen unterschreiben. Und die Dame von dreiundzwanzig hat diesen Brief zurückgelassen." Ich hätte aufschreien mögen. Mit zitternden Fingern riß ich das Blatt auseinander. Ich weiß heute noch jedes Wort auswendig. „Mein lieber Freund, ich werde nie einen anderen lieben als Dich, aber Du wirst selbst einsehen, daß es so nicht bleiben konnte. Ich habe Dich lieber als ihn, aber er ist sehr nett. Ich freue mich so auf Paris. Sei mir nicht böse. Deine treue Betty." — Ich stürzte auf mein Zimmer zurück, um keinen Menschen zum Zeugen meines Schmerzes zu machen, der sich fürchterlich äußern mußte. Ungeduldig wartete ich auf diese Äußerung. Einstweilen zerriß ich Bettys Billett, dann das Blatt mit den zwei Worten und der einen Träne, dann zog ich meinen Überzieher an, setzte den Hut auf, steckte das Pistol in die Tasche und stürmte hinaus in die Nacht, um meinem ungeheuren Schmerze Raum zu geben. Mit scheinbarer Fassung machte ich beim Portier noch einmal Halt, ob keine münd-

liche Bestellung für mich da wäre? — „Von wem?" — „Von der Dame auf Nummer dreiundzwanzig." — „Ach richtig, Sie sind der Herr von Nummer vierundzwanzig. Nein. Der Herr und die Dame sind in einem Wagen nach Nizza gefahren; Briefe sind — er blickte in sein Buch — vierzehn Tage lang nach Paris, dann nach Berlin nachzusenden." — Jetzt wußte ich alles. Langsam, aber entschlossen schritt ich über den hellerleuchteten Platz und durch den märchenhaften Park in die Einsamkeit hinaus, gegen die Felsenhöhe Laturbia zu. Es war gegen neun Uhr. Außerhalb Monaco war kein Mensch mehr zu sehen. Ich tat ein paar tiefe Atemzüge, das tat mir gut. Ein unklares Gefühl von Weltschmerz hatte sich geregt; als ich aber kräftig atmend den steilen Weg bergauf schritt, kam das Bedürfnis der Sammlung über mich. Ich wunderte mich über meine Ruhe und suchte sie mir zu erklären. Mit dem Lauf des Pistols spielend, horchte ich auf meine Gefühle. Was sich zuerst meldete, das war ein gesunder Hunger. Das war natürlich, und ich brauchte mich nicht zu verachten, wenn ich eine ordentliche Mahlzeit nahm, bevor ich tat, was notwendig war. Auch die Homerischen Helden sättigten sich mit Speise und Trank, bevor sie sich töten ließen. Ich war schon auf dem Rückwege. Ich mußte doch auch erst meinen Brief an die geliebte Edda schreiben, Bestimmungen über mein Reisegepäck treffen und meine Rechnung im Hotel begleichen. Aber damit belog ich mich nur selber. Meine Sachen hätten den Wirt vollauf befriedigt. Die Sorge, welche hinter den Kulissen meiner Selbstmordgedanken immer wieder hervorlugte, war die: wovon sollte ich das Souper bezahlen, wonach mich mit jedem Schritte mehr gelüstete. Ich hatte einen Wolfshunger und buchstäblich keinen Sou in der Tasche. Ich konnte meine Uhr versetzen, meinen Reisepelz verkaufen. Aber du wirst begreifen, daß es gegen die Ehre eines entschlossenen Selbstmörders geht, sich in so gemeiner Weise Befriedigung eines tierischen Instinkts zu verschaffen. Lieber wollte ich hungrig zur

Hölle fahren. Nur ein Wunder konnte mich noch sättigen. Ich war im guten Turnerschritt wieder auf Monte Carlo angelangt. Ich warf einen traurigen Blick ins Café de Paris und ging dann müde ins Hotel. Ich war schwach vor Hunger. Vor der Loge des Portiers fiel mir der eingeschriebene Brief ein, den ich vorhin in meiner Seelenqual liegen gelassen hatte. Er war rekommandiert, er enthielt am Ende Geld. Vielleicht hatte ein verbummelter Kollege, dem ich vor Jahren etwas Geld geliehen hatte, plötzlich Reue gefühlt. Vielleicht sandte mir mein Weinhändler die Summe zurück, um welche er mich im Laufe der Jahre durch Plantscherei betrogen hatte. Es war ja am Ende möglich, ebenso möglich wie das Wunder, das wirklich geschah: daß du mir fünfzig Lire einschicktest, um damit für deine Rechnung zu spielen."

„O du Scheusal, o du Betrüger!..."

„Es war nur Unterschlagung. Aber da ich dem Hungertode nahe war, so ist auf mildernde Umstände, wenn nicht auf Straflosigkeit zu erkennen."

Edda setzte sich ihrem Mann auf den Schoß und erstickte ihn fast unter Küssen. „Ich habe mich so geschämt," sagte sie endlich, als sie lachend von ihm abließ. „Seitdem du in Monaco warst, wurde auch bei uns in Bordighera an der gemeinsamen Tafel von nichts anderem gesprochen, als von der Roulette. Wir unterhielten uns mit der Mutter ganz ernsthaft darüber, ob du verlierst oder gewinnst. Auf die meilenweite Entfernung wurde ich vom Spielteufel gefaßt. Und dann wollte ich dir doch einen Gruß senden. Darum legte ich die Anemone bei."

„Ich habe die Anemone anfangs nicht völlig gewürdigt," rief Heinrich übermütig lachend. „Aber die fünfzig Lire hoben meinen Mut in unbeschreiblicher Weise. Ich dachte nicht daran, sie zu verspielen. Sofort legte ich Hut und Überzieher ab und bestellte ein Souper. Und während ich bei einer Sardine und einem Glase Bordeaux wartete, spendete ich mir die schönsten Lobsprüche. Erstens war meine unselige Spielleidenschaft zu

entschuldigen, wenn meine liebe, liebe Edda — ich war dir so namenlos dankbar — auf so weite Entfernung gepackt worden war. Und zweitens bildete ich mir etwas darauf ein, daß ich mir für dein Geld zu essen bestellte. Offenbar war ich gebessert. Ich war kein Spieler mehr und das freute mich von mir. Und wie mir das Essen schmeckte. Immer nur dachte ich dabei an dich, die mir den Tisch gedeckt hatte und die es so weiter täte, wenn sie hätte meine Frau werden können, wenn das Verhängnis mich nicht in den Tod getrieben hätte. Aber ich wollte nicht weich werden. Ich kannte meinen Weg. Gekräftigt und merkwürdig heiter verließ ich den Speisesaal, zahlte meine Zeche und verlangte im Bureau meine Gasthofrechnung.

Die Wirte in Monaco sind keine Gemütsmenschen. Man bezahlt bar, was man verzehrt, und darf auch sein Zimmer nicht lange schuldig bleiben. Nur so war es möglich, daß von deinen fünfzig Lire noch etwas übrigblieb. Ich hatte eigentlich nichts mehr auf Erden zu bestellen. Als ich aber ein Goldstück und etwas Silber wieder zwischen den Fingern fühlte, ging ich geradewegs nach dem Kasino. Gedankenlos legte ich, als hätte ich hier niemals mit Tausenden um mich geworfen, fünf Franken auf den Tisch. Nach wenigen Minuten hatte ich gewonnen, was ich von deinem Gelde unterschlagen hatte, und noch eine Tasse Kaffee, eine Zigarre und das Billett nach Bordighera darüber. Ich zog meinen Gewinn ein und verließ den Saal. Ich war außerordentlich zufrieden mit mir. Ich konnte mir das Zeugnis ausstellen, daß ich gebessert war und nicht das Andenken eines gewissenlosen Menschen hinterließ. Denn die großen Summen, die ich verspielt hatte, gehörten meiner Mutter, oder eigentlich mir selbst; das ging keinen Menschen was an. Aber deine fünfzig Lire! Ich mußte sie dir wiederbringen! Ja, das sah ich klar vor mir, ich mußte dir noch einmal in die lieben Augen sehen, dir für meine Rettung danken und meine alte Mutter ans Herz drücken. Dann

konnte ich seelenvergnügt sterben. Und der Entschluß machte mich schon jetzt seelenvergnügt. Ich konnte das fatale Geschäft auf morgen aufschieben; es wäre aber auch schändlich gewesen, gleich nach einem guten Abendbrot die Welt zu verlassen. Ich hatte noch einige Zeit, bis der letzte Zug nach dem Osten abging. Behaglich gönnte ich mir im Café de Paris meine Tasse und die Zigarre und dachte an dich, der ich diese letzte glückliche Stunde verdankte. Daß der fürchterliche Abschluß meiner Liebesgeschichte meine Gedanken nicht weiter beschäftigte, überraschte mich nicht gar zu sehr. Mein Gott, sie hatte mich eben zugrunde gerichtet, und ich jagte mir dafür eine Kugel in den Kopf, basta. Was war da noch viel nachzusinnen. Das stimmte wie Schuld und Sühne in der Tragödie, wie Soll und Haben im Hauptbuch, wie Ursache und Wirkung in der Natur. Das war selbstverständlich und abgetan. Und es freute mich, daß das Bild des dämonischen Weibes mich nicht mehr verhinderte, die Augen meiner kleinen Edda vor mir zu sehen. Ja, ich mußte zu ihr. Gemächlich ging ich die Sandsteintreppen zum Bahnhof hinunter. Ingrimm und Scham stiegen plötzlich in mir auf; ich sah, wie man hinten bei flackerndem Laternenschein den Train des décavés rangierte, den langen Zug, der Hunderte und Hunderte von meinen Leidensgefährten nach dem Westen führen sollte, nach Nizza, wohin auch sie mit ihm geflohen war. Glücklicherweise lag mein Pistol in der Überziehertasche noch bereit. Da kam eben von Nizza her mein Zug, der mich gegen Osten hin führen sollte. Dutzendweise stiegen neue Opfer des Teufels von Monaco aus und eilten geschäftig die Treppen hinauf, um ein Viertelstündchen zu spielen, bevor die Bank geschlossen wurde. Ich glaube, ich war der einzige Mensch, der den Zug weiter benutzte. Ich konnte es plötzlich nicht erwarten, daß die Lokomotive pfiff und es weiterging. Hier drohte mir Gefahr, hier konnte ich noch tiefer sinken. Es kam ein furchtbares Angstgefühl über mich. Wenn der Zug

nur erst weiterfuhr! Dann erwartete mich irgendwo Glück. Dann benützte ich wahrscheinlich das Rasseln der Räder, das Alleinsein, um endlich ein Ende zu machen. Es dauerte eine Ewigkeit. Monte Carlo ist ja eine Hauptstation. Der Schaffner kam und behandelte mich etwas von oben herunter. Er hatte ja recht. Wer ein bißchen etwas war, verließ Monaco nicht um diese Zeit, um ostwärts zu fahren. „Sie haben ein Billett bis Bordighera?" fragte er. „Sie wissen, der Zug geht nur bis Ventimiglia. Um vier Uhr morgens können Sie weiterfahren." Er schloß die Tür. Endlich. Die Lokomotive pfiff, schwer und langsam setzte sich der Wagen in Bewegung, jetzt sah ich die beleuchteten Fenster des Spielsaales auf dem Felsen, jetzt die hellen Straßen der Condamine, jetzt noch die funkelnde Linie von Gaslaternen, die sich zum alten Raubschloß der Fürsten von Monaco hinaufzog, dann ein Pfiff, wir fuhren in einen Tunnel ein, und Monaco war verschwunden, auf Nimmerwiedersehen. Ich war neugierig, was jetzt geschehen würde. Irgendwie mußte die Spannung sich lösen. Und mitten im Tunnel, während des Donnern des Zuges hundertfach verstärkt von den feuchten Steinwänden widerhallte, schrie ich auf, als wollte ich bis in Nizza gehört werden. Herr Gott, dich loben wir, ich bin sie los! Jetzt wußte ich, wie mir zumute war. In einem Freudenrausch warf ich den Überzieher ab und schleuderte den Hut ins Netz hinauf. Ich öffnete bald beide Fenster und atmete die Seeluft, die weich vom Süden heraufkam. Ja, ich wollte sühnen und mich töten, das war ja erledigt. Aber ich tat unrecht, auf Monaco böse zu sein. Welch ein Glück hatte ich im Spiele gehabt! Wenn ich gewann, so wurde ich das käufliche Weib niemals wieder los. Wenn ich gewann, so fuhr ich mit ihr nach Paris und verlor mein Selbst. Mit meinem Gelde hatte ich meine Ehre und mein Leben verspielt — das war ja erledigt! Aber der Verlust hatte mich frei gemacht! Ich war frei! Und das letzte Jahr, das Jahr der Verbindung mit ihr, das auf mir

gelastet hatte wie Alpdruck, das zerfloß in Nichts, wie die Wellen da unter mir im Ansprung gegen den Bahndamm rollten, als wollten sie ihn verschlingen, die aber mit dem ärgerlichen Laute der Wut zusammensanken und im weiten Meere zergingen. Unglück im Spiel, Glück in der Liebe! Wie wahr! Die falsche Liebe, die am Gelde hing, ging mit dem Geld zum Teufel! Und Edda würde mich morgen beim Kaffee um so freundlicher anlachen."

„Es freut mich, daß du ein so richtiges Urteil über die Edmoser gewonnen hast."

„Ich war nur in jener Stunde so aufgebracht, Edda. Heute gedenke ich ihrer mit Milde und . . ."

„Na?"

„Der Lokomotivführer, der Heizer, der Schaffner und ich kamen glücklich nach Ventimiglia. Es war zum Glück die Eisenbahn. Ein Pferd wäre von meinem Jubel scheu geworden. Aber hier ging der französische Zug nicht weiter. Wir waren auf italienischem Boden und sollten natürlich gleich vier Stunden warten. Und drüben sah ich das zackige Vorgebirge von Bordighera vor mir liegen. Es war nur ein Spaziergang von einer Stunde. Ich übergab einem müden Träger Gepäck und Überzieher; er sollte alles am nächsten Morgen nach Bordighera in unser Hotel schaffen. Ich aber nahm meinen alten Berliner Ziegenhainer zur Hand und marschierte fröhlich drauflos. Edda, ich kann dir die Genugtuung nicht versagen: wenn du dabei gewesen wärst, diese nächtliche Wanderung wäre noch schöner gewesen als jene Wagenfahrt auf der Corniche. Aber du schwebtest mir bei jedem Schritte vor. Du kennst ja den Weg. Überall duftet es nach deinen Lieblingsblumen. Morgen war ich ein toter Mann, ich hatte gewissermaßen schon mein Billett ins Jenseits gelöst, aber bis zur Abreise wollte ich mir mein Glück nicht stören lassen. So kam ich nach Bordighera. Wie die Palmen mich durch die Nacht grüßten! Und geradeaus die Strada Romana entlang

ging ich auf die Palmen zu, hinter denen hoch oben unser Hotel lag. Und als ich auf dem Capo stand und in die ungeheure Nacht hinaussah: weißt du, Edda, über mir und bis nach San Remo hinüber lag es dunkel und schwarz, der ganze Himmel war verhängt, wie eine Kirche beim Totenamt; aber rechts hinüber am Horizont, da schimmerte es in silbernen Umrissen, ich unterschied den Leuchtturm von Villefranche und die Schneegipfel des Mont Estérel. Zwischen diesen beiden Lichtern lag Nizza. Wieder atmete ich tief auf. Gottlob! Wenn ich jetzt nicht hätte sterben müssen, ich hätte als ein anderer Mensch weitergelebt. Der Weg zu dir war mit guten Vorsätzen gepflastert ..."

„Du!"

„Na eben, das war ja das Merkwürdige. Der Weg von der Spielhölle zu dir! Ich war gerührt, aber es war ein Uhr nachts. Ich klingelte unseren Hausknecht heraus, und er leuchtete mir, leise brummend, bis zu meiner Stube, welche ihr ja für die paar Tage behalten hattet. So geräuschlos wie möglich begab ich mich zu Ruhe. Aber plötzlich fielen die Silberstücke deines mir anvertrauten Vermögens zu Boden. Ich hörte nebenan ein leises Rascheln, dann wurde geflüstert und gekichert."

„Das Kichern war ich. Wir wußten ja nicht sicher, ob du es warst. Auf meinen Rat fragte die Mutter darum nicht geradezu, sondern auf einem diplomatischen Umwege: Ob es wohl der Heinrich ist?" Und deine Antwort: „Ich bin es, liebe Mutter!" klang in der stillen Nacht so unglaublich kläglich und schmerzbewegt, daß ich nicht aufhören konnte zu lachen, bis ich wieder einschlief."

„Vorher warst du noch so herzlos zu fragen, ob ich denn alles verspielt hätte. Ich würdigte dich keiner Antwort, aber ich überwand den kleinen Ärger bald. Ich legte mich zu Bett, und es war mir so wohl wie in der Kinderzeit, nach einer Krankheit, wenn mir nichts mehr weh tat und die Mutter noch immer neben mir wachte. Du und die Mutter meine Nachbarn. Das war doch

anders als im Hotel de Paris. Ich schlief sehr bald ein. Unmittelbar vor dem Einschlummern fiel es mir noch in den Sinn, daß das Pistol in meiner Überziehertasche auf dem Bahnhofe von Ventimiglia lag. Das beruhigte mich vollends. Ich konnte aber nicht mehr lachen, denn ich schlief schon und wachte erst um elf Uhr auf — wie ein Spieler in Monaco."

„Darüber ist gar nicht zu lachen. Es war mein Glück. Deine Sachen kamen um acht Uhr morgens und der Träger erzählte von dem Herrn, der ihm das Zeug übergeben hatte. Die Mutter erwartete dich ruhig mit dem Kaffee. Mir aber hatte der Mann den Überzieher heimlich übergeben und mir Vorsicht anempfohlen. Du kannst dir meinen Todesschreck denken, als ich den Rock durchsuchte und das geladene Pistol fand. Dein elegischer Ton, dein „ich bin es, liebe Mutter", wollte mir nicht aus dem Kopf. Ich nahm das Pistol natürlich an mich und versteckte sie in meinem Handschuhkasten."

„Ich glaubte, der Kerl hätte die Waffe gestohlen."

„Ich sage dir, Heinz, ich wußte alles, vom ersten Augenblicke an, da du verstört zum Frühstück kamst. Daß du mit der Edmoser zusammen warst, daß du Hunderttausende verloren hattest, daß sie mit einem anderen davongelaufen war, das alles stand unklar, aber unzweifelhaft vor mir. Die Mutter ließ sich einreden, daß dich die ungünstigen Nachrichten über den Stand eurer Wertpapiere so verstimmten. Sie wüßte es fast seit einem Jahre, sagte sie, und hätte sich längst in das kleine Unglück gefügt. Es wäre ja nicht deine Schuld. Ich aber ließ dich nicht aus den Augen. Auf die Gefahr hin, mich dir an den Hals zu werfen, ließ ich dich nicht allein."

„Du warst so lieb und gut."

„Ich war so glücklich in aller Angst. Du hattest deine Berliner schnoddrigen Redensarten ganz verlernt, du warst so gefühlvoll, du machtest dich niemals über mich und die Natur lustig. Du pflücktest mit mir Veilchen und Anemonen, du wärst entsetzlich komisch gewesen,

wenn ich mich nicht so um dich gebangt hätte. Das Herz krampfte sich mir zusammen, so oft ich des Abends mit einem innigen „gute Nacht" dich verlassen mußte; ich schlief nicht und wurde erst wieder froh, wann ich dich wiedersah."

„Ich schlief eigentlich immer ganz gut. Aber bei Tage war es mir immer, als ob ich kein Recht hätte zu leben und mir deine Liebe gefallen zu lassen. Ich sah, wie glücklich die Mutter über unsere Annäherung war, aber ich wagte kein offenes Wort zu sprechen. Hatte ich mich dir anvertraut, oder hatte ich meiner Mutter die Schuld gestanden, so war von einem Selbstmord nicht mehr die Rede; das fühlte ich. Aber ich glaubte, dann einen unauslöschlichen Makel an meiner Ehre zu sehen. Mir war, wie gesagt, zumute, als hätte ich meine Fahrkarte nach dem Jenseits bezahlt. Nun hatte ich an dem Bestimmungsort vielleicht gar nichts mehr zu tun. Aber ich bildete mir ein, daß der hohe Preis der Fahrkarte mich zur Reise zwang."

„Es war unerträglich. In der Nacht zum Sonntag warst du zurückgekommen. Acht Tage später war ich mit meiner Geduld und meiner Kraft zu Ende. Die englischen Familien aus unserer Pension waren bei ihrer Andacht, die Mutter saß über den Briefen, die sie aus Berlin erhalten hatte, in der Kirche dröhnten und bimmelten die großen und kleinen Glocken, als wollten sie die Beter der ganzen Welt zum jüngsten Tage rufen, da wurde auch mir feierlich zu Sinn und ich beschloß, dich zu Rede zu stellen. Bis heute habe ich mich gescheut, die Erinnerung wieder in dir wachzurufen. Jetzt ist keine Gefahr mehr. Wir haben ja ein Kind. Laß mich. Ich nahm das Pistol aus meinem Handschuhkasten und steckte es in meine Tasche. Bei jedem Schritte glaubte ich, es würde losgehen. Aber ich war tapfer und forderte dich auf, mit mir nach dem Torre dei Mostacini zu klettern. Du warst düster wie der leibhaftige Selbstmord. Wir stiegen im lustigen Sonnenschein zwischen den

alten Ölbäumen schnell und ohne zu sprechen auf den Kamm des Berges. Auf der freien Stelle, weißt du noch, wo die Burgruine aus einem Gebüsch von Ginster und Brombeeren emporragt, faßtest du mich bei der Hand. So gingen wir zusammen die wenigen Stufen bis zum ersten Turmgemach hinauf. Dort wolltest du mich küssen."

„Warum hast du es nicht geduldet?"

„Ich hatte Angst wegen des Pistols. Oben auf der Plattform machtest du plötzlich, wie halb im Scherz, den Vorschlag, dich mit mir hinunterzuwerfen."

„Ich dachte ja immer an meine Pflicht, mich zu töten. Du antwortest mir sehr vernünftig, daß der Turm nicht hoch genug wäre, daß wir höchstens einen Fuß brechen und an den Dornen die Gesichter zerreißen würden. Dann aber kam der Augenblick, den ich dir nie vergessen werde. Du riefst: „Wenn du mich lieb hast, so sage es mir. Sonst töte ich mich auf der Stelle." Und du zogst die Waffe hervor. Ich erkannte sofort mein Pistol. Aber ich bekam so einen Schreck, daß ich an nichts anderes dachte, als sie dir aus der Hand zu reißen. Du aber richtetest den Lauf irgendwo in die Luft und schriest außer dir: „Sage es oder ich drücke los." Und du wolltest wirklich losdrücken."

„Ich tat es aus reiner Angst."

„Weißt du, Hans, es war eigentlich sehr komisch. Das Pistol war von uns beiden weggerichtet, und den Hahn hattest du nicht aufgezogen. Und damit wolltest du mich schrecken. Ich erschrak wirklich. Aber als die Feder schnappte, ohne daß es auch nur knallte, da mußte ich doch lachen."

„Du hieltest mich mit der linken Hand fest, nahmst mir mit der Rechten die Waffe fort, spanntest den Hahn und drücktest in den Ölwald hinein ab. Es ging mir doch durch alle Glieder, wie wenn der Blitz einschlägt und es donnert so fürchterlich. Dann fielen wir einander in die Arme."

„Und küßten uns."

„Hauptsächlich du. Kein Mensch war zu sehen, und die Kirchenglocken dröhnten und bimmelten noch immer herauf. Wir blieben noch lange zusammen."

„Und küßten uns."

„Laß mich. Auf dem Heimwege warst du fast ungezogen. Aber es blieb ein Schatten zurück, auch dann noch, als wir zur Mutter hineintraten, um uns als Brautpaar vorzustellen, und als die Mutter sich vor Glück und Tränen nicht zu lassen wußte. Du mußt mir jetzt alles erklären, Heinz. Du bliebst nachher, als ich den Brief an meine Großmama nach Magdeburg schreiben mußte, mit deiner Mutter eine halbe Stunde allein; und als ich wiederkam, da warst auch du im Glücke so ruhig, so frei. Der Schatten war fort. Was war das?"

„Eine Kleinigkeit vielleicht. Aber mir erschien es als ein zweites Wunder, als meine Ehrenrettung. Der Brief von Jakubowski war eingetroffen. Er hatte unser Vermögen in seine Verwaltung genommen. Wie er schrieb, hatten sich die Papiere im Laufe der letzten Monate wieder erholt, so daß mein Verlust im Spiel zur Hälfte wieder eingebracht war. Das aber hätte mir nicht genügt. Aus seinem Berichte erfuhren wir, daß Villani noch vor vierzehn Tagen an der Börse für bankerott galt. Schon hatte man seine Abreise als Flucht angesehen. Da wären aus Paris große Summen eingegangen, welche die Firma wieder flott machten. Jakubowski verstand den Zusammenhang nicht. Ich aber wußte, daß Villani unser ganzes Vermögen rettete, als ich einen Teil davon gegen ihn verspielte, als er um die Edmoser gegen mich va banque spielte. Du brauchst nicht die Nase zu rümpfen, Edda. Es war nicht mein Verdienst; aber ich fühlte mich frei."

Heinrich zog sein Weib noch näher an sich heran und flüsterte ihr gute Worte ins Ohr. Errötend schlug sie ihn auf den Mund. Da erhob der Kleine wieder sein Stimmchen, Vater und Mutter lösten ihre Umarmung, und einander überstürzend eilten sie ins Kinderzimmer, wo die verschlafene Amme das rosige Geschöpf ruhig aufnahm.

Nachwort zum sechsten Bande

Als ich daran gehen mußte, unter meinen vielzuvielen Erzählungen und kurzen Geschichten eine Auswahl zu treffen, da wurde es mir wieder einmal deutlich, daß wir Schreibersleute alle, oder doch fast alle, mehr schreiben, als uns aufgegeben ist. Die drei Beweggründe jedes menschlichen Handelns — Hunger nämlich und Liebe und Eitelkeit — wirken zusammen und verführen uns zu der Überproduktion, die im künstlerischen Schaffen noch ganz anders gefährlich ist als etwa in der Industrie. Wir schreiben freilich nicht immer mehr, als die Nachfrage verlangt; aber wir schreiben mehr, als die innere Not der Sehnsucht fordert, der zwingenden Sehnsucht. So mag es auch bei denen, die das Geschichtenerzählen nicht als ein Gewerbe betreiben wollen, unabsichtlich zu Wiederholungen kommen oder zu Streckungen.

Auch in mir war die Lust am Fabulieren mitunter stärker als die innere Not. Ich habe mich also bei der Auswahl der hier gesammelten Erzählungen, die in den zwanzig Jahren von 1876 bis 1896 entstanden sind, einzig davon leiten lassen, ob ich mir bewußt war, daß mir die einzelnen Stücke gewissermaßen im Schlafe geschenkt worden waren oder nicht. Ich habe recht streng gesichtet und nur diejenigen Erzählungen aufgenommen, die sich mir nach treuer Erinnerung wie von selbst geformt hatten, fast ohne meinen Willen und fast ohne Überlegung, die mich eigentlich gar nichts gekostet hatten.

Als ein Beispiel für dieses müheloſe Gestalten darf ich meinem guten Leser mit Sicherheit einen Fall vortragen, der mir bezeichnend scheint für das seelische Wesen

des dichterischen Erfindens oder doch meines besten eigenen Erfindens. Ich hatte mich einmal, auf einem Hügel bei Teplitz, vor bald vierzig Jahren, am Nachmittag unter einer alten Kiefer hingestreckt und in der eben empfangenen Sagensammlung von Heinrich Pröhle gelesen. Eine kleine Barbarossasage nahm mich ganz gefangen: der bergentrückte Kaiser schenkt dem Schäfer, einem Sonntagskinde, das silberne Horn, auf welchem der Schäfer dann die lustigsten Weisen blasen lernt, so daß er die Menschen erfreuen kann oder sonst glücklich wird. Ich fragte mich noch, ob die Begabung durch ein Wunderhorn nicht eher zum Unheil ausschlagen müßte, als zum Heil. Darüber schlief ich ein, unter der alten Kiefer. Im Dämmerzustand war ich zunächst der Schäfer in der Höhle des steinernen Barbarossa; dann verwandelte sich der alte Kaiser in ein junges Mädchen, das silberne Horn in einen goldenen Fiedelbogen; und endlich erlebte ich im Traume, bis ins kleinste ausgewirkt, die Geschichte vom „Goldenen Fiedelbogen". Ich brauchte sie nachher nur niederzuschreiben und die geringe Einleitung vorauszuschicken; ich konnte alles so stehen lassen, wie es gewesen war. Ich habe kaum gefeilt, habe nicht einmal den Nebenumstand gebessert, daß das musikalische Leitmotiv des Traumes oder der Erzählung, die heißgeliebte große Phantasie von Franz Schubert, meines Wissens in Wahrheit ein Klavierstück für vier Hände ist und nicht ein Violinkonzert.

Ähnlich steht es, wenn auch nicht immer mir so zum Greifen nahe, um die anderen Geschichten dieses Bandes. Was mir nicht geschenkt worden war, das habe ich nicht noch einmal des Druckes für wert gehalten. So leicht hätte ich es mir immer machen sollen.

Mit diesem verspäteten Geständnisse nehme ich Abschied von meinem guten Leser.

Meersburg, den 9. Dezember 1919.

Fritz Mauthner.

Inhalt des sechsten Bandes

Seite

Vom armen Franischko, Kleine Abenteuer eines Kesselflickers, 1876 1
Wie der Franischko die Historie studierte 3
Wie der Franischko das Stehlen lernte 10
Wie der Franischko Geographie studierte 18
Wie der Franischko das Schreiben lernte 34
Wie der Franischko einen Juden bekehren wollte . . . 48
Wie man dem Franischko seinen Glauben nahm . . . 57
Wie der Franischko seine Weihnachten feierte 64
Wie der Franischko ins Gefängnis kam und es nicht wußte 71
Der goldene Fiedelbogen, 1880 85
Der Schwimmer, 1882 141
Der wilde Jockei, 1890 153
Ein Abend im Irrenhaus, 1885 185
Der steinerne Riese, 1892 203
Glück im Spiel, Eine Geschichte aus Monaco, 1895 . . . 281
Nachwort 353

LG.
M4596

210415

Author Mauthner, Fritz

Title Ausgewählte Schriften. Vol.6.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU